



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Es ist unmöglich, nicht-binär passing zu sein.“

Geschlechtsausdruck nicht-binärer Menschen zwischen
Marginalisierung und Nonkonformität in Österreichs binärem Gesellschaftssystem

verfasst von / submitted by

Jona Moro, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2023 / Vienna, 2023

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Internationale Entwicklung

Betreut von / Supervisor:

Mag.a Dr.in Sabine Prokop

„Es ist unmöglich, nicht-binär passing zu sein.“

Geschlechtsausdruck nicht-binärer Menschen zwischen
Marginalisierung und Nonkonformität in Österreichs binärem Gesellschaftssystem



Gefördert von der Hochschüler*innenschaft an der Universität Wien.

Inhalt

Vorwort	4
1. Einleitung	7
1.1. Thema und Forschungsstand	7
1.2. Aufbau der Arbeit	9
1.3. Geschlechtergerechtere Sprachverwendung	11
1.4. Methode und Sample	12
2. Geschlecht: Begriffe, Logiken, Normen	16
2.1. Doing Gender	16
2.2. Heteronormativität versus Queerness	20
2.3. Cis versus trans	27
2.4. Nicht-binäre Identitäten	29
3. Sozialisierung und Outings	31
3.1. Biologistische Geschlechtslogiken	38
3.2. Geschlechterbinarität als Selbstverständlichkeit	42
3.3. Der Weg zum inneren ‚Coming Out‘	45
3.4. ‚Coming Out‘	47
4. Körper und Geschlecht	51
4.1. Geschlechtszuschreibungen	54
4.2. Körperwahrnehmung und Passing	58
4.3. Kleidung, Aussehen, Körpersprache, Habitus	60
4.4. Irreversible Veränderungen	63
4.5. Elternschaft	66
5. Nicht-Binarität und Gesellschaft	69
5.1. Medien und Repräsentation	69
5.2. Politik, Recht und Sprache	74
5.3. Aktivismus und Strategien	78
5.4. Wünsche, Forderungen, Utopien	81
6. Conclusio	85
Literaturverzeichnis	89
Abstract	96
Anhang	97
Interview 1	97
Interview 2	106
Interview 3	114
Interview 4	124
Interview 5	134
Interview 6	144
Codesystem	152
Codierbeispiele	156

Vorwort

Ich möchte die ersten Worte den Protagonist*innen dieser Arbeit widmen: Danke, Az, Chrisu, Kaisa, Noa, Mae und Alex, dass ihr diese Arbeit durch eure Zeit, Energie und Offenheit in den Interviews mit Inhalt, Leben und Relevanz gefüllt habt! Ich hoffe, dass ich eurem Vertrauen in dieser Forschungsarbeit gerecht werden konnte. Mein aufrichtiger Dank gilt außerdem Mag.a Dr.in Sabine Prokop für die – ungelogen – optimale und im besten Wortsinn unkonventionelle Betreuung dieser Masterarbeit sowie den unerschütterlichen Glauben an mich und mein Können. Die Erkenntnis „Planung ersetzt Zufall durch Irrtum“ wird mich noch länger begleiten. Darüber hinaus möchte ich mich bei allen Menschen, die mich während des Schreibprozesses, in Phasen der Ideenfindung, des Lektorats sowie der kreativen Prokrastination unterstützt haben, von Herzen bedanken.

Des Weiteren ist es mir ein Anliegen, meine Beweggründe für die Themenwahl darzulegen und mich an einer persönlichen Verortung zu versuchen, um die Hintergründe dieser Forschungsarbeit möglichst transparent zu gestalten. Ich bin eine in Österreich geborene, nicht be_hinderte¹, junge, *weiße*² Person mit österreichischem Pass, deutscher Muttersprache sowie relativ hohem formalem Bildungsgrad und somit in vielerlei Hinsicht äußerst privilegiert. Mir ist nicht zuletzt deshalb sehr wichtig, aus meiner eigenen Positionierung und der damit zwangsläufig einhergehenden Perspektive heraus Aktivismus, Kunst und Wissenschaft zu betreiben, da ich die global und lokal herrschenden gesellschaftspolitischen Umstände weder akzeptieren kann noch will, mich aber zugleich nicht in der *white-saviour*-Rolle³ oder anderen äußerst problematischen Formens des Patronizings⁴ wiederfinden möchte.

Gleichzeitig weiß ich auch, wie es sich anfühlt, nicht der Mehrheitsgesellschaft anzugehören. Ich bin queer, trans und nicht-binär bzw. agender. Weder mein Geschlecht noch meine sexuelle Orientierung fügen sich folglich in die nach wie vor hegemoniale Heteronorm ein. Mein bei der Geburt zuge-

¹ Der Unterstrich, auch ‚ability gap‘ genannt, soll einerseits sichtbar machen, dass Be_hinderung, etwa analog zu race und Geschlecht, eine sozial konstruierte, nicht klar abgrenzbare Kategorie darstellt. Andererseits dient der Unterstrich der Worttrennung, um darauf aufmerksam zu machen, dass man nicht be_hindert ist, sondern durch die Gesellschaft behindert, im Sinne von ‚an etwas gehindert‘, wird (vgl. etwa Köbsell 2016: 89ff).

² Anmerkung zur Schreibweise: siehe Kapitel 1.3.

³ Diese Terminologie, genauer gesagt die des „White Savior Industrial Complex“, wurde im Jahr 2012 vom nigerianisch-amerikanischen Autor Teju Cole geprägt. Der Begriff dient ursprünglich zur Benennung rassistischer Machtdynamiken, die vielen – oft auch gut gemeinten – sogenannten Hilfsaktionen des Globalen Nordens für ‚Entwicklungsprojekte‘ im Globalen Süden inhärent sind (vgl. Schneider 2015: 9). In wissenschaftlichem Kontext verstehe ich den Terminus auch als Kritik an der – nicht zuletzt im Fach der Internationalen Entwicklung nicht unüblichen – Praxis, den Globalen Süden aus Perspektive des Globalen Nordens zu beforschen.

⁴ Patronizing beschreibt eine gönnerhaftem Verhalten zugrunde liegende, herablassende Haltung gegenüber mit weniger Privilegien ausgestatteten Dritten.

wiesenes Geschlecht ist *weiblich*, ich wurde wie eine *frau* sozialisiert und werde in fast allen alltäglichen Interaktionen außerhalb meines unmittelbaren sozialen Umfeldes nach wie vor als solche gelesen und behandelt. Je nach Aussehen meines Körpers, Kontext und Lesart der anderen in einer Alltagssituation beteiligten Personen führt etwa meine Präsenz im öffentlichen Raum zu also sehr unterschiedlichen Reaktionen.

Als *weiblich* gelesener Mensch weiß ich, wie sich der Schlüssel in der rechten Hand am nächtlichen Nachhauseweg anfühlt. Als queere Person bin ich es gewöhnt, abfälligen Blicken und Beleidigungen zu begegnen. Als nicht-binäre Person kenne ich das Gefühl, die eigene Existenz von Anrede und Geschlechtseintrag bis hin zum viel zitierten Toilettenbesuch abgesprochen zu bekommen. Und als *weißer* Mensch – egal welchen Geschlechts und welcher sexuellen Orientierung – kann ich niemals nachempfinden, wie sich Racial Profiling anfühlt.

Diese Alltagsbeispiele führen mir immer wieder die hohe Relevanz und Praxisnähe des Konzepts der Intersektionalität⁵ vor Augen. Entsprechend schwer fällt es mir, eine persönliche Verortung zu verfassen, die einen umfassenden Einblick in meine Situiertheit ermöglicht, da sich diese, wie ich zu behaupten wage, bei allen Menschen äußerst vielschichtig, komplex und fluide gestaltet und nicht durch eine eindeutige Positionierung an einer bestimmten Stufe der sozialen Hierarchie definiert werden kann. Paradoxerweise zeigt genau diese Tatsache die dringende Notwendigkeit des Festhaltens der persönlichen Verortung, da diese Vielschichtigkeit mit diversen Erfahrungen und Perspektiven einhergeht, die auf verschiedenste Arten unseren Blick auf uns selbst und die Welt – und damit unsere Forschung – prägen.

Als Queerfeminist*in möchte ich meinen wissenschaftlichen Blick aus der eigenen Situiertheit heraus auf ein ‚Wir‘ statt auf ‚die Anderen‘ richten. Deshalb habe ich mich für ein Themengebiet entschieden, das sich auch in meinem eigenen Leben wiederfindet und widme meine Masterarbeit einem spezifischen Aspekt der Lebensrealität nicht-binärer Personen in der Hoffnung, einen Beitrag zu un-

⁵ Der Begriff der Intersektionalität wurde von der US-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw geprägt und beschreibt die Erkenntnis, dass Diskriminierungserfahrungen mehr sind als die Summe der einzelnen Diskriminierungsfaktoren. Anhand des Beispiels Schwarzer *frauen* zeigte Crenshaw, dass diese nicht nur als Schwarze Person oder als *frau* diskriminiert werden (können), sondern auch aufgrund ihrer intersektionalen Situiertheit als Schwarze *frau* (vgl. Crenshaw 1989: 140f). Sie kritisierte, dass die jeweils innerhalb einer sozialen Kategorie am wenigsten marginalisierten Personen zur repräsentativen Gruppennorm erhoben werden, wodurch etwa Schwarze Menschen implizit *männlich* und *frauen* implizit *weiß* seien (vgl. Crenshaw 1989: 144). Crenshaws Überlegungen prägten ab den 1990er-Jahren eine neue, intersektionale feministische Strömungen bis hin zur Queer Theory.

serer Sichtbarkeit sowie Repräsentation in Wissenschaft und idealerweise auch Gesellschaft leisten zu können.

In Anlehnung an die 1978 von der deutschen Soziologin Maria Mies veröffentlichten Postulate zur Frauenforschung (vgl. Mies 1978) nehme ich in meiner wissenschaftlichen Forschung eine parteiliche, antihierarchische, emanzipatorische Haltung ein, die gesellschaftlichen Wandel anstrebt. Wenngleich Mies' Überlegungen, etwa bezüglich deren Mangel an Selbstreflexion, kritisiert werden (vgl. Wohlrab-Sahr 1993: 136) und intersektionale Situiertheiten noch kaum Eingang in die feministische Forschung gefunden hatten (vgl. Mies 1978), so hat die Quintessenz der Parteilichkeit emanzipativer Forschung in meinen Augen nicht an Gültigkeit verloren. Den klassischen Objektivitätsbegriff, den die US-amerikanische Biologin und Philosophin Donna Haraway als „the god trick of seeing everything from nowhere“ (Haraway 2008: 348) bezeichnet, halte ich für überholt und insbesondere in der Sozialforschung schlicht menschenunmöglich. Deutlich brauchbarer erscheint mir Haraways Ansatz der „situated knowledges“ (Haraway 2008: 348), der eine kritische Positionierung als Schlüssel zu einem feministischen Objektivitätsverständnis beschreibt. (Queer-)Feministische Forschung ist per definitionem nicht objektiv im traditionellen Sinne und strebt dies auch nicht an. Sie verfolgt mit wissenschaftlichen Methoden gesellschaftspolitische Motive im Kampf für Veränderung zugunsten marginalisierter Menschen.

Darüber hinaus halte ich den Zugang des Schreibens über die sogenannten Anderen für ein problematisches, (neo)koloniales Wissenschaftsverständnis, insbesondere, wenn die Forschung dem eigenen akademischen Vorankommen dient. Daher stand für mich von Beginn an fest, dass ich zu einem Thema forschen möchte, das mich selbst mitbetrifft und ich mit jenen Personen Interviews führen möchte, die Expert*innen für die Lebensrealitäten nicht-binärer Personen sind: nicht-binäre Menschen selbst (mehr dazu siehe Kapitel 1.4.).

1. Einleitung

Internationale Entwicklung als ein herrschafts- und gesellschaftskritischer Studiengang befasst sich mit globalen Zusammenhängen und Strukturen ebenso wie mit den Gesellschaften, die im gegenseitigen Wechselspiel davon geprägt werden und diese zugleich ihrerseits prägen. Heteronormativ-cissexistische Gesellschaftsstrukturen dominieren das gesellschaftliche Zusammenleben als naturalisierte Selbstverständlichkeit auf diverse Arten in fast allen Teilen der Welt. Daher lohnt es sich, diese nicht zuletzt durch den Kolonialismus hegemonial gewordene Herrschaftspraxis immer wieder und aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln einer kritischen Betrachtung zu unterziehen.

1.1. Thema und Forschungsstand

Im Falle meiner Masterarbeit habe ich die Perspektive von in Österreich lebenden Menschen gewählt, die sich nicht im normativ binären, biologistisch argumentierten Geschlechtersystem wiederfinden. Wir⁶ sind für weite Teile der Gesellschaft und auch aus Sicht der Gesetzgebung unsichtbar bzw. nicht existent, wodurch es mir – gerade auch in einem Fach wie dem der Internationalen Entwicklung – umso wichtiger erscheint, für mehr Sichtbarkeit dieser Personengruppe in Forschung und Gesellschaft zu sorgen.

Der Versuch, Daten über nicht-binäre Personen oder gar deren Geschlechtsperformanz sowie den Zusammenhang zu gesellschaftlichen Gegebenheiten in Bezug auf Geschlechtersysteme zu finden, endet mit einer sehr ähnlichen Feststellung, wie jener der britischen Psychologin, Aktivistin und Autorin Christina Richards, ihrer ebenfalls britischen Kolleg*innen, dem Arzt, Psychiater und Psychotherapeut Walter Pierre Bouman, dem Endokrinologen Leighton Seal, dem⁷ Psycholog*in, Autor*in und Aktivist*in Meg John Barker, dem deutschen Sexualwissenschaftler und Psychotherapeuten Timo O. Nieder und dem belgischen Endokrinologen Guy T'Sjoen: „A peer reviewed literature on genderqueer and non-binary identities is evidently extremely rare.“ (Richards et al. 2016: 98) Dissertationen oder Masterarbeiten zu spezifischen Themenfeldern bezüglich nicht-binärer Personen finden sich etwas häufiger, sind aber zugleich im Wissenschaftskanon weniger angesehen und gehen folglich leichter unter.

⁶ Ich verwende hier das kollektive ‚Wir‘, um meine eigene Situiertheit als nicht-binäre Person sichtbar zu machen, da sämtliche Wissenschaftler*innen nicht außerhalb, sondern als Teil jener Welt existieren, die sie befor-schen.

⁷ Bei ‚dam‘ handelt es sich um den dritten Fall des geschlechtsneutralen Artikels ‚dai‘, analog zu ‚dem‘ oder ‚der‘. Mehr dazu siehe Kapitel 1.3.

Wenn Erfahrungen nicht-binärer Menschen doch Eingang in die Forschung finden, werden diese vielfach mit jenen binärer trans Personen zusammengefasst (Darwin 2017: 317), was eine separate Analyse der Situation nicht-binärer Personen verunmöglicht. Forschung ausschließlich über nicht-binäre Personen steckt noch in den Kinderschuhen und ist zudem aus sprachlichen Gründen nicht immer leicht zu finden, da etwa unter dem Terminus ‚non-binary‘⁸ oft sämtliche nicht-cis Repräsentationen verstanden und zusammengefasst werden, was nicht-binären Menschen nur bedingt gerecht werden kann (vgl. Penklis 2020; Pawlak 2012; Ketchum 2014).

Zwei seltene Ausnahmen bilden einerseits ein Artikel der US-amerikanischen Anthropologin Anna Corwin im *Electronic Journal of Human Sexuality* (2009) und andererseits eine Dissertation dais⁹ US-amerikanischen Anthropolog*in Sharone A. Horowitz-Hendler (2020), die sich beide explizit spezifischen Aspekten der Geschlechtsperformanzen nicht-binärer Menschen widmen. Darüber hinaus kann eine Annäherung an das Thema durch Arbeiten über Geschlechtsperformanzen binärer trans Personen und deren Relation zur sie umgebenden Geschlechternormen erfolgen (vgl. Anderson 2020; Hudson 2017).

Die einzigen österreichspezifischen Daten zu nicht-binären Personen finden sich in einer Masterarbeit von m Horvat, die ebenfalls am Institut für Internationale Entwicklung verfasst wurde: Anhand qualitativer Interviews liefert Horvat einen groben Überblick über Lebensrealitäten abseits der Zweigeschlechtlichkeit und die damit verbundenen (all)täglichen Herausforderungen (Horvat 2018).

Insbesondere jene Studien, welche sich nicht nur auf die Geschlechtsidentität per se beschränken, sondern unsere geschlechtsspezifischen Erfahrungen in Verbindung mit anderen Lebensbereichen bringen, sind rar gesät, aber vorhanden. Exemplarisch sei hier der eingangs zitierte Artikel von Richards und ihren Kolleg*innen erwähnt, der versucht, Mediziner*innen das Thema und mögliche spezifische Bedürfnisse von Personen außerhalb der Geschlechterdichotomie näherzubringen (Richards et al. 2016).

Nicht-binäre Personen sind wissenschaftlich und realpolitisch stark unterrepräsentiert, obwohl sie eine besonders vulnerable Gruppe bilden, die etwa höhere Risiken für psychische Erkrankungen und Suizid aufweist (Matsuno & Budge 2017: 116ff). Diesen Status quo aufrecht zu erhalten, fördert eine weitere Marginalisierung mit allen daraus resultierenden negativen Konsequenzen für Betroffene.

⁸ Die einfachen Anführungszeichen dienen in der vorliegenden Masterarbeit entweder der Markierung von sozialen bzw. sprachlichen Kategorien oder der Sichtbarmachung eines (Fach-)Terminus. Sie ersetzen in einigen Fällen ein vorangestelltes ‚sogenannt‘ und dienen – anders als doppelte Anführungszeichen – nicht der Zitation.

⁹ Bei ‚dais‘ handelt es sich um den zweiten Fall des geschlechtsneutralen Artikels ‚dai‘, analog zu ‚des‘ oder ‚der‘. Mehr dazu siehe Kapitel 1.3.

Mein Ziel in dieser Masterarbeit ist es, einen kleinen Teil zu mehr Sichtbarkeit nicht-binärer Personen im Speziellen und queerer Menschen im Allgemeinen beitragen zu können. Darüber hinaus möchte ich durch diese Masterarbeit eine alternative Perspektive auf Geschlechterverhältnisse, -zuschreibungen und -hierarchien eröffnen, sowie deren Selbstverständlichkeit aus einer spezifischen queerfeministischen Positionierung heraus infrage stellen.

Diese Forschungsarbeit wird der Frage nachgehen, was es für den Findungsprozess und Ausdruck des eigenen Geschlechts heißt, in einer Gesellschaft mit zwangsbinärem Geschlechtersystem nicht-binär zu sein. Da die Situationen und Gesetzeslagen je nach Nationalstaat mitunter stark variieren, beschränke ich mich in meiner Forschung auf Österreich. Die drei zentralen Forschungsfragen lauten daher wie folgt:

Auf welche Weise drücken in Österreich lebende nicht-binäre¹⁰ Menschen ihr Geschlecht aus?

In welchem Zusammenhang steht der Geschlechtsausdruck nicht-binärer Menschen zur geschlechterbinären sozialen Realität in Österreich?

Welcher gesellschaftlichen Veränderungen bedarf es, um eine freiere Entfaltung der eigenen Identität für in Österreich lebende Angehörige aller Geschlechter abseits der Binarität zu gewährleisten?

Ziel dieser Arbeit ist also, die Geschlechtsperformanz nicht-binärer Menschen nicht nur zu untersuchen, sondern auch in Relation zu den sie umgebenden gesellschaftlichen Realitäten und Diskursen zu betrachten. Besonderen Fokus möchte ich dabei auf die Aspekte Sozialisierung, Sichtbarkeit und Geschlechtszuschreibungen legen. Es wird der Frage nachgegangen, was die gesellschaftliche Hegemonie des binären Geschlechterverständnisses für die Geschlechtsperformanz nicht-binärer Menschen in ihrer Lebenspraxis bedeutet. Auf diese Weise ergeben sich potenziell auch für cis Personen neue Erkenntnisse über oder Reflexionsansätze für die eigene Geschlechtsperformanz und die Positionierung innerhalb des Geschlechtersystems.

1.2. Aufbau der Arbeit

Theorie und Empirie werden in dieser Masterarbeit nicht wie zwei separate Themenbereiche behandelt, sondern finden jeweils in alle Kapitel Eingang, um die aus den Interviews extrahierten Realitäten bestmöglich mit theoretischen Konzepten und Überlegungen in Verbindung bringen zu können.

Auf die Einleitung, die neben einer allgemeinen Einführung in die Thematik auch Informationen zur Art der Verwendung gegenderter und geschlechtsneutraler Sprache sowie zu Forschungsmethode

¹⁰ Der Begriff ‚nicht-binär‘ ist eine starke Verkürzung und versteht sich in dieser Arbeit als Sammelbegriff für diverse Geschlechtsbezeichnungen außerhalb der binären Geschlechtslogik. Mehr dazu siehe Kapitel 2.4.

und Sample bereithält, folgt im zweiten Kapitel eine Annäherung an verschiedene Terminologien und Theorien. Anschließend finden sich drei Kapitel, die die Zusammenhänge zwischen Geschlechtsperformanzen nicht-binärer Menschen und gesellschaftlichen Realitäten aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten.

Zuerst wird die Thematik im dritten Kapitel hinsichtlich verschiedener Sozialisierungsaspekte, wie etwa gesellschaftsimmanenter biologistischer und sozialer Geschlechtslogiken, untersucht. In diesem Zusammenhang beschäftigt sich dieser Abschnitt zudem mit sogenannten Coming Outs vor sich selbst und anderen. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf den Auswirkungen binärer Geschlechtersozialisierung für die Selbstfindungs- und Selbstverwirklichungsmöglichkeiten nicht-binärer Menschen.

Im vierten Kapitel bilden der tatsächlich gelebte Geschlechtsausdruck, Fragen des Passings, also der Übereinstimmung der geschlechtlichen Außenwirkung mit der eigenen Identität, sowie die Manifestation von Geschlechtlichkeiten den Schwerpunkt. Letztere wird anhand von Aussehen, aber auch sozialen Faktoren, wie dem Verhältnis zu Elternschaft, näher beleuchtet. Insbesondere die hinter dem gelebten Geschlechtsausdruck liegenden Entscheidungsfaktoren bilden einen zentralen Aspekt dieses Abschnitts.

Anschließend folgt im fünften Kapitel eine Auseinandersetzung mit der aktuellen Positionierung nicht-binärer Identitäten in der österreichischen Gesellschaft. Dadurch verschiebt sich im Laufe dieses Kapitels die Perspektive weg vom Status quo, seinen Ursachen und Wirkungen hin zu Handlungsspielräumen und Interventionen nicht-binärer Personen selbst. Es wird diskutiert, ob und wie individuelle, aber auch kollektive Aktionen gesetzt werden, um mit der hegemonialen Geschlechterbinarität umzugehen oder gegen sie anzukämpfen. Am Ende des fünften Kapitels stehen jene Aspekte, die gerade in problemzentrierter Forschung von zentraler Bedeutung sein sollten: die Wünsche und Utopien der Interviewpartner*innen.

Die Conclusio führt die verschiedenen Gedankenstränge noch einmal zusammen und öffnet den Raum für Fragestellungen, die durch diese Arbeit nicht oder nur unzureichend beantwortet werden konnten – in der Hoffnung, Inspirationen und Anknüpfungspunkte für zukünftige Forschung bieten zu können.

1.3. Geschlechtergerechtere Sprachverwendung

Alle Begriffe binärer Geschlechtskategorien werden in dieser Masterarbeit *kursiv* und klein geschrieben, um, ähnlich der durch antirassistischen Aktivismus angeregten Kursiv- und Kleinschreibung von ‚weiß‘ als biologistisch argumentierter sozialer Kategorie, auf deren Konstruiertheit sowie das immanente Machtgefälle zwischen hegemonialen und marginalisierten Gruppen hinzuweisen. Durch diese Hervorhebung soll ein Irritationsmomentum erzeugt werden, das es auch beim Lesen erschwert, die zwangsbinäre Geschlechterordnung als unveränderbare, natürlich entstandene, biologisch begründbare Selbstverständlichkeit unhinterfragt anzunehmen. Die hier gewählten Schreibweisen stehen im Kontrast dazu für ein neues Verständnis sozialer Kategorien: als offene, anti-hegemoniale, queere, fluide Selbstbezeichnungen.

Da Sprache ein wesentlicher Faktor im Ausdruck von Geschlecht(ern) ist (Corwin 2009: o. S.), sollen in dieser Arbeit nicht nur *männer* und *frauen*, sondern alle Geschlechter sprachlich repräsentiert werden. Deshalb wird, wann immer es möglich ist, eine geschlechtsneutrale Formulierung gewählt. Ist dies aufgrund der Begrenztheit der deutschen Sprache nicht möglich, kommt das sogenannte Gender-Sternchen (*) zum Einsatz. Dieses schließt *männer*, *frauen* sowie alle zwischen und außerhalb dieser sozial konstruierten Pole existierenden Geschlechter ein.

Um den Menschen, um die es in dieser Forschungsarbeit geht, gerechter zu werden, werde ich mich nicht mit Umschreibungen wie ‚diese Person ist diejenige, die‘ etc. zufriedengeben, sondern auch für sprachliche Sichtbarkeit nicht-binärer Menschen Sorge tragen. Im deutschen Sprachraum gibt es einige Vorschläge, wie geschlechtsneutrale Grammatik aussehen könnte¹¹. Eine weitgehende Einigung auf ein System, wie etwa auf ‚they/them‘ im Englischen, wurde bislang allerdings noch nicht erreicht. Die Gründe hierfür sind vielfältig, wobei die starke Vergeschlechtlichung der deutschen Sprache einen wesentlichen Aspekt in dieser Frage darstellen dürfte.

Deshalb habe ich mich – keineswegs unvoreingenommen – für die Anwendung jenes Grammatiksystems entschieden, welches mir am meisten zusagt, was wohl nicht zuletzt daran liegt, dass ich es mitentwickelt habe: das NoNa-System (Frank & Moro o. J.). Um die sprachliche Verständlichkeit dieser Arbeit zu gewährleisten, seien in aller Kürze die wichtigsten grammatikalischen Strukturen erwähnt: Das geschlechtsneutrale Pronomen lautet ‚hen‘, der bestimmte Artikel ‚dai‘ und der unbestimmte Artikel ‚eint‘ (siehe Tabelle 1). Nomen werden mittels Sternchen gegendert und für Adjektive wird die im grammatikalischen Sinne *feminine* Form verwendet.

¹¹ Die größte mir bekannte Sammlung an Vorschlägen findet sich im sog. ‚Nichtbinär-Wiki‘ unter https://nibi.space/geschlechtsneutrale_sprache.

Fall	Bestimmter Artikel	Unbestimmter Artikel	Pronomen
Nominativ	dai nette Freund*in	eint nette Freund*in	hen
Genitiv	daïs nette Freund*in	einter netten Freund*in	hens
Dativ	dam netten Freund*in	eintem netten Freund*in	hem
Akkusativ	dai nette Freund*in	eint nette Freund*in	hen

Tabelle 1: Überblick über das NoNa-System (Frank & Moro o. J.; eigene Darstellung 2021)

Insbesondere die Auswahl und Verwendung von Pronomen ist jedoch sehr persönlich, weshalb mit den Interviewpartner*innen im Voraus abgeklärt wurde, ob sie mit ‚hen‘ im Rahmen dieser Arbeit einverstanden sind oder ein anderes Pronomen für sich präferieren. Die Pronomenwahl gestaltet sich in dieser Arbeit folglich sehr heterogen: Sie reicht von ‚hen‘¹² (Chrisu, Mae und Alex) über ‚nin‘¹³ (Kaisa) und ‚sier‘¹⁴ (Noa) bis hin zur ausschließlichen Verwendung des Vornamens (Az), weshalb die Pronomen bei Bezugnahme auf Kaisa, Noa oder Az als Einzelpersonen immer wieder vom in dieser Arbeit für allgemeine Aussagen verwendeten Pronomen ‚hen‘ abweichen werden.

1.4. Methode und Sample

Die Fragestellung dieser Masterarbeit legte eine Entscheidung für qualitative Interviews nahe, da nur so die individuellen Überlegungen und Beweggründe für eine bestimmte Art der Performanz erfahren werden können. Durch semi-strukturierte biografische Interviews mit sechs in Österreich lebenden, nicht-binären Personen sollen die Realitäten einzelner nicht-binärer Menschen erfasst und mittels inhaltlich strukturierender qualitativer Inhaltsanalyse nach dem emeritierten Professor für empirische Erziehungswissenschaft und Methoden der Sozialforschung an der Philipps-Universität Marburg, Udo Kuckartz (2018: 97ff), bearbeitet werden.

Die Entscheidung gegen ein klassisches Interview mittels klar strukturierten Fragebogens bietet abseits fremdbestimmter Impulse genug Raum für jene Erzählungen, die dai jeweilige Gesprächspartner*in im Zusammenhang mit dem Forschungsthema für wichtig befindet. So wurde im Vorhinein lediglich ein Cluster an Themenbereichen definiert, die Reihenfolge und Schwerpunktsetzung der einzelnen Aspekte jedoch den Interviewpartner*innen überlassen. Damit soll das Agenda-Setting, von dem in Wissenschaft und Medien eine große Macht ausgeht, zumindest ein Stück weit in Richtung eines ausgewogeneren Machtverhältnisses verschoben werden.

¹² Deklination: hen/hens/hem/hen (siehe oben)

¹³ Deklination: nin/nims/nim/nin

¹⁴ Deklination: sier/sies/siem/sien

Um diesem Gedanken auch im weiteren Prozess Rechnung zu tragen, wurde das genaue Setting des Gesprächs den Interviewpartner*innen überlassen. Da die Interviews zwischen Februar und April 2021 während in Österreich steigender Corona-Fallzahlen durchgeführt wurden, entschieden sich vier von sechs Gesprächspartner*innen für eine Videokonferenz mittels Zoom oder Skype. Die anderen beiden Interviews wurden vor Ort durchgeführt. Selbstverständlich wurden die zum Zeitpunkt der Interviews geltenden rechtlichen Bestimmungen zur Eindämmung der Corona-Pandemie eingehalten.

Die Suche nach Gesprächspartner*innen startete am 1. Februar 2021 mittels eines Aufrufs in mehreren Facebook-Gruppen, die der Vernetzung nicht-binärer, transidenter, intergeschlechtlicher und/oder queerer Personen in Österreich dienen. Um die persönliche Einflussnahme auf die Auswahl der Interviewpartner*innen möglichst gering zu halten, wurden Termine mit jenen Menschen vereinbart, die am schnellsten Interesse bekundeten. Neben der Bereitschaft, über die eigene Geschlechtsidentität und -performanz zu reflektieren, waren ein Wohnort in Österreich und eine nicht-binär verortete Geschlechtsidentität unabdingbare Voraussetzungen. Die Auswahlkriterien wurden bereits in der Ausschreibung kommuniziert, weshalb eine Nachselektion entfiel. Es wurden Interviews mit sieben Personen vereinbart, wovon eine den Termin zwei Mal verschob und schließlich ganz absagte. Das Sample setzt sich folglich aus sechs nicht-binären Menschen zusammen. Zwei weitere Personen meldeten sich noch zu einem späteren Zeitpunkt, sie wurden für die Eventualität eines Wegfalls einer oder mehrerer der sechs Interviewpartner*innen bis zum Abschluss aller Interviews in Evidenz gehalten. Die Transkripte aller geführten Interviews finden sich im Anhang. Die in dieser Masterarbeit verwendeten Zitate können von den Transkripten minimal abweichen, da sie im Sinne einer besseren Verständlichkeit mitunter sprachlich geglättet wurden.

Alle Gesprächspartner*innen sind nicht-binär, in den Interviews wurden zudem präzisere Selbstbezeichnungen in Form der Begriffe ‚nicht-binär trans‘, ‚agenderflux‘, ‚autigender‘, und ‚neutrois‘ aufgeworfen, wenngleich etwa Az für sich derlei Definitionen zu vermeiden sucht (Int. 1 Az, Abs. 22). Bemerkenswert erscheint, dass sich mit Chrisu, Kaisa und Mae die Hälfte der Interviewpartner*innen als neurodivergent bzw. autistisch bezeichnet. Inwieweit es sich hier um Zufall, Korrelation oder Kausalität handelt, kann im Rahmen dieser Arbeit selbstverständlich nicht geklärt werden. Hierbei sei noch angemerkt, dass quantitative Studien trotz dünner Forschungslage bereits nachweisen konnten, dass die Zahl der neurodivergenten Menschen unter trans und/oder nicht-binären Personen signifikant höher zu sein scheint, als unter cis Personen (Stagg & Vincent 2019). Für Chrisu ist hies Verortung im Autismus-Spektrum jedenfalls eng mit hies Geschlecht verwoben: „[M]ein Autismus beeinflusst meine Wahrnehmung von Gender so stark, dass es eigentlich nicht davon zu trennen ist“ (Int. 2

Chrisu, Abs. 2). Ob für Kaisa und Mae ebenfalls ein individuell empfundener Zusammenhang zwischen Geschlecht und Neurodivergenz besteht, wurde in den Interviews nicht thematisiert.

Die Entscheidung für oder gegen eine Anonymisierung wurde den Gesprächspartner*innen freigestellt, weshalb sich sowohl Klarnamen als auch Pseudonyme finden. Um Rückschlüsse auf die Identität der anonymisierten Interviewpartner*innen zu vermeiden, werden die für die Forschungsfragen nicht unmittelbar relevanten demografischen Angaben zu Einzelpersonen auf ein Minimum reduziert.

Die Gesprächspartner*innen heißen (in dieser Arbeit) Az, Chrisu, Kaisa, Noa, Mae und Alex. Sie waren zum Interviewzeitpunkt zwischen 28 und 39 Jahre alt und gehen von Studium bis Vollzeitjob sehr unterschiedlichen Beschäftigungen nach. Zwei von ihnen leben allein, die anderen entweder in Wohngemeinschaften oder mit Partner*innen bzw. ihrer Familie. Kaisa ist Elternteil eines Pflegekindes und Noa hat zwei leibliche Kinder. Alle Befragten leben aktuell in Österreich, wobei Chrisu, Noa, Mae und Alex auch in Österreich geboren wurden, während Kaisa in Deutschland und Az in Bosnien aufgewachsen ist. Die Interviewpartner*innen bilden entlang der Frage nach dem Grad des Geoutet-Seins ein sehr breites Spektrum – von kaum bis so gut wie überall geoutet – ab. Es finden sich entsprechend ihrer bei der Geburt zugewiesenen Geschlechter Menschen mit *männlicher* (Mae) und *weiblicher* (Az, Chrisu, Kaisa, Noa, Alex) Sozialisierung, wobei Kaisa zwar als *mädchen* erzogen wurde, sich heute aber als intergeschlechtlich definiert.

Wie bereits erwähnt, erfolgt die Auswertung der Interviews mittels inhaltlich strukturierender, also in thematische Kategorien differenzierender, qualitativer Inhaltsanalyse. Die einzelnen Themen bilden Codes und Subcodes, welche analog zu Kuckartz als Synonyme zu ‚Kategorie‘ und ‚Subkategorie‘ gebraucht (Kuckartz 2018: 38) und nahezu ausschließlich induktiv aus dem Material gewonnen werden. Lediglich die groben inhaltlichen Blöcke ‚Gesellschaft‘, ‚Körper‘ und ‚Repräsentation‘ waren, wie sehr häufig bei der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse (Kuckartz 2018: 101), aufgrund der Fragestellungen bereits a priori ersichtlich. Die thematische Sättigung des Codesystems (Kuckartz 2018: 85), also der Zeitpunkt, ab dem sich das Codesystem während des induktiven Codierens stabilisiert, war in etwa nach der Hälfte der Interviews erreicht, woraufhin eine erste Systematisierung erfolgte. Bis zum Ende des gesamten Codierungsprozesses wurde das Kategoriensystem bei nahezu gleichbleibender Zahl der Codes jedoch permanent reflektiert sowie teils radikal umstrukturiert und so kontinuierlich an die empirischen Daten angepasst.

Spätestens an diesem Punkt des Forschungsprozesses wird deutlich, dass eine Trennung des qualitativen Auswertungsprozesses in scheinbar objektives Codieren und subjektives Analysieren nicht nur unmöglich, sondern auch wenig zielführend wäre. Kuckartz schreibt dazu:

Begreift man die Forscherinnen und Forscher als aktiv handelnde Subjekte und nicht lediglich als Datenerhebungsagenten, so lässt sich der gesamte qualitative Forschungsprozess als ein Prozess der Datenanalyse begreifen, in dem es keine derart strikte Trennung zwischen Erhebung und Auswertung gibt, wie dies etwa bei der Surveyforschung der Fall ist. (Kuckartz 2018: 175)

Zudem verhindert die induktive Kategorienbildung als „aktiver Konstruktionsprozess, der theoretische Sensibilität und Kreativität erfordert“ (Kuckartz 2018: 73) eine hohe Intercoderreliabilität¹⁵ der generierten Kategorien, da ein am Material gebildetes Codesystem das aktive Eingreifen der Forschenden bedingt und folglich notwendigerweise subjektiv geprägt ist (Kuckartz 2018: 72f). Da die thematischen Codes im Wesentlichen lediglich als strukturgebende Verweise auf Textstellen fungieren (Kuckartz 2018: 34) und die eigentliche Analyse entlang des originalen Materials erfolgt (Kuckartz 2018: 48), ist die genaue Beschaffenheit des Codesystems ohnehin von sekundärer Bedeutung.

¹⁵ Das Vorliegen einer niedrigen Intercoderreliabilität beschreibt die Annahme, dass andere Forscher*innen mit denselben Gesprächspartner*innen und Forschungsfragen keine identen Codesysteme generieren würden (Mayring 2022 [1983]: 119).

2. Geschlecht: Begriffe, Logiken, Normen

Da Sprache ein sehr komplexes Ausdrucksmittel ist, lohnt sich der Blick auf einige Termini und Konzepte, denen in dieser Arbeit eine zentrale Rolle zukommt. Bei aller Affinität für Definitionen und Präzision erscheint es mir hierbei jedoch wichtig, nicht aus den Augen zu verlieren, dass Sprache permanent Kategorisierungen vornimmt (Kiesling 2019: 58) und damit soziale Kategorien in ihrer Intersektionalität und Heterogenität nur unzureichend beschreiben kann. Aufgrund ihrer Systematik tendiert Sprache dazu, Grenzen zu ziehen, die sich in der Praxis deutlich komplexer und weniger eindeutig darstellen. Ich verstehe Sprache als eine in vielerlei Hinsicht äußerst machtvolle Annäherung an Realitäten, denen mittels einiger nun folgender Erläuterungen bestmöglich Rechnung getragen werden soll.

2.1. Doing Gender

Geschlecht nimmt als theoretisches Konzept und soziale Realität eine zentrale Rolle für alle in dieser Arbeit folgenden Überlegungen ein. Die Argumentation stützt sich dabei auf den durch die US-amerikanischen Genderforscher*innen Candace West und Don H. Zimmerman geprägten und später durch die nicht-binäre¹⁶ (vgl. Ferber 2020), US-amerikanische Queertheoretiker*in und Philosoph*in Judith Butler und viele andere erweiterten bzw. adaptierten Ansatz des Doing Gender, dessen Kernaussage die soziale Konstruiertheit von Geschlecht ist. Geschlechtszugehörigkeit ist demnach kein Merkmal oder Zustand, sondern das Produkt diverser sozialer Prozesse, die Geschlecht konstruieren und reproduzieren (Gildemeister 2008: 137). Jeder Mensch, so die deutsche Soziologin Julia Reuter, „produziert diese fraglose und selbstverständliche Hintergrundstruktur, indem er Handlungen nicht einfach ausführt, sondern sie als Mann oder als Frau ausführt, ohne es zu bemerken“ (Reuter 2014: 155). Bereits West und Zimmerman stellten auf Basis soziologischer Analysen über Transidentität fest:

In one sense, of course, it is individuals who ‘do’ gender. But it is a situated doing, carried out in the virtual or real presence of others who are presumed to be oriented to its production. Rather than as a property of individuals, we conceive of gender as an emergent feature of social arrangements and as a means of legitimating one of the most fundamental divisions of society. (West & Zimmerman 1987: 126, *emph. i. o.*)

Sie schlagen eine Differenzierung zwischen ‚sex‘, ‚gender‘ und ‚sex category‘ vor, um den Biologismus, der der Unterscheidung zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘ innewohnt (mehr dazu siehe Kapitel 3.1),

¹⁶ Judith Butlers Geschlecht wird an dieser Stelle ausschließlich aufgrund der weiten Verbreitung der fälschlichen Annahme, Butler sei eine *frau*, explizit erwähnt und mit einem Quellenverweis versehen.

zu überwinden. ‚Sex‘ entspricht nach deren Theorie dem auf Basis sozial konstruierter biologischer – also biologistischer – Merkmale bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht, ‚sex category‘ versteht sich als Geschlecht qua sozialer Zuordnung und ‚gender‘ entsteht als soziales Geschlecht durch an normative Vorgaben angepasstes Verhalten in sozialen Interaktionen, wobei es permanent neu verhandelt und durch andere validiert werden muss (West & Zimmerman 1987: 131ff). Unter dem Begriff der Normativität versteht der in Großbritannien lehrende Geschlechterforscher Christian Klesse „Formen oder Artikulationen der Macht, wie sie sich z.B. in *Ausschlüssen* aufgrund logozentrischer Rationalität finden, im *Totalitarismus* universalistischer Wahrheitsdiskurse oder in der *stigmatisierenden* oder *disziplinierenden* Kraft, die dem Normalen innewohnt“ (Klesse 2007: 35f, Herv. i. O.).

An West und Zimmermans Theorie anknüpfend beschreiben die US-amerikanischen Soziologinnen Cecilia L. Ridgeway und Shelley J. Correll „sex categorization“ (Ridgeway & Correll 2004: 514) als die soziale Manifestation der Geschlechterideologie:

The process that links gender beliefs and social relational contexts is automatic sex categorization. Sex categorization is the sociocognitive process by which we label another as male or female. As we sex categorize another, by implication, we sex categorize ourselves as either similar or different from that other. (Ridgeway & Correll 2004, 514)

Diese Vorgänge sind so tief in unsere kulturelle Prägung eingeschrieben, dass sie, wie diverse Studien belegen (Ridgeway & Correll 2004: 514), bei Kontakt mit einer anderen Person unmittelbar wirksam werden – womöglich, wie Ridgeway und Correll selbst spekulieren, „because it is a simple, binary classification while other classifications are usually more complex“ (Ridgeway & Correll 2004: 514).

Judith Butler reduziert die drei von West und Zimmermann benannten Geschlechtsmarker auf ‚sex‘ und ‚gender‘, wobei hen – anders als oftmals rezipiert – sowohl ‚gender‘ als auch ‚sex‘ als soziale Konstruktion bezeichnet (Butler 1991). Hen argumentiert, dass normative Geschlechter durch Doing Gender ständig performt und damit in Körper eingeschrieben werden (Butler 1991: 79f), wie bereits West und Zimmerman feststellten: „Insofar as a society is partitioned by ‘essential’ differences between women and men and placement in a sex category is both relevant and enforced, doing gender is unavoidable.“ (West & Zimmerman 1987: 137, emph. i. o.) Ausgehend von den Machttheorien des französischen Philosophen, Historikers, Soziologen und Psychologen Michel Foucault (Foucault 1977) beschreibt Butler die Manifestation von Herrschaft in Geschlecht und stellt fest, dass ‚sex‘ eine biologistisch argumentierte Ausprägung hegemonialer Diskurse und kein biologisches, neutrales Faktum ist (Butler 1991: 59).

Die Zweiteilung einer Gesellschaft in *männliche* und *weibliche* Individuen produziert – historisch betrachtet wenig überraschend – eine Hierarchie, welche hegemoniale *männlichkeit* hervorbringt. Die deutschen Soziolog*innen und Geschlechterforscher*innen Michael Meuser und Sylka Scholz beschreiben dieses Machtverhältnis folgendermaßen:

Unter ‚männliche Hegemonie‘ ist die Dominanz männlicher Wert- und Ordnungssysteme, Interessen, Verhaltenslogiken und Kommunikationsstile etc. zu verstehen. So Unterschiedliches sie auch in den verschiedenen sozialen Praxen beinhalten, gibt es einen gemeinsamen Kern: das Männliche gilt als Norm und gegenüber dem Weiblichen als überlegen. Daraus leitet sich der Anspruch auf männliche Autorität ab, die wiederum die Ausübung männlicher Macht legitimiert. (Meuser & Scholz 2005: 223, Herv. i. O.)

Das geschlechtliche Macht- und Ordnungssystem, in dem *männlichkeit* als Norm und Ideal gilt (Meuser & Scholz 2005: 215), fußt also auf der „soziale[n] Vorherrschaft von Männlichkeit, die auf Einverständnis und Konsensbildung beruht“ (Meuser & Scholz 2005: 223). Meuser und Scholz sprechen von einer „*doppelten Distinktions- und Dominanzlogik*“ (Meuser & Scholz 2005: 218, Herv. i. O.), da hegemoniale *männlichkeit* nicht nur durch eine Abgrenzung zu *weiblichkeit*, sondern auch zu anderen *männern* – beispielsweise entlang rassistischer oder klassistischer Grenzen – hergestellt und aufrechterhalten wird (Meuser & Scholz 2005: 218f).

Wenngleich Zweigeschlechtlichkeit gerne als seit Menschengedenken existierende Tatsache inszeniert wird, handelt es sich hierbei jedoch um ein verglichen mit der Menschheitsgeschichte sehr junges Denkmodell (Wetterer 2008: 128). Als eine der „wichtigsten und grundlegendsten Ressourcen“ (Gildemeister 2008: 142) für den Herstellungsprozess dieser Ideologie benennt die deutsche Soziologin Regine Gildemeister die kapitalistische Arbeitsteilung (Gildemeister 2008: 142). Ihre ebenfalls deutsche Kollegin Angelika Wetterer beschreibt den Ursprung wie folgt:

Im 18. Jahrhundert finden wir nicht nur die Anfänge des zweigeschlechtlichen Wissenssystems in Biologie, Medizin und Anthropologie, sondern auch die Anfänge der bürgerlichen Familie und einer mit ihr verbundenen Arbeitsteilung, die Frauenwelt und Männerwelt in einer Weise trennt, die in der Geschichte beispiellos ist. Auch und zu allererst die Sozialwelt wird in der neu entstehenden bürgerlichen Gesellschaft auf qualitativ neue Weise ver-zwei-geschlechtlicht und – im Verständnis der Zeitgenossen – naturalisiert. Hier liegt der Ausgangspunkt auch für die Metaphorik der Biologie. (Wetterer 2008: 131)

Untersuchungen zu den Hintergründen des Doing Gender brachten eine enge Verbindung zur Arbeitsteilung zutage, da „die Vergeschlechtlichung (gendering) von Berufsarbeit auf das engste mit der differentiellen Wertung der Geschlechter verbunden ist und Benachteiligungen von Frauen zur Folge hat“ (Gildemeister 2008: 142).

(Be)Wertung stellt auch das zentrale Element des zweiten historischen Faktors in der Entstehungsgeschichte der heutigen geschlechterbinären Hegemonie dar. Im Kolonialismus diente das Absprechen einer geschlechtlichen Verortung der rassistischen Abwertung der Bewohner*innen kolonialisierter Gebiete (Brooklyn 2020: 456f). Wer kein Geschlecht hatte, verlor den Status als Mensch, wie Leo Brooklyn, PhD-Student*in in den USA, beschreibt:

In denying the gendered status of 'man' or 'woman' to black bodies, the conditions of enslavement created a structure of fungibility between black female and male flesh as ready for remaking through its continual wounding, whipping, and tearing. Reduced to a 'thing', genderless and sexless "the captive body becom[es] *being for the captor*" (Spillers 1987, 67). [...] [T]he function of black flesh served as fungible, raw material for the remediation of gender and sex within metaphysical terms, grafting a discourse by which White subjects could access and enjoy the status of human. (Brooklyn 2020: 457, *emph. i. o.*)

Schwarze Menschen wurden also nicht als *männer* oder *frauen*, sondern als Arbeitsmaterial, das *weißen* Menschen zur Verfügung zu stehen hatte, gesehen und entsprechend brutal behandelt. Bereits die Entstehungsgeschichte der zweigeschlechtlichen Hegemonie legt also eine intersektionale Betrachtungsweise nahe, da „in Interaktionen ‚gender‘ niemals allein sondern stets *simultan* mit Klassen- und ethnischen Unterschieden erzeugt wird und dabei auch in den Hintergrund treten kann“ (Gildemeister 2008: 143, *Herv. i. O.*).

Wenngleich die Kolonialherrschaft auch hinsichtlich der geschlechtlichen Strukturierungen in ehemals unterdrückten Gesellschaften deutliche Spuren hinterlassen hat (mehr dazu im nächsten Kapitel), gibt es auch heute noch eine Vielzahl anderer Geschlechtermodelle (siehe Kapitel 3.2.), wie Wetterer beschreibt:

Nicht alle Gesellschaften [...] kennen zwei und nur zwei Geschlechter; nicht in allen Kulturen ist die Geschlechtszugehörigkeit eine lebenslange Obligation; nicht alle Gesellschaften stimmen mit uns darin überein, dass es die Genitalien sind, die sie anzeigen und verbürgen, und die Natur, die sie bereitstellt. (Wetterer 2008: 127)

Auch im Globalen Norden wird nicht zuletzt dank der Arbeit der US-amerikanischen Biologin und Genderforscherin Anne Fausto-Sterling deutlich, dass ‚sex‘ wissenschaftlich betrachtet keineswegs binär, sondern ein breites Spektrum ist, dessen Determinanten weit über Chromosomen, Hormone und Reproduktionsorgane hinausgehen und mit einer starken sozialen Komponente versehen sind (Fausto-Sterling 2000). Basierend auf ihren Überlegungen zu intergeschlechtlichen Personen schreibt sie:

Our bodies are too complex to provide clear-cut answers about sexual difference. The more we look for a simple physical basis for ‘sex’, the more it becomes clear that ‘sex’ is not a pure physical category. What bodily signals and functions we define as male or female come already entangled in our ideas about gender. (Fausto-Sterling 2000: 4, emph. i. o.)

Wenn das ‚soziale Geschlecht‘ also an biologische Merkmale, welche sich erwiesenermaßen nicht klar binär verorten lassen (mehr dazu siehe Kapitel 3.1.), geknüpft sein soll, was bedeutet diese Tatsache für das menschliche Verständnis und Erleben von Geschlecht? Und warum hält die österreichische Mehrheitsgesellschaft dennoch am Modell der Zweigeschlechtlichkeit fest?

2.2. Heteronormativität versus Queerness

Eine cis-heteronormativ ausgerichtete Gesellschaft bedingt eine klare Differenzierung zwischen zwei Geschlechtern, welche als komplementär und einander ergänzend konstruiert werden (Klapeer 2016: 16). Tatsächlich sind die in populärwissenschaftlichen Studien vielfach proklamierten körperlichen Differenzen zwischen *männern* und *frauen* weitaus geringer als im öffentlichen Diskurs angenommen (Kolbe 2010: 32ff). Unterschiede in Sozialverhalten, Interessen oder Charaktereigenschaften, längst als Folgen der Geschlechtersozialisierung entlarvt, schreiben sich ihrerseits wieder in die Körper ein, etwa in Hirnstruktur und Nervensystem (Fausto-Sterling 2000: 239f). Die Art der heterosexuellen Paarbildung täuscht vielfach über die tatsächlich starke Ähnlichkeit von Angehörigen verschiedener Geschlechter hinweg, wie West und Zimmerman konstatieren:

For example, even though size, strength, and age tend to be normally distributed among females and males (with considerable overlap between them), selective pairing ensures couples in which [...] men are visibly bigger, stronger, and older (if not ‘wiser’) than the [...] women with whom they are paired. So, should situations emerge in which greater size, strength, or experience is called for, [...] men will be ever ready to display it and [...] women, to appreciate its display. (West & Zimmerman 1987: 138, emph. i. o.)

Anders ausgedrückt: Ein unterdurchschnittlich kleiner, heterosexueller *mann* wird eher eine unterdurchschnittlich kleine *frau* suchen, um das scheinbare Defizit zu kompensieren und trotzdem neben seiner Partnerin größer (und *männlicher*) zu wirken. Auf diese Weise werden entlang der Geschlechterstereotype Paare gebildet, die ihrerseits wiederum eben jene Stereotype zu bestätigen scheinen, die als Norm konstruiert werden.

Diese zwischen zwei Geschlechtern differenzierenden Stereotype sind wesentlicher Bestandteil des Konzepts der Heteronormativität, wie die deutschsprachige Genderforscher*in Peter Wagenknecht zusammenfasst:

Der Begriff benennt Heterosexualität als Norm der Geschlechterverhältnisse, die Subjektivität, Lebenspraxis, symbolische Ordnung und das Gefüge der gesellschaftlichen Organisation strukturiert. Die Heteronormativität drängt die Menschen in die Form zweier körperlich und sozial klar voneinander unterschiedener Geschlechter, deren sexuelles Verlangen ausschließlich auf das jeweils andere gerichtet ist. Heteronormativität wirkt als apriorische Kategorie des Verstehens und setzt ein Bündel von Verhaltensnormen. (Wagenknecht 2004: 189)

Heteronormativität beschreibt also ein bereits in jungen Jahren eingelerntes Machtverhältnis, in dem Heterosexualität und Geschlechterbinarität als Norm und Idealbild suggeriert und privilegiert werden (Hartmann & Klesse 2007: 9). Die US-amerikanischen Soziolog*innen J. E. Sumerau, Lain A. B. Mathers und Dawne Moon definieren Heteronormativität als „ideology that requires belief in cis-gender masculine and feminine natures created for the purposes of essential, natural, and static heterosexuality; [heteronormativity] relies upon the assumption that same and multiple sex sexual desire and activity are deviant and inferior“ (Sumerau, Mathers & Moon 2019: 210).

Die mit dem Konzept der Heteronormativität einhergehende Naturalisierung von Geschlecht als scheinbar biologische Gegebenheit führt zu sexistischen Strukturen und letztendlich einem sozialen Machtgefälle bzw. – aufbauend auf die Orientalismus-Theorie des US-amerikanisch-palästinensischen Literaturtheoretikers Edward Said (2003 [1978]) – zu ‚sexual othering‘ (vgl. Ott & Mack 2010: 198f). Oder, um es mit den Worten der beiden US-amerikanischen Kommunikationswissenschaftler Brian L. Ott und Robert L. Mack zu formulieren: „Put another way, *heterosexuality* and *homosexuality* are cultural constructions like *masculine* and *feminine*. They allow for the social classification, essentializing, and (dis)empowerment of the groups that identify with them.“ (Ott & Mack 2010: 198f, emph. i. o.). Trans und intergeschlechtliche Personen (mehr dazu siehe Kapitel 2.3) passen nicht in die Vorstellung einer von Geburt an biologisch determinierten Zweigeschlechtlichkeit.

Die Anerkennung ihrer Existenz erschüttert die unhinterfragten Geschlechtslogiken jedoch nicht, sondern bildet ein als ‚anormal‘ konstruiertes Anderes, das abgewertet wird (Gildemeister 2008: 139f).

Cis-heteronormative Gesellschaftsverhältnisse beschränken sich nicht auf Sexualitäten und Geschlechterperformance, sondern durchziehen letztendlich „alle wesentlichen gesellschaftlichen und kulturellen Bereiche, ja die Subjekte selbst“ (Hartmann & Klesse 2007: 9), wie die in Deutschland bzw. Großbritannien lehrenden Geschlechterforscher*innen Jutta Hartmann und Christian Klesse festhalten. Die britisch-australische, intersektional zu queerfeministischen Themen forschende Sara Ahmed verweist ebenfalls auf die Allgegenwart und die weitreichenden Auswirkungen heteronormativer Strukturen im Alltagsgeschehen und stellt fest: „Normativity is comfortable for those who can inhabit it“ (Ahmed 2014: 147).

Für alle anderen ist sie das jedoch nicht, etwa wenn in Alltagskonversationen Zwangsheterosexualität nach dem – implizit als ‚gegengeschlechtlich‘ angenommenen – Partner*in gefragt wird (Ahmed 2014: 147). Sie veranschaulicht ihr Argument anhand der Analogie zu einem Körper, der in einem bequemen Sessel versinkt:

Heteronormativity functions as a form of public comfort by allowing bodies to extend into spaces that have already taken their shape. Those spaces are lived as comfortable as they allow bodies to fit in; the surfaces of social space are already impressed upon by the shape of such bodies (like a chair that acquires its shape by the repetition of some bodies inhabiting it: we can almost see the shape of bodies as ‘impressions’ on the surface). (Ahmed 2014: 148, *emph. i. o.*)

Die Ende der 1980er Jahre entstandene Queer Theory (vgl. Kolbe 2010: 67), welche in weiterer Folge unter anderem auf Butlers und Foucaults Überlegungen aufbaut (vgl. Rumes & Tyler 2016: 226), zielt darauf ab, eben jene Normalisierungsprozesse zu dekonstruieren, die diesen metaphorischen Sessel formen, also Cis-Heterosexualität privilegieren und damit nicht nur Hierarchien auf sexueller, sondern auch auf struktureller Ebene fördern und manifestieren (Berlant & Warner 1998: 548). Soziale Kategorien wie Geschlecht und Sexualität werden in ihrer Konstruiertheit benannt und die ihnen zugrunde liegenden Machtverhältnisse analysiert (vgl. Haberler, Hajek, Ludwig & Paloni 2012: 15). Der US-amerikanische queertheoretisch orientierte Medienwissenschaftler Harry Benshoff schreibt dazu:

As with all contemporary thinking about identity, queer theory seeks to move beyond—deconstruct or complicate—simplistic binaries (straight versus gay, male versus female, feminine versus masculine, black versus white) as well as essentialist models of gender and sexuality rooted solely in biology. (Benshoff 2016: 260)

Die Differenz des Queerfeminismus zu anderen feministischen Strömungen beschreibt die deutsche Soziologin und Sozialpsychologin Gudrun-Axeli Knapp wie folgt: „Aus queerfeministischer Perspektive sind nicht die Dominanz von Männern über Frauen und deren gesellschaftsstrukturelle Manifestationen das zentrale Problem, sondern die Art der Unterscheidung und die heterosexuelle Normierung von zwei Geschlechtern oder von Geschlechtern überhaupt“ (Knapp 2018: 28). Während Knapp diese Worte als Kritik am Queerfeminismus formuliert hat, sehe ich gerade im Fokus auf jene Strukturen, die *männliche* Dominanz überhaupt erst ermöglichen, eine Bereicherung des wissenschaftlichen wie auch sozialaktivistischen Geschlechterverständnisses. Schließlich liegt in der Differenzierung sozialer Gruppen mit schein-immanenten, faktisch jedoch zugeschriebenen homogenen Eigenschaften die Wurzel gesellschaftlicher Hierarchien begraben. Die genaue Ausgestaltung dieser Machtverhältnisse, etwa wer wem auf Basis welcher Rechtfertigungen überlegen ist, ist zwar alltagspraktisch höchst relevant, führt aber nicht zu einem konstruktiven Umgang mit sozialer Kategorienbildung im Allgemeinen und Diskriminierung im Speziellen. Insofern ermöglicht eine queerfeministische Perspektive, die bereits bei der Wurzel der patriarchalen Hierarchisierung, dem binären Geschlechtersystem an sich, ansetzt, einen freieren Blick auf das eng geschnürte Geschlechterkorsett, in dem sich nicht selten auch *männer* und *frauen* wiederfinden.

Im Sinne des antikategorialen Intersektionalitätsansatzes hinterfragt die Queer Theory die Existenzberechtigung sozialer Kategorien und verweist auf deren Instabilität, intrakategoriale Heterogenität und interkategoriale Verwobenheit (McCall 2005: 1777f). Cis-Heteronormativität ist folglich nicht als singuläres Phänomen zu behandeln, sondern muss in Verbindung mit anderen Diskriminierungsformen, wie etwa Ableismus und Rassismus, gebracht werden. Schließlich ist Queerness mehr als eine Frage der Sexualität oder Geschlechtsidentität: „Queer is about challenging **heteronormativity**, the assumption that white, married and monogamous, procreative heterosexuality is the ‘normal’ sexuality of human beings“ (Benshoff 2016: 260, emph. i. o.). Oder, um es nach der deutschen Juristin Angela Kolbe identitätspolitisch zu formulieren: „Mit queer werden alle bezeichnet, die nicht unter (hetero-)normative Vorstellungen subsumiert werden könnten bzw. nicht darunter subsumiert werden wollen“ (Kolbe 2010: 67).

Betrachtet man Heteronormativität in deren historischem Kontext, wird deutlich, dass dieses Konzept wenig mit ‚Normalität‘ gemein hat. Für Brian L. Ott und Robert L. Mack etwa ist augenscheinlich: „any conception of sexuality is culturally constructed and distorting“ (Ott & Mack 2010: 200). Heteronormativität ist ein Konzept des Globalen Nordens, welches im Zuge kolonialer Prozesse gewaltsam als globale Hegemonie konstruiert wurde und wird (Kapoor 2015: 1611ff). Schwarze Menschen wurden als ‚wild‘ oder ‚barbarisch‘ bezeichnet und kolonialisierte Gesellschaften als rückständig inszeniert, wie der deutsche Sozialwissenschaftler und Biologe Heinz-Jürgen Voß ausführt:

Zugeschrieben wurde ihnen von der kolonialen Wissenschaftsliteratur eine geringe Ausprägung binärer Geschlechterdifferenzen, eine größere ‚Verweiblichung‘ insbesondere der Männer des Orients (aber auch der männlichen Juden in Europa) und ein größerer Hang zu gleichgeschlechtlichen sexuellen Kontakten. In anderem Kontext wurde ihnen von der kolonialen Literatur hingegen ‚Aggressivität‘, ‚Promiskuität‘ und ‚Hypermaskulinität‘ konstruiert, Schwarze Männer wurden von den Weißen als potenzielle Vergewaltiger und Bedrohung für weiße Frauen stilisiert. (Voß 2015a: 91, Herv. i. O.)

Sowohl die ‚Verweiblichung‘ als auch die ‚Hypermaskulinität‘ Schwarzer Männer sollte ein möglichst befremdliches Bild von den kolonial unterdrückten und ermordeten Menschen schaffen, um sich einerseits entlang rassistischer Stereotype klar von ihnen abzugrenzen und andererseits ihr eigenes brutales, menschenunwürdiges Vorgehen als Kolonialmächte zu rechtfertigen (Voß 2015a: 91ff).

Der intersektional arbeitende kanadische Entwicklungsforscher Ilan Kapoor identifiziert Homophobie – neben Misogynie und Rassismus – als wirkmächtiges koloniales Unterdrückungsinstrument, welches der Differenzenkonstruktion zwischen Herrschenden und Beherrschten und damit der Legitimation kolonialer Herrschaft dienlich war (Kapoor 2015: 1614f):

The Third World was thus produced as queer: not in the sense of the West imposing homosexuality on the colonies (quite the opposite), but in the Saidian sense of Orientalism as the ‚enormously systematic discipline by which European culture was able to manage—and even produce—the Orient‘ (Said 2003 [1978]: 3). Regardless of whether the Third World actually was ‚queer‘, it was represented, regulated and disciplined as such. (Kapoor 2015: 1615, emph. i. o.)

Kapoor bezieht sich dabei, wie bereits erwähnt, auf Edward Said, der den Begriff des ‚Orientalismus‘ prägte. Im Zuge des Othering-Prozesses, also der Markierung einer Gruppe von Menschen mit bestimmten Merkmalen als ‚die Anderen‘, werden Hegemonien gefestigt und im Falle des Orientalis-

mus der ‚Orient‘ durch den ‚Okzident‘ auf Basis von Asymmetrien in der Wissensproduktion konstruiert (Said 2003 [1978]: 40).

Um dieses Othering trotz sich wandelnder Gegebenheiten aufrecht zu erhalten, veränderte sich parallel zum Erstarken eines queere Menschen als Zielgruppe begreifenden Liberalismus im Globalen Norden auch die Zuschreibung auf den Globalen Süden: Dieser wird nun nicht länger als rückständig aufgrund seiner (zugeschriebenen) Queerness, sondern als rückständig aufgrund seiner (zugeschriebenen) Homophobie markiert, da die zuvor jahrzehntelang von kolonialisierenden Staaten ins Welt-system übertragene kulturelle Norm des heteropatriarchalen Wertesystems infolge einer zunehmenden rechtlichen Anerkennung queerer Existenzen in ‚westlichen‘ Staaten scheinbar ins Gegenteil verkehrt wurde (Kapoor 2015: 1617ff). Kurzum: Der Globale Süden wird vom Globalen Norden im Sinne des Otherings als prude, frauen- und queerfeindlich dargestellt (Wolter 2015: 26), während sich der sogenannte Westen mit Toleranz gegenüber queeren Personen zu schmücken sucht.

Zur Beschreibung dieses Phänomens prägte die US-amerikanische queer-feministische Genderforscherin Jasbir K. Puar (2007) den Begriff des ‚Homonationalismus‘. Diese Stilisierung des Globalen Nordens als aufgrund seiner Toleranz moralisch überlegen, dient heute wie zu Zeiten des Kolonialismus nicht selten als Grundlage für rassistische Politik, wie die österreichische Politikwissenschaftlerin und Geschlechterforscherin Gundula Ludwig analysiert (Ludwig 2012: 111). Um diese hierarchische Differenzkonstruktion zwischen dem Globalen Norden und den (muslimischen / geflüchteten / nicht-weißen) ‚Anderen‘ aufrecht erhalten zu können, müssen die Gewalt und Diskriminierung, der queere Menschen auch in Europa und den USA nach wie vor ausgesetzt sind, ausgeblendet und verleugnet werden (Ludwig 2012: 111f).

Das Narrativ des fundamental ‚Anderen‘ als Bedrohung der eigenen Werte wird damit in ehemaligen Kolonialmächten fortgesetzt. Rassistische Stereotype und Narrative aus der Kolonialzeit erleben heute eine Renaissance, etwa zur Rechtfertigung militärischer Interventionen oder in Diskussionen über den Umgang mit geflüchteten Menschen in Europa (Voß 2015a: 94f). Auch *weiße* Personen aus der Queer-Community bedienen sich immer wieder neokolonialer ‚Befreiungs‘-Rhetorik (vgl. Voß 2015a: 94f). Voß kritisiert dieses Vorgehen sowie die parallel dazu stattfindende Fetischisierung als ‚exotisch‘ stilisierter Schwarzer Menschen, Indigener Personen sowie People of Color und hält fest, was seit der Kolonialzeit bis heute nicht an Gültigkeit verloren hat: „Erst durch diese Abgrenzung erscheinen sich die Weißen selbst als ‚zivilisiert‘ – als Nebeneffekt werden sexistische Diskriminierung und Gewalt der Weißen, des Westens überdeckt“ (Voß 2015a: 95, Herv. i. O.).

Die Frage nach der „Indigeneity“ (Currier & Migraine-George 2017: 138), also der sogenannten Indigenität von Queerness, findet sich nicht nur im Zusammenhang mit feministischen Diskursen. Der ehemals von den Kolonialmächten zur Legitimation ihres Herrschaftsanspruches als ‚queer‘ beschriebene afrikanische Kontinent positioniert sich heute vielfach als indigen heteronormativ, um sich von der neokolonialen Implementierung ‚westlicher Werte‘ formal abzugrenzen: Mehrere Vertreter*innen verschiedener afrikanischer Staaten sprechen heute, ungeachtet der langen Geschichte homosexueller Praktiken diverser afrikanischer Kulturkreise in vorkolonialer Zeit, von Homosexualität als ‚nicht-afrikanischem‘ Import des ‚Westens‘ (Kapoor 2015: 1617).

Dabei ist Queerfeindlichkeit – entgegen den selbsttheroisierenden Darstellungen – weiterhin auch wesentlicher Bestandteil der heteronormativ strukturierten Gesellschaften des Globalen Nordens. Der US-amerikanische Soziologe Michael S. Kimmel beschreibt sie, wohl durchaus auch auf Europa übertragbar, als „the great secret of American manhood“ (Kimmel 1994: 131):

Homophobia is a central organizing principle of our cultural definition of manhood. Homophobia is more than the irrational fear of gay men, more than the fear that we might be perceived as gay. [...] Homophobia is the fear that other men will unmask us, emasculate us, reveal to us and to the world that we do not measure up, that we are not real men. [...] Fear makes us ashamed, because the recognition of fear in ourselves is proof to ourselves that we are not as manly as we pretend [...]. (Kimmel 1994: 131, emph. i. o.)

Queerfeindlichkeit dient folglich in den meisten patriarchal organisierten Gesellschaften der Stabilisierung sowie Sicherung fragiler, hegemonialer *männlichkeit*.

Es liegt auf der Hand, dass nicht nur Hass gegen Minderheiten ein globales Phänomen ist, sondern auch nicht cis-heteronormative Lebensweisen unabhängig von Fragen der Geografie, Gesellschaft und Politik existieren. Letztere beide prägen lediglich die Umstände mit, unter denen trans und nicht-binäre Menschen leben können oder müssen (vgl. Haidle 2018: 16). Nichtsdestotrotz sollte im Sinne einer kritischen Reflexion der behandelten Theorien nicht außer Acht gelassen werden, dass auch die Queer Theory keineswegs herrschaftsfrei entstanden ist, sondern es sich einmal mehr um eine Theorie handelt, welche in einer *weißen* Mittelschichtsperspektive des Globalen Nordens wurzelt. Wenn gleich sich das Bild mittlerweile gewandelt hat und der Kanon heute um vielfältige Perspektiven von People of Color reicher ist, gilt dies jedoch weniger für die Wahl der Regionen und Staaten, in welchen Forschung anhand der Queer Theory betrieben wird: Diese findet weiterhin zu einem überwiegenden Teil im Globalen Norden statt. (Vgl. Coloma 2013: 486f)

2.3. Cis versus trans

Der Begriff ‚trans‘ (auch: ‚trans*‘), ‚transident‘ oder ‚transgender‘ (veraltet und heute in der Regel als abwertend empfunden: ‚transsexuell‘) bezeichnet Personen, deren Geschlechtsidentität nicht mit dem ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt (Jeffreys 2014: 15). Wie die britisch-australische, feministische Politikwissenschaftlerin Sheila Jeffreys schreibt, dient der Begriff „to refer to those who consider themselves to have a ‘gender identity’ that differs from what, in male-supremacist societies, is associated with their biological sex“ (Jeffreys 2014: 15, emph. i. o.). Jeffreys verweist dabei ausdrücklich auf die soziale Konstruiertheit von ‚biologischem‘ Geschlecht einerseits und folglich auch dem trans-Begriff andererseits (Jeffreys 2014: 14) und auf deren starken Bezug zu hegemonialer *männlichkeit*, Cis-Heteronormativität, sowie ökonomischen, politischen und sozialen Machtverhältnissen (Jeffreys 2014: 20ff). In öffentlichen Diskursen wird unter trans aber meist nur jener Teil der Community verstanden, der sich als binär sieht und zugleich eine sogenannte Geschlechtsangleichung anstrebt, die ein Passing als Person in ‚dem anderen‘ als dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht ermöglicht. Dieses Narrativ spiegelt nur einen kleinen Teil der in Wahrheit vielfältigen trans Identitäten wider (mehr dazu siehe Kapitel 2.4.). Aus dem Lateinischen stammend, wird der Begriff ‚trans‘ mit ‚jenseits‘ bzw. ‚über ... hinaus‘ übersetzt (Stowasser, Petschenig & Skutsch 1998: 520). Er kann somit als gerichtete Größe mit klarem Start-, jedoch ohne definierten Endpunkt verstanden werden.

‚Cis‘ – lat. ‚diesseits‘ oder ‚binnen‘ (Stowasser, Petschenig & Skutsch 1998: 90) – bildet den binären Gegenpol zu trans und beschreibt folglich jene Menschen, die sich mit dem ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren (Silbermayr 2016: 66). Ähnlich wie bei anderen Privilegien, wird cis-Sein jedoch selten benannt oder als Selbstidentifikation genutzt und vielfach innerhalb der cis-heteronormativen Hegemonie gar nicht wahrgenommen (Silbermayr 2016: 66f). Cissexismus und Cisnormativität fungieren als Stabilisator*innen dieses Machtsystems: Ersterer sorgt dafür, dass cis Identitäten als den trans Identitäten überlegen positioniert werden, während sich Zweitere analog zur Ideologie der Heteronormativität verhält: „[Cisnormativity] assumes and expects that all people are and should be cisgender by disallowing transgender experience and reinforcing cissexism in belief and practice“ (Sumerau, Mathers & Moon 2019: 210).

Ergänzend zu den in Kapitel 2.1. dargelegten kolonialen Ursprüngen hegemonialer Zweigeschlechtlichkeit ist festzuhalten, dass daran anknüpfend auch die Differenzierung zwischen cis und trans Identitäten diesem Gedankengut entspringt, wie Brooklyn erläutert:

The oppositional distinction between cis and trans serves as a cut to demarcate the bodies that coloniality finds salvageable if assimilated into identity categories, and the flesh that coloniality must abject in order to maintain its monopoly on the conditions for gender possibility. (Brooklyn 2020: 456)

Die Differenzierung zwischen cis und trans Personen ging mit der kolonialen Ideologie der Zweigeschlechtlichkeit Hand in Hand, da alle Identitäten, die vom klassischen *männlichkeits-* bzw. *weiblichkeitsbild* abwichen, als rückständig und minderwertig angesehen wurden (Brooklyn 2020: 456). Die mit diesem Narrativ einhergehende Enthumanisierung kolonialisierter Gesellschaften lieferte ein willkommenes Argument zur Rechtfertigung der Versklavung, Unterdrückung und Ermordung zahlreicher Menschen (Brooklyn 2020: 456ff).

Bemerkenswert ist hierbei, dass sowohl in der Entstehung der sozialen Kategorie der sexuellen Orientierung als auch jener der Geschlechtsidentität die sogenannte Norm aus der Abweichung gebildet wurde und nicht umgekehrt: Die Schaffung des Begriffs der Homosexualität gegen Ende des 19. Jahrhunderts erzeugte erst die Notwendigkeit der Benennung der Norm als heterosexuell (Wolter 2015: 26). Dasselbe Phänomen ließ sich mehrere Jahrzehnte später bei der Entstehung der Bezeichnungen ‚cis‘ und ‚trans‘ beobachten. Erst die marginalisierte Position förderte folglich die Hegemonie der Heterosexualität und Cisgeschlechtlichkeit zutage, was sich wiederum mittels der Theorie des Otherings erklären lässt, wie die deutsche Soziologin Encarnación Gutiérrez Rodríguez feststellt: „Die Markierung von Marginalität erschafft erst die Position des Zentrums“ (Gutiérrez Rodríguez 2001: 38). Aufgrund dieses Phänomens ergibt sich ein Erklärungs-, Rechtfertigungs- und Forschungsbedarf nur für Homosexualität, Inter- und Transgeschlechtlichkeit, nicht aber für deren hegemoniale Pendanten (Wolter 2015: 26).

Während sich trans Identitäten durch flexibles Doing Gender auszeichnen, werden cis Identitäten durch kontinuierliche Abgrenzung gebildet und in eine „klare und eindeutige Geschlechterordnung“ (Silbermayr 2016: 66) einzementiert, wie der Wiener Psychotherapeut, Psychologe und Politikwissenschaftler Ernst Silbermayr schreibt:

Was männlich ist, ist nicht weiblich und was weiblich ist, ist nicht männlich. [...] So wird eine permanente Geschlechterdichotomie im Wahrnehmen, Interpretieren und Handeln etabliert und immer wieder abgesichert. Für viele, vielleicht die meisten Menschen ist das eine unhinterfragte und unhinterfragbare Selbstverständlichkeit. (Silbermayr 2016: 66)

Damit bildet die cis Identität „die Standardgröße, die Norm an der sich jeder Versuch, Geschlecht zu kategorisieren, misst“ (Silbermayr 2016: 72) und sich durch Abgrenzung und Abwehr von trans Identitäten in ihrer hegemonialen Position absichert (Silbermayr 2016: 72).

2.4. Nicht-binäre Identitäten

Nicht-binäre Identitäten, oft synonym zu dem Begriff ‚genderqueer‘ verwendet, sind äußerst vielfältig und können ihrerseits wiederum in weitere Subkategorien, wie etwa agender, pangender, genderfluid, third gender oder neutrois (vgl. Richards et al. 2016: 96) differenziert werden, um nur einige wenige zu nennen. Was aber alle nicht-binären Menschen miteinander verbindet, ist eine (unterschiedlich empfundene, ausgeprägte und gelebte oder, im Falle von agender Personen, gar nicht vorhandene) Geschlechtsidentität außerhalb der hegemonialen Binarität von *mann* und *frau* (vgl. Clucas & Whittle 2017: 74). Diese kann beispielsweise – sowohl statisch als auch wechselnd – zwischen *männlich* und *weiblich* oder außerhalb dieser Dichotomie liegen (vgl. Sumerau, Mathers & Moon 2019: 207). Nicht-binäre Geschlechter sind, wie auch im Falle aller anderen Identitätsbezeichnungen, ausschließlich selbstdefiniert und können von außen durch Dritte unmöglich ‚erkannt‘ werden. In jedem Fall sind sie gänzlich unabhängig von Physionomie, Geschlechtsmerkmalen aller Art oder bei der Geburt zugewiesenem Geschlecht. Einige, jedoch nicht alle nicht-binären Personen, identifizieren sich auch mit dem Begriff ‚trans‘¹⁷.

Aufgrund der bereits erwähnten äußerst geringen Forschungsdichte in diesem Bereich liegen nur wenig Daten vor, die eine Schätzung der Zahl nicht-binärer Menschen ermöglichen. Richards und Kollegium verweisen auf je eine in den Jahren 2014 bzw. 2015 durchgeführte Bevölkerungsstudie aus den Niederlanden und der Region Flandern in Belgien, bei der 1,8 (Flandern) bzw. 4,6 Prozent (Niederlande) der qua erstausgestellter Geburtsurkunde *männlichen* Befragten und 3,2 (Niederlande) bzw. 4,1 Prozent (Flandern) der bei der Geburt *weiblich* zugewiesenen Befragten angaben, eine Form von Genderambivalenz zu empfinden (Richards et al. 2016: 96). Den Terminus ‚non-binary‘ verwenden laut einer US-amerikanischen Studie aus dem Jahr 2022 drei Prozent der 18- bis 29-Jährigen für sich, weitere zwei Prozent bezeichneten sich als trans *mann* oder trans *frau* (Pew Research Center 2022). Werden nicht Geschlechtsidentitäten, sondern, etwas allgemeiner, ‚gender experience‘ und ‚gender expression‘ abgefragt, steigen die Zahlen auch in der Gesamtbevölkerung signifikant an: In einer israelischen Studie aus dem Jahr 2013 gaben über 35 Prozent der Befragten an, zu einem gewissen Grad ‚dem anderen‘, ‚beiden‘ oder keinem Geschlecht anzugehören (Richards et al. 2016: 96).

¹⁷ Da es sich hierbei um innerhalb nicht-binärer Communities weit verbreitetes Erfahrungswissen handelt, wird von einem Quellenverweis abgesehen.

Innerhalb der trans Communities liegt die Zahl der nicht-binären Personen beispielsweise in Schottland bei über einem Viertel der Studienteilnehmer*innen (Richards et al. 2016: 96). Eine Befragung des britischen ‚Women and Equality Committee‘ zu ‚Transgender Equality‘ erhielt sogar mehrheitlich Rückmeldungen von Personen, die ihre Geschlechtsidentität als nicht-binär beschreiben, quer durch alle Altersklassen (Clucas & Whittle 2017: 76). Hierbei gilt es zu bedenken, dass Personen, die sich als nicht-binär, aber nicht (auch) als trans definieren, in diesen Studien nicht miterfasst werden.

Unabhängig von den genauen Zahlen und der dünnen Datenlage lässt sich eindeutig feststellen, dass es sich also um „clearly significant proportions of people“ (Richards et al. 2016: 97) handelt, die sich im Spektrum nicht-binärer Identitäten wiederfinden. Auch wenn nicht-binäre Personen im Globalen Norden – anders als in manchen Gesellschaften des Globalen Südens (vgl. Wetterer 2008: 127f, mehr dazu siehe Kapitel 3.2.) – erst in den letzten Jahren bekannter geworden sind, handelt es sich um kein Phänomen der Gegenwart (vgl. Richards et al. 2016: 98). Vielmehr liegt die Vermutung nahe, dass sich, ähnlich wie bei Diskursen um Homosexualität, analog zur Verfügbarkeit von Begriffen, Erfahrungsberichten und Identifikationsmöglichkeiten auch die Zahl jener Menschen erhöht, die sich als nicht-binär bezeichnen (Richards et al. 2016: 98).

Wie in diesem Kapitel zu Begriffen und Normen deutlich gemacht wurde, ist das Konstrukt der binären Geschlechtsordnung eng mit kolonialrassistischen sowie kapitalistischen Logiken verwoben und dient heute der sozialen wie wirtschaftlichen und institutionellen Strukturierung vieler Gesellschaften. Geschlecht wird durch Doing Gender (re-)produziert und entlang des Prinzips der Heteronormativität in seinem alltagspraktisch wie strukturell hohen Stellenwert legitimiert. Cisgeschlechtlichkeit und Heterosexualität werden als selbstverständliche Norm vorausgesetzt. Es ergibt sich eine hegemoniales Ordnungssystem der cis-heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit, das *männer* und *frauen* als komplementäre, einander ergänzende Wesen konstruiert und Geschlecht entlang biologistischer Argumentationen naturalisiert (siehe Kapitel 3.1.). Queerfeindlichkeit dient dabei in patriarchal organisierten Gesellschaften wie der österreichischen der Stabilisierung hegemonialer *männlichkeit*, wie die Queer Theory veranschaulicht. Entsprechend eng gestaltet sich das Korsett aus Normen und Stereotypen für *männer* und *frauen*. Für nicht-binäre Menschen ist, wenngleich sie einen nicht unerheblichen Anteil der Bevölkerung ausmachen, in der zweigeschlechtlichen Hegemonie kein Platz vorgesehen, was sich etwa in Unsichtbarkeit, Diskriminierung (siehe Kapitel 5) und Gewalt gegen Personen, die von der binären Norm abweichen, niederschlägt. Der gelebte Geschlechtsausdruck nicht-binärer Menschen wird nicht zuletzt deshalb zur Gratwanderung, wie die weiteren Kapitel zeigen.

3. Sozialisierung und Outings

Um den Zusammenhang zwischen gelebtem Geschlechtsausdruck und gesellschaftlichen Einflüssen ergründen zu können, bedarf es zuerst eines Blickes auf die Herstellungsart von Geschlecht(ser)pfinden): Wie ‚entsteht‘ Geschlecht? Warum ist die Zweigeschlechtlichkeit in der österreichischen Gesellschaft derart unhinterfragbar verwurzelt? Und welche Auswirkungen hat diese Realität auf das Leben jener Menschen, die nicht in dieses Schema passen?

Wie bereits im vorhergehenden Kapitel angeschnitten, determiniert nicht die Natur unser Geschlecht, sondern die Gesellschaft, in der wir aufwachsen. Oder, um es mit Michel Foucaults Worten zu sagen: „Eine Sexualität hat man seit dem 18. Jahrhundert, seit dem 19. ein Geschlecht. – Vorher hatte man zweifellos ein Fleisch.“ (Foucault 1977: 145) Fausto-Sterling schreibt dazu:

One of the major claims I make [...] is that labelling someone a man or a woman is a social decision. We may use scientific knowledge to help us make the decision, but only our beliefs about gender—not science—can define our sex. Furthermore, our beliefs about gender affect what kinds of knowledge scientists produce about sex in the first place. (Fausto-Sterling 2000: 3)

Eine klare Trennung zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘ ist nicht möglich, beide Konzepte sind letzten Endes sozial konstruiert, da biologische Gegebenheiten per se keinerlei Aussage über das Sozialverhalten einer Personengruppe zulassen, wie die beiden US-amerikanischen Sprachwissenschaftlerinnen Penelope Eckert und Sally McConnell-Ginet pointiert festhalten:

To whatever extent gender may be related to biology, it does not flow naturally and directly from our bodies. The individual's chromosomes, hormones, genitalia, and secondary sex characteristics do not determine occupation, gait, or use of color terminology. And while male pattern baldness may restrict some adult men's choice of hairdo, there are many men who could sport a pageboy or a beehive as easily as many women, and nothing biological keeps women from shaving their heads. (Eckert & McConnell-Ginet 2003: 13)

Der Grund, warum bestimmte Frisuren von *frauen* bevorzugt werden und andere von *männern*, um bei Eckerts und McConnell-Ginets Beispiel zu bleiben, findet sich in der Sozialisierung. Theoretisch stünde Angehörigen verschiedenster Geschlechter die Option, sich für diese oder jene Frisur zu entscheiden, gleichermaßen offen, aber, so betonen die beiden Wissenschaftlerinnen, „with them come

constraints on who can perform which personae with impunity“ (Eckert & McConnell-Ginet 2003: 10). Wer also nicht riskieren möchte, sozial abgestraft zu werden, verhält sich, wie in anderen sozialen Belangen auch, lieber konform. An diesem Punkt treffen ‚sex‘ und ‚gender‘ aufeinander und verschmelzen während des Vorgangs, Verhalten mit biologisch argumentierten Geschlechtszuschreibungen in Verbindung zu bringen, zu einer sozialen Norm, die von der Gesellschaft weitergetragen wird (Eckert & McConnell-Ginet 2003: 10). Das Wissen um die Notwendigkeit, entweder *männlich* oder *weiblich* sein zu müssen, wirkt laut Gildemeister und Wetterer „subtil als ein invarianter, aber fast unbemerkter Hintergrund in der handlungspraktischen Realisierung sozialer Situationen“ (Gildemeister & Wetterer 1992: 245).

Dieses ‚Weitertragen‘ der kulturellen Praxis des Geschlechts (Reuter 2014: 151) findet mittels Sozialisierung statt, welche von den in Kanada lehrenden Psychologinnen Joan E. Grusec und Maayan Davidov als „the process by which children acquire the social, emotional, and cognitive skills needed to function in the social community“ (Grusec & Davidov 2010: 691) beschrieben wird. Diese Fähigkeiten werden durch soziale Interaktionen erlernt, wobei Kinder eine wichtige und aktive Rolle in ihrem eigenen Sozialisierungsprozess spielen (Grusec & Davidov 2010: 691f). Sozialisierung ist also nicht als Einbahnstraße zu verstehen, wie die deutschen Soziologen Klaus Hurrelmann und Ullrich Bauer erläutern: „We also know that our personality develops constantly and on the one hand, is influenced by the material and social structures surrounding us but on the other hand also influences them“ (Hurrelmann & Bauer 2018: 7). Von Geschlechtersozialisation kann gesprochen werden, wenn „such [a] process of internalization and learning is guided by gender ideology of a given society and aims at reinforcing the stereotyped gender roles according to sexes“ (Chattopadhyay 2018: 62). Diese ‚Gender-Ideologie‘ beinhaltet fast überall auf der Welt die Repräsentation und Legitimation *männlicher* Hegemonie, welche patriarchale Strukturen absichert – und vice versa (Chattopadhyay 2018: 66f). Der Konstruktionsprozess dieser Ideologie ist unsichtbar und lässt sich, wie die in Berlin lehrende Soziolog*in und Geschlechterforscher*in¹⁸ Hanna Meißner festhält, „nicht einfach als intentionales, zielgerichtetes Eingreifen verstehen, sondern eher als Intervention, deren Motive, aber auch Effekte niemals voll zugänglich und kontrollierbar sind“ (Meißner 2013: 186).

Spürbar sind die Effekte hingegen mitunter recht deutlich, insbesondere für jene Kinder, die sich nicht normativ (genug) verhalten, wie auch Az, Kaisa, Noa, Mae und Alex in den Interviews thematisieren. Das Spektrum reicht von der großmütterlichen Mahnung, beim Gehen nicht so zu schlurfen

¹⁸ Hanna Meißner wird online teilweise unter geschlechtsneutralen Berufsbezeichnungen geführt. Auf eine diesbezügliche Quellenangabe wird im Sinne einer widerständigen Praxis bewusst verzichtet, da die Notwendigkeit, auf das Geschlecht einer Person nur dann explizit zu verweisen, wenn die Kombination aus Anrede und Vorname nicht mit der zweigeschlechtlichen Hegemonie konformiert, eine Konsequenz eben jener binärer Geschlechterideologie darstellt, die diese Arbeit kritisch zu hinterfragen sucht.

(Int. 6 Alex, Abs. 32), über explizit artikulierte Enttäuschung seitens der Mutter ob Kaisas *unfemininen* Auftretens (Int. 3 Kaisa, Abs. 8) bis hin zum Wissen um die von Az als „ziemlich realistisch“ (Int. 1 Az, Abs. 10) eingestufte Möglichkeit, physischer Gewalt ausgesetzt zu sein, „wenn man sich nicht in diese binären Kategorien einordnet im Alltag“ (Int. 1 Az, Abs. 10). Noa konstatiert, sie „ganzes Leben [lang als] zu unweiblich“ (Int. 4 Noa, Abs. 4) kritisiert worden zu sein. Was sich bis ins Erwachsenenalter fortgesetzt hatte, begann bereits in ihrer Kindheit:

Also von meinem Vater zum Beispiel hab ich immer wieder gehört, [...] ich gehe zu unweiblich und ich muss mich weiblicher kleiden und weiblicher bewegen und so weiter. [...] Ich wurde als Mädchen gelesen und ich wurde auch als Mädchen behandelt und diskriminiert und... gewaltvoll behandelt und... [...] auf eine subtile Weise war Geschlecht immer im Vordergrund. (Int. 4 Noa, Abs. 10)

Dass derlei Schilderungen kein Relikt längst vergangener Zeit sind, verdeutlichen Kaisas Beobachtungen, wie nims Pflegekind mit dem Geschlechterregime im Kindergarten umgeht: „Eine Woche zurück im Kindergarten: alles wieder binär. [...] Also zum Beispiel, er trägt gerne Kleider zuhause, vor allen Dingen zum Schlafen, er würde sie nicht im Kindergarten anziehen“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 58). Mit seinen sechs Lebensjahren ist sich Kaisas Kind trotz seines queeren Elternhauses also nicht bloß der Geschlechterrollen bewusst, sondern passt auch sein Verhalten entsprechend an. Es kann als Reaktion auf das Wissen, bei geschlechterrollen-nonkonformem Aussehen sozial abgestraft zu werden, verstanden werden.

Als *männlich* gelesene Person Kleider zu tragen ist auch Maes Erfahrung nach gemeinhin nur dann akzeptiert, wenn es sich um eine Verkleidung handelt, etwa im Fasching oder zu Kostümpartys: „[S]olang das halt eben unter diesem Frame ‚Spaß‘ läuft oder so ist quasi alles okay, ist es okay, aus so Gendernormen irgendwie auszubrechen, aber sobald es quasi ernst wäre, wäre es ein Problem“ (Int. 5 Mae, Abs. 8). Mae, die in einem „weiß-patriarchale[n] hetero-cis-Umfeld“ (Int. 5 Mae, Abs. 4) aufgewachsen war, erzählt von ihrer Verwunderung über diverse Fotos, auf denen ihr Vater Kleider trägt und führt weiter aus:

[D]as waren halt oft irgendwelche Partys oder Faschingssachen, aber ich kann mich erinnern, dass er das eben öfters gemacht hat und dass ich dann da auch mitgemacht hab. Oder dass wir uns für irgendwelche Fußballspiele oder sonst irgendetwas geschminkt haben und dass das irgendwie so kleine Ausbrüche [waren] oder kleine Einschüsse von, keine Ahnung, Queerness vielleicht, oder halt so kleine Ausflüge, die halt dann doch geframed waren im Sinne von: ‚Haha, das ist Spaß, lustig‘ [...]. (Int. 5 Mae, Abs. 6)

Maes Vater würde ohne Anlass zur Verkleidung keine der *weiblichen* Sphäre zugeordneten Kleider tragen oder sich schminken, ist hen überzeugt (Int. 5 Mae, Abs. 7f).

Auch in Alex' Kindheit spielte Verkleiden eine Rolle. Hen experimentierte „in unregelmäßigen Abständen immer wieder“ (Int. 6 Alex, Abs. 6) mit verschiedenen Geschlechterrollen, etwa bei Faschings- und Theaterkostümen, aber auch im alltäglichen Leben:

Ich hab [...] auch als Kind immer wieder schon ganz gern Gewand in der Burschenabteilung gekauft, also mir ausgesucht halt. Und dann wiederum auch in der Mädchenabteilung. Es war immer so ein Mischmasch, kann man sagen – und je nach Phase unterschiedlich. (Int. 6 Alex, Abs. 6)

Diese Freiheit zu experimentieren, stand Noa in sies Kindheit und Jugend nicht offen, obwohl sies „immer schon“ (Int. 4 Noa, Abs. 4) sicher war, kein Mädchen zu sein. Als Noa durch sies Bruder zum ersten Mal von der Existenz geschlechtsangleichender Operationen erfuhr, verkündete sies: „Wenn ich groß bin, lass ich mein Geschlecht umwandeln“ (Int. 4 Noa, Abs. 4). Statt Unterstützung zu erfahren, wurde sies jedoch mit den Worten „du bist ein Mädchen und das gehört so“ (Int. 4 Noa, Abs. 4) an sies qua biologischer Gegebenheiten zugeteilten ‚Platz‘ verwiesen. Sies kann nur spekulieren, warum die Geschlechterbinarität einen derart großen Stellenwert in der österreichischen Gesellschaft einnimmt:

Vielleicht [...] brauchen sie einfach diese Kategorien und wenn irgendwer ihnen diese Kategorien wegnimmt, dann ist das irgendwie eine Gefahr für sie oder unangenehm. [...] Da ist schon eine heftige Angst auch, glaub ich, dahinter [...]. Aber ich kann sie nicht nachvollziehen. Wir nehmen ihnen nichts weg. Und sie glauben aber, dass wir ihnen was wegnehmen, das ist irgendwie die Schwierigkeit dabei. (Int. 4 Noa, Abs. 16)

Kaisa kann auf ähnliche Erfahrungen zurückblicken (Int. 3 Kaisa, Abs. 8). Nim erscheint das binäre Geschlechterregime am Ende des Tages für kaum jemanden gewinnbringend zu sein: „Ich find dieses binäre Konstrukt halt einfach extrem einschränkend und ich glaub, nicht nur für nicht-binäre Personen, sondern ich glaub, das ist auch für Männer und Frauen jetzt nicht so supergeil.“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 50)

Dass die Profiteur*innen eines Systems Interesse daran haben, eben jenes aufrechtzuerhalten, liegt auf der Hand. Wodurch jedoch ergibt sich jener breite Konsens, der nötig ist, um die Vorstellung einer binären Geschlechtertrennung inklusive *männlicher* Überlegenheit über Generationen hinweg zu

reproduzieren? Der französische Soziologe und Philosoph Pierre Bourdieu erklärt dieses Phänomen mit der These, dass die Hegemonie durch sogenannte symbolische Gewalt „von den Beherrschten eine Form von Zustimmung erhalten [muss], die nicht auf der freiwilligen Entscheidung eines aufgeklärten Bewußtseins beruht, sondern auf der unmittelbaren und vorreflexiven Unterwerfung der sozialisierten Körper“ (Bourdieu 1997: 165). Im Zuge frühkindlicher Sozialisierungsprozesse wird also, wie Meuser und Scholz beschreiben, „in die kognitiven Strukturen und in die Körper der Individuen die Zweiteilung der sozialen Welt in männlich und weiblich sowie die Vorstellung von der männlichen Überlegenheit bereits eingeschrieben“ (Meuser & Scholz 2005: 224). Die Differenzierung zwischen *männern* und *frauen* wird als selbstverständlich und natürlich verkannt, der Sozialisierungsprozess naturalisiert (vgl. Reuter 2014: 158), weil Menschen „kognitive Strukturen auf sie [die soziale Ordnung] anwenden, die aus eben diesen Strukturen der Welt hervorgegangen sind“ (Bourdieu & Wacquant 1996: 205), wodurch die Mitglieder einer Gesellschaft „Gefangene und auf versteckte Weise Opfer der herrschenden Vorstellungen“ (Bourdieu 1997: 165) werden.

Soziale Interaktionen werden aus gegenderter Perspektive wahrgenommen und bewertet, also je nach Verhalten bestärkt bzw. belohnt oder entmutigt bzw. sanktioniert, wodurch eine Sozialisierung in eine der beiden Geschlechtsrollen ‚*bub*‘ oder ‚*mädchen*‘ erfolgt (Chattopadhyay 2018: 63f). Geschlecht wird so von jungen Jahren an zu einem engen Korsett, das nicht ohne Konsequenzen lockerer geschnürt oder ausgezogen werden kann, wie der indische Politikwissenschaftler und Genderforscher Sujit Kumar Chattopadhyay erläutert:

Thus, by limiting and mostly restricting the freedom of choosing the genders, expressing the non-standard behaviours and performing beyond the stereotyped sex roles, the society actually punishes the persons under the so-called third sex for their audacity of going beyond the conventional male–female format of gender. So, socially accepted and culturally enforced standard norms of gender are prepared in view of two genders—male and female—chiefly operating in almost all societies. Thus, gender ideology always views the society divided chiefly between two sexes and they are man and woman. (Chattopadhyay 2018: 64)

Es gibt folglich keine vordiskursive Gegebenheit der Zweigeschlechtlichkeit, da diese erst durch soziale Konstruktion, eingebettet in spezifische kulturelle Kontexte und Systeme, hervorgebracht wird (Zettelbauer 2017: 19). Eine Option außerhalb dieser Binarität ist in der Geschlechtersozialisation des Globalen Nordens in aller Regel nicht vorgesehen. Im Gegenteil: Cis-Sein wird – ebenso wie Heterosexualität – als alternativlose Normalität dargestellt und als erstrebenswerte Identität beworben (Chattopadhyay 2018: 81f). Dies bestätigte sich auch in den Interviews. Az etwa beschreibt, zwar

bereits in der Kindheit gespürt zu haben, trans zu sein, aber Az habe „keinen Raum dafür gefunden, dass sowas für mich möglich wäre überhaupt, mal [...] in der Sphäre von Imagination mir vorzustellen“ (Int. 1 Az, Abs. 6). Wie tief diese „sehr, sehr [...] streng binär“ (Int. 1 Az, Abs. 8) erlebte Geschlechtersozialisierung verankert war, zeigt etwa die Tatsache, dass sich Az erst im Alter von 30 Jahren aktiv mit der eigenen Transidentität auseinandersetzen konnte (Int. 1 Az, Abs. 8).

Dass Bewusstseinsbildung um die Existenz anderer Geschlechter als *männlich* und *weiblich* in aller Regel nicht Teil der Sozialisierung ist, ist kein Zufall. Während nicht-binäre und intergeschlechtliche Menschen im Europa des Mittelalters noch als selbstverständlich gesehen wurden, führte der mit der Kolonialisierung einhergehende diesbezügliche Paradigmenwechsel (siehe Kapitel 2.2.) zur Marginalisierung von Menschen devianter Geschlechter (vgl. Voß 2015a: 102f). Geschlecht wurde normiert und dessen Abweichung zum Untersuchungsgegenstand, der keineswegs reinem Wissensdrang entsprang. Vielmehr ortet Heinz-Jürgen Voß eine dem plötzlich entstandenen Forschungsinteresse zugrundeliegende Ideologie, die „das Ziel der Auslöschung“ (Voß 2015a: 103) sogenannter Abweichungen und Störungen verfolgt. Er beschreibt dieses Vorgehen folgendermaßen:

Das Verständnis der Entwicklungswege sollte es ermöglichen, nur geschlechtliche Merkmale, die der bürgerlichen Norm entsprachen, zur Ausprägung gelangen zu lassen. Nur ‚typisch weibliche‘ bzw. ‚typisch männliche‘ Entwicklung war gewollt, nicht dieser Norm entsprechende sollte abgebrochen werden. [...] Die Wissenschaften erweisen sich dabei – selbstverständlich – als in die Gesellschaft eingebunden. (Voß 2015a: 103, Herv. i. O.)

Eine der Auswirkungen dieses Normierungs- und Konformierungsdrucks ist die Unsichtbarmachung jener Menschen, die sich diesem Druck nicht beugen können und/oder wollen. Diese Auslöschung aus dem kollektiven Bewusstsein, gepaart mit der großen Selbstverständlichkeit der zweigeschlechtlichen Norm, erschwert aber nicht nur den Zugang zu Wissen, Begriffen und Konzepten, die diese hinterfragen, sondern geht auch mit sozialen Sanktionen einher, wie Gildemeister schildert:

Die Binarität/Zweipoligkeit der Geschlechterklassifikation stellt eines der grundlegenden Typisierungsmuster dar, in denen die soziale Welt sich ordnet. Sozial kompetente Akteure [sic!] handeln auf dieser Grundlage und realisieren sie als ‚wirklich‘ – geschieht das nicht, setzen gesellschaftlich und historisch spezifische Reaktionen bis hin zu Ausgrenzungsprozessen ein. (Gildemeister 2008: 139, Herv. i. O.)

Je nach soziopolitischem und familiärem Kontext können diese Ausgrenzungsprozesse zu äußerst bedrohlichen Dimensionen heranwachsen. Az etwa ist sich sicher, „dass ich mich, wenn auch nicht vollkommen bewusst, damit geschützt habe, dass ich sozusagen das irgendwie versteckt habe“ (Int. 1 Az, Abs. 12).

Anders als Az konnte Alex durchaus auf „sehr, sehr große Unterstützung“ (Int. 6 Alex, Abs. 8) seitens des Familien- und Freund*innenkreises zählen. Hen setzte sich als Teenager intensiv mit der Frage auseinander, vielleicht trans zu sein (Int. 6 Alex, Abs. 6), dennoch verging noch fast eine Dekade, ehe sich Alex als nicht-binär outete. Analog zu Alex' Erfahrungen, schwankte auch Chrisu etwa zehn Jahre lang zwischen einer trans *männlichen* und einer *weiblichen* Geschlechtsidentität hin und her (Int. 2 Chrisu, Abs. 48).

Auch alle anderen Gesprächspartner*innen hatten bereits in der Kindheit das Gefühl, nicht oder nicht ganz in die ihnen zugeschriebene Geschlechtsidentität zu passen (mehr dazu siehe Kapitel 4), doch eine weitere Auseinandersetzung mit der Thematik wurde meist bis ins Erwachsenenalter verhindert (vgl. Int. 1-6). Grund dafür war, wie Alex' Geschichte zeigt, nicht in allen Fällen mangelnde Unterstützung oder Angst vor Diskriminierung, sondern das mit großer Selbstverständlichkeit anerzogene binäre Geschlechterverständnis.

Welche Folgen der Mangel an Konzepten und Begriffen haben kann, wird anhand Noas Lebensgeschichte deutlich. Noa spürte bereits mit drei Jahren, dass der Begriff ‚*mädchen*‘ für sie nicht passend war, aber die Erkenntnis sickerte erst dreieinhalb Jahrzehnte später durch, als sie zum ersten Mal mit dem Konzept in Berührung kam, dass es auch Geschlechter außerhalb der Binarität geben könnte. Heute sagt sie dazu:

[W]enn ich damals [im Kindergarten] gehört hätte ‚Okay, du darfst so sein. Du darfst sein, was du willst‘ oder wenn ich gehört hätte ‚Es gibt auch noch was anderes als Mädchen und Bursch‘, dann hätte ich das nicht 37 Jahre irgendwie wegstecken müssen.
(Int. 4 Noa, Abs. 12)

Geschlechtersozialisierung basiert auf einem biologistischen Verständnis von Geschlecht, das eine der beiden zur Auswahl stehenden Geschlechtsbezeichnungen ‚*männlich*‘ und ‚*weiblich*‘ scheinbar naturgegeben vorschreibt (mehr dazu im folgenden Abschnitt). Was aber passiert, wenn die vielzitierte Natur keine eindeutige Zuordnung vorgibt? Um die biologistisch argumentierten Glaubenssätze zu Geschlecht als sozialer Kategorie nicht zu gefährden, werden bis heute intergeschlechtliche Körper als von der zweigeschlechtlichen Norm abweichend interpretiert und entsprechend (sozial

und/oder medizinisch) ‚angepasst‘ (vgl. Kolbe 2010: 44ff). Kaisa, das intergeschlechtlicher Körper sich nicht klar in eine der beiden zur Auswahl stehenden Kategorien ‚*mädchen*‘ oder ‚*junge*‘ einordnen ließ, wurden ohne jede Erklärung jahrelang Hormone verabreicht, um ihn möglichst reibungslos als *mädchen* sozialisieren zu können (Int. 3 Kaisa, Abs. 12ff). Trotzdem war Kaisa „nie gut darin“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 6), ein *mädchen* zu sein. Im Laufe der Zeit aufkommenden Nachfragen wichen die erwachsenen Bezugspersonen mit Sätzen wie „Du bist eine Frau, da bist halt nur anders, [...] da muss man halt ein bisschen nachhelfen“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 14) aus.

3.1. Biologistische Geschlechtslogiken

Um etwa Forderungen nach Diskriminierungsschutz im Keim zu ersticken, werden von transfeindlicher Seite häufig pseudo-wissenschaftliche, biologistische Argumente bemüht, die Geschlecht als physisch vorgegebene, unveränderliche, eindeutig erkennbare Tatsache verstehen wollen. Wenn gleich sich dieses Narrativ, wie im Folgenden deutlich werden wird, als wissenschaftlich unhaltbare These erweist, sind die Auswirkungen der Ideologie der Zweigeschlechtlichkeit für Menschen aller Geschlechter real spürbar. Auch für nicht-binäre Personen bildet diese gesellschaftliche Realität ein Bezugssystem, das sich in der Art und Weise, wie Geschlecht empfunden, gelebt und ausgedrückt wird, niederschlägt.

Geschlechtersozialisierung findet entlang scheinbar natürlicher, biologisch vorgegebener Grenzen statt (vgl. Gildemeister 2008: 137). Die Differenzierung zwischen den beiden ‚biologischen‘ Geschlechtern bildet in weiterer Folge die Grundlage für die Einteilung in die sozialen Kategorien ‚*männlich*‘ und ‚*weiblich*‘, wie Chattopadhyay schildert:

Children come to accept the view that they are either male or female and the question as to actually what they are is often solved by linking the issue to the basic identity of their biological sexes. Differences of sex predominate the differences of gender. So gender socialization is the process by which the biological sex division is transformed into a social sex division on the basis of which the gender roles are distributed among the members and accordingly they are performed in compliance with the stereotyped norms of the society. (Chattopadhyay 2018: 64f)

Körperliche Merkmale bilden demnach die Basis für binäre Geschlechtersozialisierung, welche sich in weiterer Folge in der Hervorbringung von Geschlechtsidentitäten und -rollen niederschlägt. Allerdings ist das ‚biologische Geschlecht‘, wie bereits in Kapitel 2 beschrieben, ebenso Produkt hegemonialer Diskurse wie sein Pendant, das ‚soziale Geschlecht‘, und damit keineswegs eine natürliche Ge-

gebenheit. Die deutsche Historikerin Rebekka Habermas beschreibt den Trugschluss dieser Differenzierung wie folgt:

Die Unterscheidung zwischen gender und sex [...], in der ersteres auf ein soziales und kulturelles Konstrukt verweist, während letzteres auf vermeintlich nackte Fakten hindeutet, operiert mit essentialistischen Denkfiguren, die die Geschlechtergeschichte eigentlich überwinden wollte: Essentialistisch sind diese Denkfiguren insofern, als unterstellt wird, der Bereich der Biologie sei ein eo ipso gegebener, quasi natürlicher und damit unabhängig von sozialen oder kulturellen Deutungen oder diskursiven Strategien. Durch die Hintertür hat sich hier der altbekannte Gegensatz Natur versus Kultur wieder eingeschlichen. (Habermas 2011: 237)

Bereits 1967 verwies der US-amerikanische Soziologe Harold Garfinkel, auf den sich schon West und Zimmerman (1987) stützten, auf die Tatsache, dass das Prinzip der Geschlechterbinarität nicht auf biologischen Determinanten wie Hormonen, Chromosomen, Keimdrüsen oder anderen sogenannten Geschlechtsmerkmalen fußt, sondern auf der sozialen Performanz und deren Interpretation durch andere (Garfinkel 1967). Mittlerweile gilt es auch medizinisch als erwiesen, dass die ‚biologischen‘ Faktoren, die das zugewiesene Geschlecht festlegen sollen, letztendlich ein Spektrum bilden, das nicht auf zwei Pole reduziert werden kann. Fausto-Sterling meint dazu: „Choosing which criteria to use in determining sex, and choosing to make the determination at all, are social decisions for which scientists can offer no absolute guidelines.“ (Fausto-Sterling 2000: 5) Vielmehr orientiert sich die Wissenschaft seit jeher an diesen sozialen Gegebenheiten (vgl. Sanz 2017).

Wie arbiträr die Entscheidung ist, welches Kriterium zur ‚Bestimmung‘ des Geschlechts einer Person herangezogen werden soll, verdeutlicht ein Blick in die Vergangenheit: Von der Antike bis zum Ende des 17. Jahrhunderts war in Europa das ‚Ein-Geschlecht-Modell‘ vorherrschend, welches davon ausging, dass *frauen* biologisch fehlerhafte *männer* waren, deren Geschlechtsorgane aufgrund mangelnder ‚vitaler Hitze‘ nach innen gestülpt im Körper blieben, woraus sich zwei soziale Geschlechter ergaben, die auf einem gemeinsamen biologischen Ursprung beruhten (Kolbe 2010: 36). Diese Vorstellung wurde im späten 18. Jahrhundert von der Annahme abgelöst, es gäbe „im Körperlichen zwei feststehende, nicht vergleichbare und gegensätzliche Geschlechter“ (Kolbe 2010: 38), wodurch die Biologie zur Grundlage sozialer Geschlechtertrennung wurde. Diese Polarität wurde um 1900 immer strikter ausdifferenziert und von physischen auf biologisch bedingte psychische Unterschiede ausgedehnt (Kolbe 2010: 40f). Etwa zur selben Zeit stellte der deutsche Arzt Theodor Klebs die ‚Keimdrüsenregel‘ auf, wonach die Gonaden als Differenzierungsmerkmal herangezogen werden sollten und die Reproduktionsfähigkeit ins Zentrum der Diskussion rückte (Kolbe 2010: 44). In Großbritannien

hingegen wurde die Keimdrüsenregel infrage gestellt und eher das gesamte Erscheinungsbild einer Person als Maßstab angewandt, um sicherzustellen, dass etwaige sogenannte Ungereimtheiten von den Betroffenen leichter verheimlicht werden konnten (Kolbe 2010: 46).

Je mehr die Medizin über sogenannte Geschlechtsentwicklung herausfand, desto schwieriger wurde es, einen Konsens zu finden, welche Merkmale denn nun im Zweifel über das Geschlecht eines Menschen entscheiden sollten (Kolbe 2010: 43): Die Keimdrüsen wurden von den Chromosomen abgelöst und diese wiederum von den Genen (Kolbe 2010: 48). Gleichzeitig gewann Forschung zu Geschlechtsbewusstsein und Hirnphysiologie an Popularität (Kolbe 2010: 46). Was jedoch jahrhundertlang unverändert blieb, war die gesamtgesellschaftlich vorherrschende Ansicht, es gäbe ein – und nur ein – ‚wahres‘ Geschlecht eines jeden Menschen (Kolbe 2010: 48). Angela Kolbe fasst diese Entwicklungen, unter Betonung der Komplexität des Phänomens ‚Geschlecht‘, wie folgt zusammen:

Auch wenn die meisten Menschen (zumindest körperlich) in eines der beiden ‚großen Geschlechter‘ eingeordnet werden können, ist doch das Dogma der Zweigeschlechtlichkeit nicht haltbar. Körper sind nicht eindeutig geschlechtlich definierbar, genauso wenig hängt die geschlechtliche Identität vom spezifischen Körper ab. (Kolbe 2010: 71, Herv. i. O.)

Dies bedeutet jedoch nicht, dass Geschlecht als soziale Kategorie nicht wirkmächtig wäre, im Gegenteil: „Mit dem Geschlecht werden [...] bestimmte Eigenschaften, Vorlieben, Gefühle etc. verbunden; das Geschlecht bestimmt über Tätigkeiten und Berufschancen, es hat damit großen Einfluss auf den Lebenslauf“ (Kolbe 2010: 72). „Doch“, fährt Kolbe fort, „diese Differenzen zwischen den Geschlechtern können nicht mit körperlichen Unterschieden begründet werden, auch wenn dies immer noch behauptet wird“ (Kolbe 2010: 72).

Das Geschlecht wird in sozialen Interaktionen so institutionalisiert, dass Menschen genau jene Geschlechtsdifferenzen entwickeln, die wiederum eine komplementäre Institutionalisierung legitimieren sollen (vgl. Gildemeister 2008: 138). Dieser Kreislauf zeigt sich auch in der Wissenschaft: Medizin, Naturwissenschaft, Paläontologie und diverse andere allgemein als ‚objektiv‘ verstandene Disziplinen arbeiten mit der Prämisse eines binären Geschlechtersystems, welche sich im Laufe der Forschung selbst bestätigt, da die Ergebnisse – in der Regel ohne Manipulationsabsichten – entsprechend interpretiert werden (vgl. Matzner 2018: 32; Haidle 2018: 25f). Voß bezeichnet dieses Vorgehen als „gesucht-und-gefunden“ (Voß 2010: 390): Medizinische Forschung agiert bereits aus dem (sozialen) ‚Wissen‘ um die inhärente Zweigeschlechtlichkeit heraus. Man gelange, schreibt Voß, „erst aus Perspektive einer Gesellschaft, die zwei Geschlechter unterscheidet und die an die Geschlechtszugehö-

rigkeit Ungleichbehandlungen von Menschen knüpft, zu Ergebnissen, die stets zwei geschlechtlich zu unterscheidende Organstrukturen / Körper beschreiben“ (Voß 2010: 386).

Das Wissen um dieses System der selbsterfüllenden Prophezeiung hat mittlerweile Forschung hervorgebracht, die soziale Gewissheiten hinterfragt, wodurch etwa die Polarität von Geschlecht naturwissenschaftlich und medizinisch widerlegt werden konnte. Wissenschaftlich erwiesene Fakten wie die Tatsache, dass Geschlecht ein Spektrum bildet, haben jedoch kaum Einfluss auf das Alltagsverständnis und die binär gegenderte soziale Ordnung (Matzner 2018: 32). Der deutsche Rechtswissenschaftler und -philosoph Christoph Möllers beschreibt das Spezifikum sozialer Normen, wie die Hegemonie der Zweigeschlechtlichkeit, folgendermaßen: „Norms can still claim reality even when they are consciously violated, when their application is concealed, ultimately whenever traces of a presumed alternative course of events and its evaluation can be found in a social practice.“ (Möllers 2020: 269) Widersprüche – wie etwa die oben beschriebenen, vielfältigen Möglichkeiten der Identifizierung eines Geschlechtsmarkers – regen nicht zur Reflexion dieser Glaubenssätze an, sondern werden dazu benutzt, sie weiter einzuzementieren, wie die deutsche Paläoanthropologin Miriam Noël Haidle in ihrer Abhandlung über den Einfluss heutiger Geschlechtslogiken auf die Vorstellung steinzeitlicher Geschlechterrollen erläutert:

Das Beharren auf bestimmten Schemata und Bewertungen, auch wenn die eigene Erfahrungswelt Gegenbeispiele liefert, ist ein weit verbreitetes Charakteristikum menschlicher Kultur. Es betrifft nicht nur Geschlechterrollen, sondern auch andere Kategorisierungen, wie altersgemäße Rollen und mit Hautfarben verknüpfte Verhaltensweisen, und es ist nicht nur typisch für unsere modern-westliche Kultur, sondern auch in anderen Kulturen häufig anzutreffen. Es sind Ideologien, die dem Erhalt von sozialen Gefügen dienen. (Haidle 2018: 26)

Doing Gender zementiert also die scheinbar naturgegebenen Unterschiede zwischen Geschlechtern ein und nicht umgekehrt, wie Gildemeister bestätigt:

Nicht ‚der Unterschied‘ konstituiert die Bedeutung, sondern die Bedeutung die Differenz. Dieser ‚Zirkel der Selbstbezüglichkeit‘ funktioniert eben dadurch, dass wir diese Klassifikation in der ‚Natur‘ oder der Biologie verankern (‚naturalisieren‘). Der Vorgang der sozialen Konstruktion wird damit unsichtbar und tritt uns im Ergebnis als so hochgradig selbstverständlich entgegen, dass schon die Frage nach dem Herstellungsmodus i.d.R. Irritationen auslöst. (Gildemeister 2008: 137, Herv. i. O.)

Derartige Irritationsmomente des Gegenübers sind nicht-binären Menschen oft gut bekannt, wie auch aus den Interviews hervorgeht. Diese ‚Irritationen‘ münden immer wieder in Aggressionen, wie Kaisa, dais bloße physische Existenz biologistische Geschlechtslogiken infrage stellt, während des Interviews immer wieder zur Sprache bringt. Nim wurde seit jeher kommuniziert, ‚anders‘ zu sein (Int. 3 Kaisa, Abs. 14). Nin berichtet etwa von „komische[n] Blicke[n] und [...] Beschimpfungen oder Fragen auf der Straße“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 20), von einer Person in der Straßenbahn „mit einem extrem geekelten Gesichtsausdruck“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 26), zahlreichen Diskussionen (Int. 3 Kaisa, Abs. 60) und unangebrachten Fragen nach nims Genitalien (Int. 3 Kaisa, Abs. 44) im Versuch, Kaisa doch noch einer der binären Geschlechtskategorien zuordnen zu können (Int. 3 Kaisa, Abs. 60) und damit der von Gildemeister (2008: 142) benannten Frage nach dem Herstellungsmodus des Systems der Zweigeschlechtlichkeit zu entkommen.

3.2. Geschlechterbinarität als Selbstverständlichkeit

Dem Herstellungsprozess des Systems der Zweigeschlechtlichkeit zu entkommen, ist nahezu unmöglich. Menschen aller Geschlechter wachsen in den meisten Gesellschaften des Globalen Nordens mit der Vorstellung auf, die Erde werde nur von *männern* und *frauen* bevölkert, woraus für alle Personen mit einem von dieser Norm abweichenden Geschlecht die Notwendigkeit eines sogenannten Coming Outs erwächst – vor anderen, aber auch vor sich selbst, wie im folgenden Abschnitt deutlich wird.

Ein Blick über den Tellerrand des Globalen Nordens hinaus zeigt, dass Geschlechtersysteme keineswegs immer binär gedacht werden. In den vergangenen Jahrzehnten bedienten sich Ethnolog*innen des Globalen Nordens jedoch immer wieder der Erzählung über indigene Alternativmodelle, um ihre eigene Agenda voranzutreiben, wie Angela Kolbe kritisiert (Kolbe 2010:59). Sie gibt zu bedenken: „Demnach sagen die Beschreibungen alternativer Geschlechterordnungen mehr über die Autor_innen als über die alternativen Geschlechter selbst aus.“ (Kolbe 2010:59) Von der Einordnung der Modelle anderer Gesellschaften möchte ich an dieser Stelle absehen, da mir dies angesichts meiner Sozialisierung als *weiße* Person im Globalen Norden nicht zusteht. Ich möchte mich nicht an der Fortschreibung eines neokolonialer Wissenschaftskanons, in dem im Globalen Norden verortete Menschen den Globalen Süden beforschen und bewerten, beteiligen. Es kann also lediglich festgehalten werden, dass beispielsweise die Native Americans sowie Gesellschaften Indonesiens, Sambias, Neu Guineas und der Dominikanischen Republik zwischen mindestens drei Geschlechtern unterscheiden (Kolbe 2010: 55ff).

Alle Interviewpartner*innen dieser Arbeit wurden in eine Gesellschaft hineinsozialisiert, die ihnen von klein auf eine biologistische, unhinterfragbare Geschlechterbinarität suggerierte. In einem derart organisierten System wirkt dessen Hegemonie so stark, dass sie nicht nur zur Norm, sondern zur Selbstverständlichkeit – und damit unsichtbar – wird. Noas Randbemerkung „Ich hab’s ja auch geglaubt, dass ich eine Frau bin“ (Int. 4 Noa, Abs. 14) verdeutlicht die Tragweite dieses Phänomens. Hier liegt die Wurzel für Diskriminierungs- und Ausschlusssysteme begraben, weil, wie der deutsche Philosoph und Professor für Medien und Gesellschaft, Tobias Matzner konstatiert, „das Problem von Unsichtbarkeit nicht nur durch moralische, vorurteilsbehaftete Menschen entsteht, sondern in der Selbstverständlichkeit von Alltagsgewissheiten begründet ist.“ (Matzner 2018: 40) Anders ausgedrückt: „If their content were obvious, we could frequently do without them“ (Möllers 2020: 269). Mae beschreibt eben jene Alltagsgewissheiten, die sich etwa in gegendertem Spielzeug, Redensarten und Kosenamen niederschlugen, und kommt zu einem ähnlichen Schluss wie Matzner:

[D]as Geschlecht war eine Selbstverständlichkeit, aber halt eine binäre Selbstverständlichkeit. Es gab ganz klare Rollen und [...] diverse Zuschreibungen, die sehr binärlischehaft sind und Rollenbilder produzieren. Nicht außerordentlich dominant, aber [...] im Gesellschaftsmittel. So wie es in der Gesellschaft vorherrschend ist, hat sich das einfach auch in der Familie eins zu eins niedergeschlagen. (Int. 5 Mae, Abs. 6)

Das kollektive Geschlechterverständnis hält ebenso selbstverständlich, wie es aufrechterhalten wird, Einzug in individuelle Sozialisierungsmuster, Glaubenssätze und Denkprozesse. Diese sitzen nicht zuletzt aufgrund der Art ihrer Aneignung tiefer als bloßes Wissen. Vielmehr handle es sich um eine „Gewissheit durch Alltäglichkeit“ (Matzner 2018: 33), also Überzeugungen, die durch alltägliches Erleben und Handeln permanent bestätigt werden, was sie tief in unserem Glaubenssystem verankern lässt (Matzner 2018: 33). Die US-amerikanische Autor*in, Schauspieler*in und Performancekünstler*in Kate Bornstein veranschaulicht die Inhalte dieser implizit erlernten Ideologie der Zweigeschlechtlichkeit, basierend auf Harold Garfinkel, in hies „Rules of Gender“ (Bornstein 1994: 46):

1. There are two and only two genders.
2. One’s gender is invariant.
3. Genitals are the essential signs of gender.
4. Any exceptions are not serious.
5. There are no transfers from one gender to another except ceremonial ones.
6. Everyone is one gender or the other.
7. The M/F dichotomy is a ‘natural’ one.
8. Membership in one gender or the other is ‘natural’. (Bornstein 1994: 46, emph. i. o.)

Trans Personen können nach diesem Regelwerk also nicht existieren. In der sozialen Realität bedeutet dies, dass trans-Sein einem Geschlechtswechsel gleichgesetzt wird, mit dem klaren Ziel, am Ende der Transition möglichst als cis zu passen (vgl. Gilbert 2009: 95). Bornsteins „Rules of Gender“ (1994) werden hierfür etwas aufgeweicht, allerdings nur mithilfe der Argumentation, einen ‚Fehler der Natur‘ zu korrigieren, wie etwa aus dem vielfach bedienten Narrativ, jemand sei ‚im falschen Körper geboren‘ hervorgeht. Für Menschen, die sich nicht in dieser Dichotomie wiederfinden, ist kein Platz, wie die kanadische Philosoph*in Miqqi Alicia Gilbert klar formuliert: „The one thing that is absolutely not allowed is a gender that does not fall neatly into one of the two categories“ (Gilbert 2009: 95).

Wie wirkmächtig diese Vorgänge sein können, zeigt sich etwa anhand Alex’ Antwort auf die Frage, was hen anziehen würde, wenn Kleidung keine geschlechtlichen Implikationen hätte:

[M]ir fehlt da einfach das Vorstellungsvermögen diesbezüglich. Ich kann es wirklich nicht sagen, weil da spielen ja diese ganzen 28 Jahre, die ich auf dieser Welt bin, eine Rolle, und wie ich halt aufgewachsen bin und all das, was ich seither mitbekommen hab. Und das müsste ja eigentlich ausgelöscht werden, um... sich das vorstellen zu können, wie es wäre. Ja, und das schaffe ich nicht. (Int. 6 Alex, Abs. 16)

Selbst Alex’ Wissen um die Falschheit des binären Geschlechtersystems reicht also nicht aus, um die lebenslang erlernten Gewissheiten ausblenden zu können. Sie nehmen im Laufe der Jahre den Charakter eines Naturgesetzes an, das zwar theoretisch bezweifelt werden könnte, aber in der Praxis meist unangefochten bleibt, da es, wie oben beschrieben, eng mit anderen Alltagspraxen und Gewissheiten verwoben ist (Matzner 2018: 33). Auch Mae hält fest, hen sei ungeachtet aller Reflexionsprozesse nicht frei von binär gegendertem Denken:

[I]ch bin ja auch total in diesem System verhaftet, ich wurde 18, 19 Jahre hardcore damit sozialisiert, ohne irgendwelche Erklärungsmodelle für die Welt und ein Konzept von Gender zu haben, das über ein Biologieschulbuch der dritten Klasse hinausgeht – dass ich auf der Straße natürlich zu allen Personen eine Assoziation habe, wie ich sie einordne. Und das passiert auch zu 95 Prozent in einem binären Geschlechtssystem. Was auch total krass ist, weil [...] ich durch Blicke – allein dadurch, wie ich Leute anschau – schon Leuten abspreche, dass sie auch trans sein könnten. Einfach, weil im Kopf die binäre Zuordnung schneller passiert [...]. (Int. 5 Mae, Abs. 14)

Sumerau, Mathers und Moon erklären dieses Phänomen folgendermaßen: „Binary gender and sexuality are socially constructed, but they structure thought at such a deep level that even those critical of sexism and homophobia can unwittingly reproduce them.“ (Sumerau, Mathers & Moon 2019: 205) Davor sind auch queere Menschen nicht gefeit.

Wenn eine zweigeschlechtliche Sozialisierung also auch nach eingehenden Reflexionsprozessen immer noch derart wirkmächtig ist, drängt sich die Frage auf, was passieren muss, um überhaupt zu beginnen, einen Schritt aus der ‚Gewissheit‘ herauszutreten, um diese Hegemonie und die eigene Verortung im Geschlechtersystem zu hinterfragen.

3.3. Der Weg zum inneren ‚Coming Out‘

Alle sechs Interviewpartner*innen hatten die Geschlechterbinarität, in die sie hineinsozialisiert wurden, so stark internalisiert, dass eine geschlechtliche Alternative außerhalb dieses trotz eines sie seit ihrer Kindheit bzw. Jugend begleitenden, diffusen Gefühls der Andersartigkeit nicht vorstellbar war. Die Strategien, mit diesem Gefühl umzugehen, reichten von Verdrängung (vgl. Int. 1 Az, Int. 4 Noa) bis zur aktiven Suche nach Erklärungen (vgl. Int. 2 Chrisu, Int. 6 Alex). Chrisu, Noa und Alex landeten im Sinne des Ausschlussprinzips bei der Überlegung, trans *männer* zu sein, denn wenn es nur *männer* und *frauen* gibt, sich *frau*-Sein aber falsch anfühlt, bleibt lediglich eine Option: *mann*-Sein. Die „letzte Überzeugung“ (Int. 6 Alex, Abs. 6) habe hem aber „dann gefehlt, um [...] diesbezüglich das auch weiterzuverfolgen“ (Int. 6 Alex, Abs. 6), beschreibt Alex hens Teenager-Jahre. Chrisu changierte mangels Alternativen zehn Jahre lang zwischen den beiden Optionen hin und her:

Allein die Tatsache, dass ich im Endeffekt von 15 bis 25 [...] keine Worte für mich gehabt hab, keine Repräsentation gesehen hab, war mit ausschlaggebend dafür, dass ich einfach ständig hin- und hergeschwankt bin zwischen: Bin ich jetzt trans Mann oder Frau? Weil ich einfach nur die zwei Möglichkeiten gesehen habe. (Int. 2 Chrisu, Abs. 48)

Nachdem hen sich Anfang Zwanzig für eine soziale Transition entschieden hatte, stellte sich binnen weniger Tage bereits Ernüchterung ein, als Chrisu bemerkte: „Na, das stimmt ah ned“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 8). Einmal nicht als *frau* angesprochen zu werden, war zwar eine Erleichterung, aber „nach diesem Erfolgserlebnis war das dann auch wieder nicht richtig“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 8). Für hen ist das binäre Geschlechtersystem abseits von Stereotypen nicht greifbar: „[I]ch versteh‘ das grundsätzliche Konstrukt ‚Gender‘ nicht. Es kann mir irgendwie keiner erklären, wozu das notwendig sein soll und warum das so verknüpft damit ist, welche Körperteile Menschen haben.“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 4) Auch ein sozialer Nutzen ist für hen weder auf kollektiver noch individueller Ebene erkennbar:

[D]as soziale Konstrukt [der Zweigeschlechtlichkeit] ist komplett sinnlos, es bringt genau gar nichts. Und damit fällt es mir einfach unglaublich schwer, mich da in irgendwelche Schubladen reinzusetzen, wenn ich nicht einmal verstehe, warum es die Schubladen überhaupt geben soll. (Int. 2 Chrisu, Abs. 6)

Noa hatte sie Gefühle lange Zeit verdrängt und sich eingeredet: „Ich muss mich halt nur anstrengen, dann bin ich eine Frau“ (Int. 4 Noa, Abs. 8). Als Noa im Alter von 37 Jahren sie Gedanken, womöglich ein *mann* zu sein, schließlich doch in einer Facebook-Gruppe postete, antwortete jemand, sie müsse sich nicht zwischen *mann* und *frau* entscheiden, es gebe „ja auch was anderes“ (Int. 4 Noa, Abs. 8). Wenige Tage später stand für Noa fest: „Ich bin einfach weder noch“ (Int. 4 Noa, Abs. 4). Auch Alex und Chrisu erfuhren dank des Internets von der Existenz nicht-binärer Geschlechtsidentitäten und stellten fest: „Hey, das bin ich!“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 48).

Im Falle von Kaisa, Mae und Az entsprang der Impuls, an die Oberfläche zu spülen, was im Unterbewusstsein längst klar war, einem veränderten sozialen Umfeld. Mae beschreibt den Findungsprozess folgendermaßen: „[I]ch glaube, es gibt da schon so etwas wie eine tiefere Erkenntnis oder eine Körpererkenntnis, die mensch mit sich herumträgt, aber halt auch noch nicht die Begriffe hat“ (Int. 5 Mae, Abs. 10). Hen war in ihre Jugend nicht in sozialen Medien aktiv, bewegte sich in einem „patriarchal dominierten Umfeld“ (Int. 5 Mae, Abs. 10) und hatte „nicht den Zugang zu diesen Begrifflichkeiten“ (Int. 5 Mae, Abs. 10), um deuten zu können, was hen fühlte. Az’ diesbezügliche Beschreibung weist starke Parallelen zu Maes Erläuterungen auf: „Ich glaube, [...] die Erkenntnis war immer da und auch bewusst so unterdrückt, weil ich mich damit lange Zeit [...] nicht wirklich beschäftigen konnte“ (Int. 1 Az, Abs. 16). Kaisa stolperte erstmals Anfang Zwanzig über den Terminus ‚agender‘ und kam mit der sogenannten Zwitterbewegung in Kontakt. Nin begann aus einem Bauchgefühl heraus, sich bereits mit deren Zugängen zu identifizieren, noch bevor nin um ihre eigene Intergeschlechtlichkeit wusste (Int. 3 Kaisa, Abs. 12).

Alle sechs Lebensgeschichten legen die Vermutung nahe, dass mehr Wissen über Geschlechtervielfalt und Konzepte abseits der Binarität von *mann* und *frau* eine Beschleunigung des Identitätsfindungsprozesses und damit eine erhebliche Reduktion des etliche Jahre bis Jahrzehnte andauernden Leidensdrucks der Interviewpartner*innen bedeuten hätte können.

3.4. ‚Coming Out‘

Die Allgegenwart der zweigeschlechtlichen Hegemonie erschwert nicht nur die Auseinandersetzung mit der eigenen, womöglich außerhalb der sogenannten Norm liegenden Geschlechtsidentität, sondern produziert vielfach die Notwendigkeit, sich vor anderen als von der Norm abweichend zu outen. Andernfalls kommt die als Default-Option fungierende Hegemonie in Form der Annahme, das Gegenüber sei der Dominanzgesellschaft entsprechend cis-heterosexuell, zu tragen.

Aufgrund dieser Tatsache ist ‚Coming Out‘ nicht als einmaliges Ereignis, sondern als lebenslanger, jede neue Begegnung begleitender Prozess zu verstehen, dem individuell höchst unterschiedlich begegnet wird. Mae etwa führt hens Pronomen in der E-Mail-Signatur, auf hens Website und in allen Social-Media-Profilen an, um die Chancen zu erhöhen, richtig adressiert und nicht misgendert zu werden (Int. 5 Mae, Abs. 20). Noa hingegen kann sich aktuell nicht vorstellen, sich außerhalb der Paarbeziehung zu outen (Int. 4 Noa, Abs. 43f). Sier fühlt sich „übel mittlerweile“ (Int. 4 Noa, Abs. 30) und es versetzt siem „einen Stich“ (Int. 4 Noa, Abs. 30), als *frau* angesprochen zu werden. Die Angst vor den negativen Konsequenzen eines Outings überwiegt aber dennoch, wie sier erzählt:

[I]ch glaub, dass das [Misgendert-Werden] das geringere Übel ist für mich persönlich, als wenn ich mich oute und dann die ganze Ablehnung dadurch zu spüren bekomme. [...]
[I]ch glaub, die Sorge ist auch wirklich berechtigt in meinem Umfeld, [...] dass ich nicht mehr ernst genommen werde und abgelehnt werde und so. (Int. 4 Noa, Abs. 30)

Dieses Abwägen zwischen dem persönlichen Leidensdruck durch falsche Namens- und/oder Pronomenverwendung des Umfeldes und den (befürchteten) sozialen Nachteilen eines Outings kennt auch Alex. Hen erlebt den Umstand, am Arbeitsplatz nicht geoutet zu sein, als „arge[s] Doppelleben“ (Int. 6 Alex, Abs. 24), das „sehr mühsam und sehr anstrengend“ (Int. 6 Alex, Abs. 24) ist. Deshalb steht für Alex fest: „Irgendwann wird dort auch die Zeit kommen, [...] wo ich mich outen muss“ (Int. 6 Alex, Abs. 22).

Das eigene Geschlechtsempfinden zu thematisieren, ist also nicht selten Teil strategischer Überlegungen. Diese können, wie in Noas Fall, auch weit über die individuelle Ebene hinausgehen. Sier griff das Thema Outing während des Interviews neu auf, um Folgendes loszuwerden:

Ich weiß, dass das relativ egoistisch ist von mir, zu sagen, ich oute mich nicht und – also es beinhaltet ja auch, dass eine Person weniger die Informationen in die Gesellschaft trägt. [...] Ja, mir ist das bewusst, dass das keine sehr soziale Entscheidung ist, aber... im Moment ist die Angst zu groß vor der Ablehnung. (Int. 4 Noa, Abs. 46)

Sier hat also das Gefühl, es anderen queeren Menschen zu schulden, sich öffentlich zu sies Geschlecht zu bekennen, um zu mehr Sichtbarkeit nicht-binärer Personen beizutragen. Noa sieht sies Entscheidung, sich nicht zu outen, als mitverantwortlich für das Anhalten diskriminierender gesellschaftlicher Strukturen und Narrative und konstatiert: „Je weniger sich outen, weil sie Angst haben, so wie ich, desto länger dauert es.“ (Int. 4 Noa, Abs. 48)

Die Gespräche mit Az, Mae und Alex zeigen jedoch, dass der Zeitpunkt sowie der erwartete Grad an sozialem Rückhalt essenzielle Faktoren in der Entscheidung für ein Outing sind. So hat sich etwa Az nicht zufällig erst dafür entschieden, Az' Geschlechtsidentität nach außen zu kommunizieren, als sich Az' Bezugspersonen verändert hatten (vgl. Int. 1 Az, Abs. 18ff). Az' vom Wissen um Diskriminierung und Gewalt gegen queere Menschen geprägtes Aufwachsen bot nicht einmal genug Sicherheit, um das eigene Geschlechtsempfinden vor sich selbst zu thematisieren (vgl. Int. 1 Az, Abs. 6ff). Auch Mae spricht vom für hen lange Zeit notwendigen „Selbstschutz, [...] sich eher den binären Kategorien unterzuordnen und sich da einzugliedern, als quasi das Risiko einzugehen, sich zu öffnen“ (Int. 5 Mae, Abs. 10). Selbst Alex, dai hens Umfeld als seit jeher unterstützend beschreibt (Int. 6 Alex, Abs. 8), zögert, wie oben beschrieben, angesichts eines Outings am Arbeitsplatz.

Ein Blick auf die Statistik untermauert die Einschätzung der Interviewpartner*innen: In der größten EU-weiten Studie zur Diskriminierung queerer Menschen gab im Jahr 2019 fast die Hälfte der (binären wie nicht-binären) trans Personen an, in den letzten zwölf Monaten „harassment“ (European Union Agency for Fundamental Rights 2020: 44) – also Übergriffen – aufgrund ihrer Geschlechtsidentität ausgesetzt gewesen zu sein (European Union Agency for Fundamental Rights 2020: 44), wobei sich etwa die Hälfte aller befragten trans Personen im nicht-binären Spektrum verortet (European Union Agency for Fundamental Rights 2020: 60). Auch die wenigen Zahlen, die zu den Lebensrealitäten nicht-binärer Menschen vorliegen, sprechen eine deutliche Sprache. In einer der jüngsten einschlägigen Studien, die sich mit der psychischen Belastung nicht-binärer Kinder und Jugendlicher befasst, nennt die Schweizer Psychiaterin Dagmar Pauli (2019) eine besonders vulnerable Gruppe: Unter jenen Befragten, denen bei der Geburt das *weibliche* Geschlecht zugewiesen wurde, fiel die Rate an ernsthaften Suizidgedanken mit bis zu 68 Prozent besonders hoch aus.

Heinz-Jürgen Voß spricht von einer durch großen gesellschaftlichen Druck hervorgerufenen gemeinhin hohen Suizidrate unter queeren Jugendlichen und fügt hinzu: „bei Trans*-Personen geben Studien Hinweise darauf, dass sogar mehr als 30 Prozent der Jugendlichen mindestens einen Suizidversuch unternommen haben“ (Voß 2015b: 134). Laut den in den USA lehrenden Geschlechterforscher*innen Jack Harrison, Jaime Grant und Jody L. Herman haben über 40 Prozent der nicht-binären Personen mindestens einen Suizidversuch hinter sich (Harrison, Grant & Herman 2012: 21). Dabei

muss leider angemerkt werden, dass all jene Menschen, die den Suizidversuch leider nicht überlebt haben, natürlich nicht befragt werden konnten und die Gesamtzahl folglich noch höher liegen dürfte. Zur Einordnung: In der österreichischen Gesamtbevölkerung liegt die Suizidrate, also die Zahl der Suizidversuche mit Todesfolge, bei den 15 bis 19-Jährigen seit mehreren Jahren bei unter zehn Prozent, im EU-Schnitt hingegen bei unter fünf Prozent (Eurostat 2022).

Wenngleich die Gründe für Suizidversuche individuell sind, geben diese Zahlen dennoch Hinweis auf einen erhöhten Leidensdruck, dem queere Menschen ausgesetzt sind. Die nach wie vor alltägliche Diskriminierung von Personen abseits der geschlechtlichen und/oder sexuellen Norm limitiert folglich die Möglichkeiten eines offenen Umgangs mit der eigenen Geschlechtsidentität und/oder sexuellen Orientierung. Miqqi Alicia Gilbert ortet die Wurzel dieser Problematik einmal mehr in der Ideologie der Zweigeschlechtlichkeit, die ein Abweichen von der Norm konsequent abstrafte:

The rigidity of the categories and the standards within them mean that it is extremely difficult for anyone who is not hyper-feminine or hyper-masculine to receive a high [social] rating. While much of the population at large suffers under bigenderism, trans people and the gender diverse surely suffer greatly. (Gilbert 2009: 99)

Raum, eigene Labels zu finden oder von geschlechtlicher Einordnung abzusehen, lässt das System der hegemonialen Zweigeschlechtlichkeit nicht (vgl. Gilbert 2009: 99f). Ein ‚Coming Out‘ ist also für nicht-binäre Menschen vielfach lediglich ein kleiner Teil des Kampfes um Anerkennung im tatsächlichen (Nicht-)Geschlecht – und letztendlich um Lebensqualität.

Zusammenfassend gilt es, die große Wirkmacht der Geschlechtersozialisierung sowie der dahinterliegenden biologistischen Argumentationslogik einmal mehr zu betonen. Wie in diesem Kapitel ausführlich erläutert, fußt die zweigeschlechtliche Hegemonie auf der Naturalisierung der sozialen Kategorie des Geschlechts, wodurch sie zur unantastbaren – weil naturgegebenen und damit spätestens qua Geburt in Stein gemeißelten – Tatsache wird. Ein Blick auf die Geschichte der medizinischen Einstufungskriterien zur Geschlechtsbestimmung sowie die Existenz intergeschlechtlicher Menschen entlarven diese Annahme als wissenschaftlich längst überholte, empirisch nicht haltbare These. Sozialalltagspraktisch ist die Natürlichkeit der Geschlechterbinarität hingegen nach wie vor mehrheitsfähig und quer durch alle Lebensbereiche wirkmächtig. Durch die Naturalisierung von Geschlecht tritt der Konstruktionsvorgang der sozialen Kategorie in den Hintergrund und wird unsichtbar, wodurch die zweigeschlechtliche Hegemonie zur unantastbaren, selbstverständlichen Realität wird, deren bloßes Hinterfragen in der Regel bereits Irritation auslöst.

Personen, die durch ihre Existenz diese Selbstverständlichkeit infrage stellen, wie etwa nicht-binäre oder intergeschlechtliche Menschen, bekommen die Auswüchse dieser Irritation nicht selten in Form von Diskriminierung und Gewalt zu spüren. Gleichzeitig finden auch sie sich selbst dank ihrer Sozialisierung mitunter im zweigeschlechtlichen Denkmodell wieder, das trotz intensiver Auseinandersetzung mit der eigenen Nichtbinarität keinen vollständigen Ausstieg aus der zweigeschlechtlichen Ideologie ermöglicht, wie mehrere Interviewpartner*innen berichten. Der Weg, um zu einem Reflexionsprozess und dem Erkennen der eigenen von der Norm abweichenden geschlechtlichen Verortung zu gelangen, kann sich, wie die Ausführungen der Interviewpartner*innen unterstreichen, mitunter äußerst schwierig und schmerzhaft gestalten. Dem Inneren ‚Coming Out‘ geht nicht selten eine lange Suche nach Identität und Zugehörigkeitsgefühl voraus, die durch fehlende Sprache, mangelnde Repräsentation und Unsichtbarkeit möglicher Vorbilder weiter erschwert wird.

Die innere Gewissheit um die eigene Nichtbinarität nach außen zu tragen, stellt eine weitere durch die Unantastbarkeit und Allgegenwart der Zweigeschlechtlichkeit konstruierte Hürde dar. Die Angst vor Ablehnung, Diskriminierung und Gewalt wird von einer nach wie vor hohen Zahl an Fällen queerfeindlicher Gewalt empirisch untermauert. Nicht zuletzt deshalb dürfte der Grad an zu erwartendem sozialen Rückhalt im unmittelbaren Umfeld der Interviewpartner*innen eine entscheidende Rolle in der Wahl des Zeitpunktes eines sogenannten Outings spielen. Ob und wie das eigene Geschlecht außerhalb der Binarität zum Ausdruck gebracht wird, knüpft an diese Überlegungen an und weist starke Verbindungen zu Fragen nach sozialer Akzeptanz, Sicherheit und Selbstschutz auf, wie im folgenden Kapitel deutlich werden wird.

4. Körper und Geschlecht

Der menschliche Körper ist jener Ort, an dem entlang kultureller Codes Geschlecht verhandelt wird. Er bildet folglich den Mittelpunkt der Frage, wie nicht-binäre Menschen ihr Geschlecht ausdrücken. Da die Kategorie ‚Geschlecht‘ in der österreichischen Gesellschaft als wesentliches soziales Differenzierungsmerkmal fungiert, ist es nahezu unmöglich, sich der zumeist automatisch vorgenommenen (binär-)geschlechtlichen Einordnung durch Dritte zu entziehen.

In Anlehnung an den berühmten Ausspruch des österreichischen Kommunikationswissenschaftlers, Philosophen und Psychotherapeuten Paul Watzlawick „*Man kann nicht nicht kommunizieren*“ (Watzlawick, Beavin & Jackson 2016 [1967]: 60, Herv. i. O.), könnte also festgehalten werden, dass auch das Geschlecht nicht nicht kommuniziert werden kann. Da Körper vergeschlechtlicht wahrgenommen werden, können selbst Personen, die gar kein Geschlecht(empfinden) haben, nicht als geschlechtslose Menschen gelesen werden. Hieraus ergibt sich ein Spannungsfeld, das nicht-binäre Personen zwingt, sich auf wie auch immer geartete Weise zu Geschlechtszuschreibungen zu verhalten und ihr (Nicht-) Geschlecht auszudrücken.

Während im Wissenschaftskanon mittlerweile weitgehende Einigkeit herrscht, dass Geschlecht nicht auf einzelne Körperlichkeiten zurückgeführt oder gar optisch ‚erkannt‘ werden kann, sondern auch biologische Determinanten ein breites Spektrum mit diversen Einzelfaktoren bilden, entzieht sich dieses Verständnis von Geschlecht, wie bereits erwähnt, nach wie vor der alltäglich gelebten Realität. Hier wird weiterhin ‚natürliche‘, an Körpern ablesbare Zweigeschlechtlichkeit suggeriert, wie Julia Reuter schreibt:

Trotz des theoretischen *common sense*, Geschlecht als soziale Konstruktion zu begreifen, nehmen wir in unserer Alltagswelt Geschlechtszugehörigkeit nicht als ‚gemacht‘, sondern als ein objektives körperliches Merkmal wahr, als ein ‚Sein‘, das mit Wahrnehmung und Darstellung nichts zu tun hat. (Reuter 2014: 157f, Herv. i. O.)

Dieses ‚körperliche Merkmal‘ muss für Dritte leicht erkennbar sein, um eine Geschlechtszuschreibung im alltäglichen Umgang zu ermöglichen. Aus diesem Grund haben sich einerseits die sogenannten sekundären Geschlechtsmerkmale, also etwa Stimmfarbe, Brüste und Bartwuchs, und andererseits die gelebte Körperlichkeit zu zentralen Geschlechtsmarkern, welche auf das Vorhandensein bestimmter Genitalien hinweisen sollen, entwickelt, wie Miqqi Alicia Gilbert zusammenfasst:

[E]ven though we want to make genitals the basis for sex, it is only rarely that we are in a position to view each other's genitals [...]. It is even rarer that such a viewing involves an inspection close enough to detect manufacture or artifice. The result is that most of the time we are actually dealing with sex category rather than sex; that is, since we don't actually know the genital situation of any given individual, we make assumptions and draw conclusions about sex based on *gender display*. (Gilbert 2009: 96, emph. i. o.)

Da biologistische Geschlechtsmarker wie etwa Chromosomensatz, Hormonstatus und sogenannte primäre Geschlechtsmerkmale im alltäglichen zwischenmenschlichen Umgang zumeist unsichtbar sind, wird ‚sex category‘ (vgl. West & Zimmerman 1987: 137), also das Geschlecht qua sozialer Zuordnung durch Dritte (siehe Kapitel 2.1.), als Kriterium zur binärgeschlechtlichen Kategorisierung des Körpers herangezogen.

Die verkörperte kulturelle Prägung, auch Embodiment genannt, wird trotz ihrer normierenden Funktion permanent neu verhandelt, wie die österreichische Historikerin und Kulturwissenschaftlerin Heidrun Zettelbauer beschreibt: „Subjekte [reproduzieren] nicht einfach die kulturell vorgeschlagenen normativen Körperbilder [...]; Körperbilder werden vielmehr sowohl durch das Subjekt als auch das gesellschaftliche Kollektiv internalisiert, gelebt, erfahren, umgedeutet oder gerichtet“ (Zettelbauer 2017: 22). Diese kollektive Prägung unseres Geschlechterverständnisses schleicht sich unbeachtet in das Alltagsleben ein und beeinflusst unser Handeln in derart großem Ausmaß, dass ihr Harold Garfinkel eine „Omnirelevanz“ (Garfinkel 1967: 118) attestiert. Regine Gildemeister beschreibt, wie sich dieses Phänomen in der Praxis gestalten kann:

Die Organisation der Interaktion und die Organisation des Sprechens bringen eine Vielzahl von Ereignissen hervor, die als Zeichen benutzt werden können, um die binäre Differenzierung nach Geschlecht herzustellen, aufrechtzuerhalten und zu validieren: Wer betritt zuerst einen Raum, wer eröffnet ein Gespräch, wer bezieht eine Position, wer setzt sich als nächster Sprecher in einem Redezugwechsel durch etc. (Gildemeister 2008: 141)

Geschlecht ist demnach derart omnipräsent in unser Alltagshandeln eingeschrieben, dass eine Abkehr von jeglicher binär vergeschlechtlichter Handlung unmöglich scheint. Zugleich ergibt sich hieraus das subversive Potential queerer Menschen, welche sich nonkonform zur durch die ‚sekundären Geschlechtsmerkmale‘ indizierten Geschlechtlichkeit verhalten (vgl. Zettelbauer 2017: 21f). Das Irritationsmomentum entsteht durch die Nichterfüllung des erwarteten Verhaltens und/oder Aussehens

eines als binär gelesenen Körpers oder durch Vermischung beider binärer Geschlechtsmarker, die eine klare Zuordnung zum *männlichen* oder *weiblichen* Geschlecht erschwert.

Für nicht-binäre Menschen liegt in eben dieser Irritation die Chance, auch ohne aktives Outing weniger selbstverständlich einem binären Geschlecht zugeordnet zu werden. Alex definiert diesen Zustand folgendermaßen:

Für mich ist es das Schönste, wenn mich fremde Menschen anschauen und nicht wissen, wie sie mich einordnen sollen. Also dann hab ich für mich mein Ziel erreicht. Weil, wenn ich Verwirrung auslöse, dann ist das für mich eigentlich ein ganz angenehmes Gefühl. [...] Ihr könnt mich nicht einordnen, ihr wisst nicht genau. – Ihr habt eure zwei binären Enden und da pass ich nicht rein. Und genau so fühl ich mich auch. Und das find' ich dann ganz gut. (Int. 6 Alex, Abs. 18)

Auch Noa beschreibt sies Wunsch-Aussehen als „eine Mischung aus männlich und weiblich“ (Int. 4 Noa, Abs. 36): „Am liebsten so, dass sich Menschen fragen, welches Geschlecht ich habe. Also, so dass es nach außen nicht deutlich wird, welches Geschlecht ich habe“ (Int. 4 Noa, Abs. 36). Kaisa, da ihr Körper sich entlang medizinischer Definitionen nicht eindeutig einer Geschlechtskategorie zuweisen lässt, teilt grundsätzlich Noas und Alex' Wunsch (vgl. Int. 3 Kaisa, Abs. 26), erkennt aber in der permanenten Sichtbarkeit als nicht-binär nicht nur Vorteile, etwa in Situationen, „wo es auch gefährlicher ist [...], als nicht passend eingestuft“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 26) zu werden.

Heinz-Jürgen Voß sieht neben der Gefahr individuell ausgeübter Gewalt wie jener, auf die Kaisa anspielt, auch eine Problematik auf struktureller Ebene:

Trans*-Personen erleben in der aktuellen Gesellschaft massive psychische und physische Übergriffe, die sowohl nicht-staatlich durch transphobe Menschen erfolgen, andererseits direkt staatlich organisiert sind, etwa durch die institutionelle Förderung ausschließender Zweigeschlechtlichkeit und das Trans* pathologisierende medizinische System. (Voß 2015b: 134f)

Letzteres wird an der Schnittstelle zwischen Körper und Geschlecht zu einem Gatekeeper, dem das tatsächliche Geschlecht eines Menschen, sofern es nicht mit jenem übereinstimmt, das die Gesellschaft aufgrund seiner Genitalien festgelegt hat, erst ‚bewiesen‘ werden muss. Julia Reuter setzt diese Überlegungen fort und stellt fest: „Transsexuelle [sic! – siehe Kapitel 2.3.] müssen [...] nicht nur bei den professionellen MitwisserInnen [...], sondern gerade bei den alltäglichen MitwisserInnen

langwierige Überzeugungsarbeit leisten, damit Angehörige oder Freunde ihre Wahrnehmung umdisponieren.“ (Reuter 2014: 162) Da Geschlecht nicht einfach als naturgegebene Tatsache existiert, sondern, wie bereits mehrfach in den vorangegangenen Kapiteln dargelegt, durch Anrufung entsteht, ist diese ‚Überzeugungsarbeit‘ ein unabdingbarer, wesentlicher Bestandteil der Lebensrealität von binären wie nicht-binären (siehe Kapitel 2.3.) trans Personen. Schließlich folgt die Anerkennung in einem anderen als dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht denselben Prinzipien wie die ursprüngliche Geschlechtszuschreibung: Sie entsteht durch (Re-)Produktion.

Ein *mann* wird also zum *mann*, wenn er – etwa aufgrund seines Aussehens oder seines Verhaltens – als solcher bezeichnet und entlang kultureller Codes behandelt wird. Ähnlich verhält es sich mit *frauen*, wenngleich in einer patriarchal geprägten Gesellschaft zur Konstruktion von *weiblichkeit* die Bezugnahme auf die *männliche* Norm eine zusätzliche Facette in den Prozess der Geschlechtskonstruktion einbringt. Wie aber werden Menschen eines anderen (oder keines) Geschlechts soziale Realität, wenn die gesamtgesellschaftliche Wahrnehmung und Struktur nur *männer* und *frauen* (aner)kennt?

4.1. Geschlechtszuschreibungen

Wie bereits angesprochen, erfolgt die Zuschreibung eines bestimmten binären Geschlechts entlang unterschiedlicher Kriterien für *männer* und *frauen*: Während *männlichkeit* für sich allein steht, ist *weiblichkeit* als ihr Negativ zu verstehen. Bemerkenswert ist hierbei der 1978 durch die US-amerikanische, auf Gender spezialisierte Sozialpsychologin Suzanne J. Kessler und die Genderforscherin und Soziologin Wendy McKenna in deren ethnomethodologischer Pionierarbeit nachgewiesene Phallozentrismus, der als ausschlaggebendes Kriterium in der Differenzierung zwischen *mann* und *frau* bzw. *männlich* und *weiblich* zum Tragen kommt. Kurz gesagt: „Penis equals male but vagina does not equal female.“ (Kessler & McKenna 1978: 151) Ein Penis macht eine Person also zum *mann* und dessen Fehlen oder Abwesenheit macht sie zu einer *frau*, weshalb die Forscher*innen *männlichkeit* als die „primary construction“ (Kessler & McKenna 1978: 159) identifizieren, während es keine Merkmale gibt, deren Fehlen Menschen zu nicht-*frauen*, also laut binärer Logik *männern*, macht. Da der Penis als wichtigstes Einstufungskriterium aber in Alltagssituationen kaum sichtbar ist, werden andere Merkmale, wie etwa Kleidung, Stimme oder Frisur, als Indikatoren für die Existenz oder Nicht-Existenz eines Penis und folglich zur Kategorisierung in *männer* und *frauen* herangezogen (Gildemeister 2008: 140). Für Gildemeister ist dies ein wesentlicher Grund, warum Performanz und Aussehen eine derart entscheidende Rolle in der Geschlechterdifferenzierung einnehmen, denn „[d]ie Darstellung muss selbstverständlich sein“ (Gildemeister 2008: 140). Eine Nachfrage wäre unter cis Personen als „Normbruch auf beiden Seiten“ (Gildemeister 2008: 140) zu werten. Trans Personen hingegen sind

nicht selten mit eben jenen grenzüberschreitenden Fragen zu ihren Genitalien konfrontiert, die zwei cis Personen einander üblicherweise nicht stellen würden.

Ein hoher Übereinstimmungsgrad des individuellen Verhaltens an die jeweilige Geschlechternorm wird in aller Regel sozial belohnt, ein niedriger abgestraft (Gilbert 2009: 98). So wird die zweigeschlechtliche Ideologie für cis wie trans Personen zum engen Korsett, wie Miqui Alicia Gilbert darlegt:

In this sense, bigenderism is a trap: first it declares that one must belong to one of the two genders, and then judges the great majority not to be up to the standards of the gender to which they are assigned. (Gilbert 2009: 98)

Dies bedeutet aber nicht, dass *männer* bzw. *frauen* nur als solche gelesen werden, wenn sie sich dem jeweiligen Geschlechterklischee entsprechend gebärden (Kessler & McKenna 1978: 6). Regine Gildemeister beschreibt dieses Phänomen folgendermaßen:

Wahrnehmung und Attribution können sich auf die machtvollste Ressource stützen, die jedem ‚doing gender‘ zu Grunde liegt: die Zweipoligkeit der Geschlechterkategorisierung als Tiefenschicht des Alltagshandelns. Durch die Unterstellung binärer Geschlechtlichkeit kann in faktisch jeder Interaktion auf ein Reaktions- und Interpretationspotenzial vertraut werden, das auch Irritationen noch verarbeitet. Die Attributionsmuster sind damit hochflexibel: Frauen können durchaus ‚unweiblich‘ sein – das macht sie aber noch nicht zu Nicht-Frauen. (Gildemeister 2008: 140, Herv. i. O.)

So vielversprechend die Tatsache, dass Geschlecht auch bis zu einem gewissen Grad von stereotypen Vorstellungen entkoppelt existieren kann, auf den ersten Blick auch scheinen mag, tritt bei näherer Betrachtung hervor, dass gerade diese Schein-Flexibilität in der Geschlechtskonstruktion die Binarität von *mann* und *frau* weiter einzementiert. Wenn selbst Irritationsmomente in das hegemoniale System eingegliedert werden können, drängt sich die Frage auf, wie sich Menschen außerhalb der zweigeschlechtlichen Norm in der Gesellschaft bewegen können, ohne sofort als *männlich* oder *weiblich* kategorisiert zu werden. Gildemeister macht diesbezüglich wenig Hoffnung: „Die soziale Wirklichkeit ist zweigeschlechtlich strukturiert, die Differenz immer schon in die soziale Welt eingeschrieben und unsere Wahrnehmung darauf ausgerichtet, in jeder Situation Frauen und Männer zu unterscheiden.“ (Gildemeister 2008: 141) Hinzu kommt der mittlerweile auch in queeren Communities steigende Normierungsdruck, auch ‚Homonormativität‘ genannt. Die Soziolog*innen J. E. Sumerau, Lain A. B. Mathers und Dawne Moon beschreiben dieses Phänomen folgendermaßen:

As an ideology, homonormativity refers to the notion that gay/lesbian people should be granted rights because they are just as natural and normal as heterosexuals [...]. Lesbian/gay people may acquire recognition by assimilating to heteronormative notions of whiteness, middle class domesticity and consumption, religiosity, cisgender identity and presentation, monogamy, reproductive and private sexualities, and monosexuality. (Sumerau, Mathers & Moon 2019: 225)

Wenngleich durch diese weitgehende Anpassung an die cis-heterosexuelle Norm mehr Rechte für manche nicht-heterosexuelle Menschen durchgesetzt werden konnten, werden durch diese Assimilierung ebenso rassistische, klassistische, (cis)sexistische Strukturen übernommen, die das geschlechterbinäre Kleinfamilien-Ideal privilegieren und die Sichtbarkeit anderer queerer Realitäten erschweren (Sumerau, Mathers & Moon 2019: 225f). Nicht selten geht Homonormativität mit eben jenem Othering und Ausschluss einher, den queere Menschen in cis-heterosexuell dominierten Räumen ebenfalls erleben (Sumerau, Mathers & Moon 2019: 227f). Die ‚Ehe für alle‘ etwa stellt laut der in den USA lehrenden Medienwissenschaftlerin, Queertheoretikerin und Linguistin Eve Ng „the homonormative issue par excellence“ (Ng 2013: 275) dar, denn jene Teile der queeren Communities, die sich nicht an das homonormative Schema anpassen können oder wollen, werden auch innerhalb nicht-heterosexueller Räume diskriminiert. Interessensvertretungen fehlen oft, wie eine nicht-binäre Person in Bezug auf die USA feststellt: „The organized groups in the ‚community‘ tend to consist of cis lesbians and gay men.“ (Sumerau, Mathers & Moon 2019: 227, Herv. i.O.) Sumerau, Mathers und Moon kritisieren diese Entwicklung und konkludieren:

[W]hile homonormativity has aided some aspects of nonheterosexual social recognition, one of the ways it has done so has been through the reinforcement of static, binary categories and the foreclosure of fluidity. In fact, much like heteronormativity renders all BLGQ experience problematic, homonormativity renders sexual fluidity problematic. (Sumerau, Mathers & Moon 2019: 228)

Wie Heteronormativität auch bildet Homonormativität also einen sozialen Rahmen des Akzeptablen, eine Schablone, der zu folgen eintem das Leben in der Gesellschaft zu erleichtern tendiert. Da kulturelle Normen das alltägliche Bezugssystem bilden, ist ein Leben außerhalb der hegemonial gewordenen Konzepte zwar möglich, ein Leben ohne sie hingegen nicht. Mit anderen Worten: Es ist möglich, über die Ränder einer Schablone hinweg zu malen. Vernichtet wird sie dadurch jedoch nicht, sie existiert in derselben Form weiter – und das nicht nur für alle anderen, die dieselbe Schablone als kulturelles Erbe tragen, sondern auch für die Person, die außerhalb der Schablone malt. Binäre Geschlechtlichkeit bleibt folglich auch für nicht-binäre Menschen das bestimmende Bezugssystem.

Dieses Paradoxon bildet einen gordischen Knoten, der besonders deutlich in der Frage des Gelesen-Werdens, also der Geschlechtszuschreibung durch Dritte aufgrund diverser optischer und nicht-optischer Marker, zutage tritt. Wer nicht als *männlich* oder *weiblich* verortet werden möchte, muss möglichst ‚widersprüchliche‘ Marker produzieren, die eine (binäre) geschlechtliche Einordnung erschweren, da ein „Geschlechtertausch allerdings nur mit anderen realisierbar“ (Reuter 2014: 163) ist. Die ‚Widersprüchlichkeit‘ entsteht vielfach durch die Herstellung eines deutlichen Kontrasts zwischen körperlichen Gegebenheiten und kulturellen Codes, wie etwa Kleidung. Alex beschreibt, inwiefern Aussehen und Geschlecht für hen zusammenhängen, folgendermaßen:

Ich hätte ein großes Problem damit, mich weiblich zu geben oder mich... was halt als gesellschaftlich weiblich gesehen wird, anzuziehen. Weil dann in der Gesellschaft alle oder ein Großteil der Leute eben davon ausgehen würde, dass ich eine Frau bin und davon möchte ich mich halt unbedingt distanzieren. (Int. 6 Alex, Abs. 12)

Um hens als *weiblich* gelesenen Körper zu kontrastieren, wählt Alex also *männlich* konnotierte Kleidung – insbesondere dann, wenn hen das Gefühl hat, hens Geschlecht „noch mehr beweisen“ (Int. 6 Alex, Abs. 12) zu müssen, um als nicht-binär wahrgenommen zu werden. Mae schildert eine ähnliche Herangehensweise:

[D]er Weg zur Nichtbinarität hat dazu geführt, erst einmal die binäre Zuordnung von der Geburt möglichst vermeiden zu wollen und sich dann noch eher [...] an den anderen binären Codes, also weiblich gelesener Kleidung, so Sachen wie Strumpfhosen tragen, sich zu schminken etc., eben anzunähern. Aber das war noch nicht was Eigenes. (Int. 5 Mae, Abs. 12)

Für nicht-binäre Menschen wird der Spielraum der Abweichung von binären Codes kleiner als etwa für viele cis Personen: Eine cis *frau* hat gute Chancen, auch ungeschminkt und mit Anzug als *frau* gelesen zu werden. Trägt eine nicht-binäre Person, der bei der Geburt ebenfalls das *weibliche* Geschlecht zugewiesen wurde, einen Anzug, ergibt sich für Außenstehende dasselbe Bild. Sie wird mit ebenso hoher Wahrscheinlichkeit als *frau* gelesen werden. Alex versuchte deshalb – insbesondere während der Identitätsfindungsphase – „möglichst weit weg zu kommen von diesem zugeschriebenen Geschlecht bei der Geburt“ (Int. 6 Alex, Abs. 12), wobei hens Anstrengungen weit über Erscheinungsbild und Habitus hinaus bis hin zu Möbelkauf und Wahl der Bettwäsche reichten (Int. 6 Alex, Abs. 28). Auch Mae berichtet selbstkritisch von einem Prozess des „Überperformen[s]“ (Int. 5 Mae, Abs. 12) in der Anfangsphase der Identitätsfindung:

[U]m aus dem einen Extrem ausbrechen zu können, Mann zu sein, muss quasi die komplette Gegenbewegung eintreten, Frau zu sein, um dann irgendwo in der Mitte ankommen. Und in der Mitte will ich ja nicht sein, eigentlich will ich ja außerhalb davon sein. (Int. 5 Mae, Abs. 12)

In einer binär strukturierten Gesellschaft nicht-binär zu sein, heißt also nicht selten, sich umso intensiver mit binären Geschlechtercodes auseinanderzusetzen, um diese auf möglichst produktive Weise für sich nutzen zu können und die Chance des Misgendered-Werdens zu reduzieren. Denn, um es mit Regine Gildemeisters Worten zu formulieren: „Man ‚hat‘ ein Geschlecht erst dann, wenn man es für andere hat.“ (Gildemeister 2008: 138; Herv. i. O.)

4.2. Körperwahrnehmung und Passing

Da in der gesellschaftlichen Wahrnehmung nur *männer* und *frauen* existieren, ist es für nicht-binäre Menschen in der Regel unmöglich, von Fremden geschlechtlich korrekt – also nicht-binär – gelesen zu werden. Eine nicht-binäre Aktivist*in beschreibt diese Erkenntnis in *hens* Blogartikel folgendermaßen:

[I]t is literally impossible for us to pass as our own gender identity, because there is no slot in the public conscious for ‚non-binary person‘—no matter what, we get filed into a binary identity, and that has consequences. [...] I have no way of presenting non-binary in a way society understands. (Kasenumi 2016, Herv. i. O.)

Anders als binäre trans Personen, können nicht-binäre Menschen in einer cis-heteronormativen Gesellschaft folglich keinen Zustand des Passings, also des für die betroffene Person richtigen Gelesen-Werdens, erreichen, wie Mae konstatiert: „Ich glaub, es gibt [...] nicht die Begrifflichkeiten oder die Orte, an denen mensch eben nicht-binär sein kann. Ergo ist es auch unmöglich, nicht-binär-passing zu sein.“ (Int. 5 Mae, Abs. 44), denn „nicht-binär kann alles sein“ (Int. 5 Mae, Abs. 44). Dieses Fehlen einer Vorlage, eines kulturellen Codes für nicht-binäre Personen, ist auch Kaisa bewusst: „[D]as habe ich schon mitbekommen, [...] zum Beispiel bei trans Frauen in meinem Umfeld, dass die dann halt wissen, welche Schemata und welche Codes es gibt als trans Frau, und [...] für nicht-binäre Personen gibt’s das halt nicht wirklich.“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 18) Noas Ziel ist es, „die äußere Präsentation, das Passing, an das innere Erleben an[zu]passen“ (Int. 4 Noa, Abs. 34).

Hierbei ist es mir jedoch wichtig zu betonen, dass das Ausmaß des Passings nicht als Maßstab zur Bewertung des ‚Erfolgsgrades‘ einer Transition heranzuziehen ist. Diese verbreitete Annahme kann allein aufgrund der Tatsache, dass bei weitem nicht alle trans Menschen – binär wie nicht-binär – ein

Passing anstreben, als Fehlschluss enttarnt werden. Zudem werden Geschlechterbinarität und Cisgeschlechtlichkeit auf diese Weise, analog zum Konzept der Homonormativität, einmal mehr zum Idealbild erhoben. ‚Richtiges‘ trans-Sein zeichnet sich entlang dieser Logik durch eine möglichst große Unsichtbarkeit aus: Nur wer es schafft, ‚trotz‘ Vulva als *mann* oder ‚trotz‘ Penis als *frau* gelesen zu werden, verdiene es, im richtigen Geschlecht anerkannt zu werden. Von dieser Haltung möchte ich mich in aller Deutlichkeit distanzieren und festhalten, dass binäre wie nicht-binäre Menschen, egal ob cis oder trans, ungeachtet jeglicher Äußerlichkeiten in ihrer Geschlechtsidentität zu akzeptieren sind. Dass Fragen des Passings Platz in dieser Arbeit bekommen, liegt nicht an der gesellschaftlichen Erwartungshaltung, trans Personen hätten ein bestimmtes Bild zu erfüllen, um geachtet zu werden. Vielmehr drehen sich diese Ausführungen um das Bestreben der Interviewpartner*innen, Diskriminierungen, Misgendering und andere schmerzhaft Erfahrungen im Zusammenhang mit ihrer Geschlechtsidentität zu minimieren.

Dass, wie die Soziologinnen Regine Gildemeister und Katja Hericks formulieren, „aus am Körper verorteten Genitalien noch keine Geschlechter und insbesondere noch keine Geschlechterordnung entsteht, sondern erst aus einer Geschlechterordnung heraus Genitalien mit Bedeutung aufgeladen und zu ‚Geschlechtszeichen‘ werden können“ (Gildemeister & Hericks 2012: 197; Herv. i. O.) ist auf Basis der Kapitel 2 und 3 als evident zu sehen. Die kulturelle Bedeutung, die bestimmten Körperteilen in der Geschlechterfrage zukommt, erweist sich als äußerst wirkmächtig. Anders als etwa die Haar- oder Augenfarbe dient die Beschaffenheit der Genitalien, also das Vorhandensein oder Fehlen eines Penis, der sozialen Distinktion, welche die Vergesellschaftung spätestens ab der Geburt prägt. Ein Ausstieg aus der herrschenden Geschlechterordnung ist sozialisierungsbedingt selbst für jene Menschen, die am eigenen Leib erfahren, wie unzureichend die Vorstellung einer binären Geschlechtlichkeit ist, alles andere als trivial, wie ein Blick auf die Interviews zeigt. Mae beschreibt:

Es gibt halt schon sehr starke und definierte Begriffe, wie es gibt ‚Geschlechter‘ und es gibt ‚Mann‘ und ‚Frau‘ und es gibt sehr starke Begriffe, womit das alles verbunden ist, mit welchen Farben, mit welcher Kleidung etc. Und dann ist es viel schwerer, in etwas vollkommen Neues [...] zu geraten. (Int. 5 Mae, Abs. 10, Herv. i. O.)

Welchen Stellenwert der Blick von außen in der Geschlechtsperformanz hat, zeigt Maes Erzählung, hen habe sich während des ersten Corona-Lockdowns, als die Straßen menschenleer waren, „total frei gefühlt, was ich anziehe“ (Int. 5 Mae, Abs. 18), da Mae dank der strengen Auflagen davon ausgehen konnte, es würde hen „niemand blöd angehen oder zusammenschlagen“ (Int. 5 Mae, Abs. 18). Doch nicht nur die alltägliche Gefahr, psychischer und physischer Gewalt ausgesetzt zu sein, beein-

flusst das Verhalten der Interviewten. Chrisu etwa fühlt sich auch auf subtilere Weise durch Geschlechternormen stark eingeschränkt:

Ich merk einfach immer mehr, dass ich selber mit meinem Körper eigentlich voll zufrieden bin, wie er ist, aber die Tatsache, dass ‚Du hast Brust‘ automatisch umgeschrieben wird auf ‚Du bist Frau‘, ist massiv störend. [...] Aber ich will halt eigentlich nicht eine OP akzeptieren, damit andere Leute mich so sehen, wie ich bin. (Int. 2 Chrisu, Abs. 28ff).

Entlang dieser Überlegungen konkludiert Chrisu mit der am Beginn dieses Unterkapitels aufgestellten These: „Im Endeffekt, selbst wenn ich mich irgendwie mehr von den femininen Sachen verabschiede oder sie versuche, zu unterdrücken: Das Einzige, was ich damit erreiche, ist, dass ich als männlich gelesen werde. Und das stimmt ja auch nicht“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 34). Allein aufgrund des äußeren Erscheinungsbildes ist eine Einordnung als nicht-binär durch Dritte nicht möglich.

4.3. Kleidung, Aussehen, Körpersprache, Habitus

Um dennoch einem Passing möglichst nahe zu kommen und/oder die Wahrscheinlichkeit, misgendered zu werden, zu senken, wird von einigen nicht-binären Menschen auf optische Androgynität bzw. Ambiguität gesetzt. Chrisu betont dabei die Rolle, die unterbewusste Entscheidungen in diesem Prozess spielen: „Es war nicht so die bewusste Entscheidung auf: ‚Ich muss jetzt soundso weiblich und soundso männlich aussehen‘, aber ich habe schon gemerkt, dass ‚Wie werde ich gelesen?‘ schon massive Einflüsse gehabt hat auf ‚Was will ich anziehen?‘“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 38). Auch Alex und Mae streichen in den Interviews die enge Beziehung zwischen Gelesen-Werden und Veränderung des eigenen Aussehens hervor. Beide beschreiben die Kleidungsfrage als „sehr, sehr wichtige[n] Faktor“ (Int. 6 Alex, Abs. 12) in der Identitätsfindung, der mit zunehmender Festigung der eigenen Geschlechtsidentität an Bedeutung abnimmt (vgl. Int. 5 Mae, Abs. 12; Int. 6 Alex, Abs. 12). Chrisu verweist ebenfalls auf eine mit hohem gesteigertem Selbstbewusstsein einhergehende größere Freiheit in der Kleiderfrage:

[E]s hilft wahrscheinlich auch einfach die Selbsterkenntnis: ‚Ich bin halt einfach nicht-binär‘, die es ein bissl einfacher macht, da jetzt nicht mehr ständig zu versuchen, sich in eine von den Schubladen reinzusetzen, sondern einfach zu akzeptieren: Ich pass da halt nicht rein und mein Weg ist irgendwo anders. (Int. 2 Chrisu, Abs. 22)

Alex hingegen stellt fest, dass es selbst in Abwesenheit anderer Menschen Tage gibt, an denen hen sich „sehr androgyn anziehen muss, damit ich mich wohl fühl“ (Int. 6 Alex, Abs. 12), während Mae sich weitgehend Chrisus Einschätzung anschließt. Weiters wird deutlich, dass durch gender-

nonkonforme Kleidung hervorgerufene erhöhte Sichtbarkeit als queere Person einen empowernden Effekt haben kann, wie Maes anfänglicher Umgang mit hens Aussehen zeigt:

Ja, das war auch eine Zeit lang, dass ich halt bewusst versucht habe, bei öffentlichen Auftritten, Lesungen, bei Familientreffen [...], eben Kleider zu tragen, geschminkt zu sein, um das irgendwie aktiv nach außen zu tragen, damit die Leute checken: Da ist irgendwas. Selbst wenn sie nicht das Gespräch suchen, aber die wissen, da stimmt irgendetwas nicht, so in der Art, und sich dann entweder die Nase rümpfen oder die Augen verdrehen oder das Gespräch suchen oder bei anderen Leuten fragen und da vielleicht irgendwie irgendetwas erfahren. [...] Und das war sehr oft eine bewusste Entscheidung und eine sehr lange, fast tägliche Entscheidung: Was zieh' ich an, was zieh' ich nicht an? (Int. 5 Mae, Abs. 18)

Diese Entscheidung hat für nicht-binäre Menschen oftmals eine über Fragen von Bequemlichkeit, Anlass und Passform hinausgehende Implikation, denn an die Wahl eines Kleidungsstücks ist, wie aus Maes Worten deutlich wird, nicht selten der Grad an (Un-)Sichtbarkeit als trans Person gekoppelt. Wenngleich ein Rock in verschiedenen Kontexten an einem *männlich* gelesenen Körper selbstredend bei unterschiedlichen Menschen verschiedenste Assoziationen hervorruft, so ist die Wahrscheinlichkeit eines Irritationsmomentums im Sinne des von Mae beschriebenen Gedankens „da stimmt irgendetwas nicht“ (Int. 5 Mae, Abs. 18) sehr hoch, da es sich um eine Abweichung von den üblichen kulturellen Codes handelt. Die Entscheidung für oder gegen eine bestimmte Art von Kleidung ist folglich nicht selten von äußeren Faktoren geprägt. Alex berichtet Ähnliches auch bezüglich hens Auftretens:

Also es gab und gibt auch immer wieder Zeiten, wenn ich, zum Beispiel wenn andere Leute dabei sind, nicht mit überkreuzten Beinen dasitzen kann [...], weil ich das total weiblich konnotiert finde und ja, da fühl' ich mich dann oft unwohl. Also ich würd' dann wahrscheinlich eher sowas wie Manspreading praktizieren. (lacht) Oder halt irgendeine Art von, unter Anführungszeichen, ‚neutraler‘ Sitzposition. (Int. 6 Alex, Abs. 30ff)

Der soziale Kontext spielt in der Entscheidung für eine bestimmte Art des Auftretens oftmals eine entscheidende Rolle. So erwähnt Alex etwa hens von hem selbst als „dumm“ (Int. 6 Alex, Abs. 22) abgewertete Strategie, am Arbeitsplatz angesichts eines künftigen Outings „jetzt schon dementsprechend auftreten [zu müssen], damit das nachher möglichst realistisch rüberkommt“ (Int. 6 Alex, Abs. 22). Allgemein habe hen sich in der Vergangenheit immer wieder bemüht, „eher männlich zu gehen“ (Int. 6 Alex, Abs. 32) und sich immer wieder über hens hohe Stimmlage geärgert (Int. 6 Alex, Abs. 32).

Mae hat diesbezüglich „Glück“ (Int. 5 Mae, Abs. 24), wie hen selbst sagt, da hen „anscheinend immer schon einen queeren Habitus hatte“ (Int. 5 Mae, Abs. 24): „Ich habe bestimmte Handbewegungen [...], die von Leuten halt auch wieder binär anders gelesen werden oder halt dann innerhalb der Binarität als in schwulen Umfeldern oder so bekannte Gesten“ (Int. 5 Mae, Abs. 24). Aktiv Einfluss auf den eigenen Habitus nimmt Mae deshalb nicht.

Chrisu wurde in hens Pubertät klar: „[E]s wird von mir erwartet, in eine Rolle zu schlüpfen. Da hab ich halt angefangen, auszuprobieren: Welche Rolle passt mir?“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 20). Seither spielt hen in alle paar Jahre wechselnden Phasen mit verschiedenen Möglichkeiten, sich zu präsentieren (Int. 2 Chrisu, Abs. 20). Da hen meist jedoch dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht entsprechend *weiblich* gelesen wird, überlegt hen trotz hens allgemeiner Zufriedenheit mit dem eigenen Erscheinungsbild schon immer wieder „da optisch ein bissl mehr reinzubasteln, um weniger weiblich gelesen zu werden“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 26). Die Entscheidung gegen diesen Schritt erfolgt auf Basis des derzeit überschaubaren diesbezüglichen Leidensdrucks (Int. 2 Chrisu, Abs. 26). Ein Setting beschreibt Chrisu jedoch, in dem hen immer wieder geneigt ist, hens Aussehen zu adaptieren:

Wo ich noch am ehesten merke, dass ich irgendwo mein Auftreten versuche anzupassen, ist, wenn ich weiß, ich muss irgendwo ankreuzen ‚weiblich‘/‚männlich‘. Wenn ich irgendwo eingeteilt werde in die Kundendatenbank und es gibt halt nur die zwei Möglichkeiten. [...] Das ist jedes Mal irgendwie ein Kampf. [...] Wenn das irgendwie eine Lokalität ist, dann ist das Kreuzerl, das ich jetzt setze, die Bestätigung: Auf welches Klo werde ich gehen. Das heißt, in dem Moment, wo ich das Kreuzerl setze, muss ich mir überlegen: Auf welchem Klo hab ich bessere Chancen oder in welchen Duschen hab ich bessere Chancen, nicht verprügelt zu werden? (Int. 2 Chrisu, Abs. 70)

Dass Situationen wie diese belastend sein können, liegt auf der Hand. Auch Zustände permanenter Selbstbeobachtung und -kontrolle zollen ihren Tribut, wie aus folgender Aussage Alex’ deutlich wird:

Ich glaub, je nachdem, [...] wie viel Kraft ich grad hab, geb ich mir da schon auch Mühe [...] – oder hab ich mir früher sicher noch viel mehr Mühe gegeben [...] –, dass ich das zumindest halbwegs neutral halte oder keine... weiß nicht, halt so weiblichen Handbewegungen mach oder sowas. (Int. 6 Alex, Abs. 32)

Wie (un-)sichtbar eine nicht-binäre Person in ihrem Geschlechtsausdruck ist, ist also mitunter nicht nur eine Frage des eigenen Befindens, sondern auch der Ressourcen, eine bestimmte Art der Performanz aufrechterhalten und mit den daraus resultierenden Konsequenzen umgehen zu können.

In jedem Fall aber wird bei genauerer Betrachtung der Aussagen der Interviewpartner*innen nicht nur die Allgegenwart der Geschlechterbinarität als Bezugssystem deutlich, sondern auch die große Wirkmacht des sogenannten cisgender gaze. Da keine soziale Norm für Aussehen und Verhalten nicht-binärer Menschen existiert, wird der Geschlechtsausdruck unter Bezugnahme auf die Perspektive Dritter, als cis Imaginierter, gewählt.

Sharone A. Horowitz-Hendler kommt in ihrer Forschungsarbeit mit nicht-binären Personen in den USA zu demselben Schluss: „Non-binary gender presentation is primarily performed for the cisgender gaze. When not having to perform, many individuals instead default to individual personality markers.“ (Horowitz-Hendler 2020: 170) Horowitz-Hendler fordert nicht zuletzt deshalb, Geschlechtsidentität und Geschlechtsausdruck in Wissenschaft wie Alltag als zwei getrennte Parameter zu behandeln, also Menschen nicht länger aufgrund ihres Aussehens Geschlechtern zuzuordnen. Da dies, falls überhaupt, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht in naher Zukunft passieren wird, kommen nicht-binäre Personen aktuell nicht umhin, sich die binären Geschlechtercodes bestmöglich zunutze zu machen:

In the meantime, nonbinary individuals make use of performativity, using understanding of what these gendered signifiers signal to society to attempt to create a presentation that will produce the desired recognition from the surrounding community, and therefore ‘create’ the desired gender identity. (Horowitz-Hendler 2020: 181, *emph. i. o.*)

An dieser Stelle sei hinzugefügt, dass Horowitz-Hendlers Schilderungen keineswegs implizieren sollen, nicht-binäre Menschen hätten keine eigenen Stilvorstellungen oder würden sich lediglich verbiegen, um auf eine bestimmte Art wahrgenommen zu werden. Vielmehr zeigt sich, dass die Cis-Heteronormativität mitsamt aller Geschlechternormen und dem cisgender gaze als a priori Bezugssystem fungiert, auf Basis dessen sich überhaupt erst eigene Vorlieben bilden. Plakativ formuliert: Die Mehrheit der (cis) *männlichen* Personen in Österreich würde um ein Vielfaches öfter Röcke tragen, wären sie mit der Vorstellung aufgewachsen, diese Kleidungsstücke seien nicht nur für Schotten und Priester selbstverständlicher Bestandteil *männlich* konnotierter Garderobe. Diese Tatsache lässt einmal mehr die Wirkmächtigkeit und Tragweite (vergeschlechtlichter) Sozialisierung erahnen.

4.4. Irreversible Veränderungen

Ähnlich dem Verhältnis von Kleidung und Gesellschaft, wird auch der Wunsch nach Veränderung des Körpers durch seine Beziehung zu kulturellen Codes, sozialen Normen und zwischenmenschlichen Interaktionen geprägt. Der Leidensdruck, der dadurch entstehen kann, wird (Körper-)Dysphorie ge-

nannt (Winters & Karasic 2009: 3). Die US-amerikanischen Aktivist*innen für eine bessere medizinische Versorgung von trans Personen Kelley Winters und Dan Karasic halten fest, dass sich aus der Diskrepanz zwischen Körper und Erleben mitunter lebensnotwendige medizinische Eingriffe ergeben können:

For the portion of the trans community who is transsexual [sic! – siehe Kapitel 2.3.] and painfully distressed by physical sex characteristics or birth-assigned gender role (a distress known as gender dysphoria), access to hormonal or surgical transition procedures is a matter of medical necessity. (Winters & Karasic 2009: 3)

Der Ausprägungsgrad der erlebten Dysphorie ist individuell äußerst verschieden, wie sich auch in den Interviews zeigt. Was alle sechs Gesprächspartner*innen jedoch eint, ist der klare Zusammenhang zwischen Leidensdruck und gesellschaftlichen Normen.

Während Alex eine mögliche Körperdysphorie mit den Worten „diese Oberkörperthematik [...], meine Beziehung zu meinem Oberkörper und... die Beziehung der Gesellschaft zu meinem Oberkörper“ (Int. 6 Alex, Abs. 46) nur andeutet, beschreibt Kaisa die auf nims Brust bezogene Dysphorie etwas konkreter:

Es fühlt sich auch nicht so an, als würd sie [die Brust] zu mir gehören, es ist ganz absurd. Und ich hab auch festgestellt, als ich dann von anderen Leuten die Bilder nach der OP gesehen hab, dass ich dann so neidisch war auf einmal. (Int. 3 Kaisa, Abs. 20)

Az, dai „natürlich als eine Frau gelesen“ (Int. 1 Az, Abs. 36) wird, bestätigt, dass die vergeschlechtlichte Außenwirkung auf Dritte „wirklich ein sehr starker Faktor“ (Int. 1 Az, Abs. 36) in der Gestaltung Az' äußeren Erscheinungsbildes ist. Az möchte das eigene Geschlechtsempfinden, das retrospektiv betrachtet bereits im Kindergartenalter nicht-binär war (Int. 1 Az, Abs. 16), auch nach außen gespiegelt wissen (Int. 1 Az, Abs. 41f). Unter anderem deshalb hat Az sich für die Einnahme einer geringen Dosis an Testosteron (Int. 1 Az, Abs. 18), auch Microdosing genannt, entschieden:

Eigentlich ist es wichtiger, als ich dachte, dass es mir ist. [...] [E]s [wird] wichtiger, [...] wie ich mich ausdrücke, ich will es irgendwie mehr spezifizieren, sodass ich auch so gelesen werde. Und, ja, und ich glaub, für mich ist das dann die Geschichte mit Testo und wie sich mein Körper dann langsam ändern wird. (Int. 1 Az, Abs. 36)

Az beschreibt Az' Geschlechtsausdruck als „Just being myself“ (Int. 1 Az, Abs. 26). Ein wesentlicher Teil dessen passiere unbewusst, da Az sich „nicht ständig anschau von außen“ (Int. 1 Az, Abs. 26).

Gleichzeitig träumt Az davon, „dass es non-binary Menschen geben kann, die nicht durch eine hormonelle Therapie gehen müssen, um als non-binary wahrgenommen zu werden.“ (Int. 1 Az, Abs. 38), was erneut auf die enge Verwobenheit der individuellen Entscheidung zur Hormontherapie mit den gesellschaftlichen Realitäten verweist.

Bei konstant hohem gesellschaftlichem Bezug zu den Entscheidungen, sind die Motive für hormonelle oder operative Veränderungswünsche dennoch höchst verschieden. So beschreibt Kaisa nims Verhältnis zu körperlichen Veränderungen als „inverse Erfahrung“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 18): „Naja, für mich war das ja nicht so, dass ich Hormone genommen hab, sondern sie abgesetzt hab“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 18). Die Hormone, die nin lange Zeit ohne nims Zustimmung verabreicht bekommen hatte, dienten der Verringerung etwaiger optisch erkennbarer geschlechtlicher Ambiguitäten mit dem Ziel einer Normanpassung. Seit Absetzen der Hormone sendet Kaisas Körper entlang der binären Geschlechterlogik widersprüchliche Signale. Durch die damit einhergehende hohe Sichtbarkeit als queerer Mensch sieht nin sich häufig mit Anfeindungen konfrontiert, woraus sich ein Hauptgrund für den Wunsch nach einer operativen Entfernung der Brüste ergibt:

Ich streb auch derzeit eine Mastektomie an und so, aber das liegt gar nicht daran, dass ich jetzt nicht-binärer auftreten will, sondern dass ich mehr – dass ich in dem Sinne schon fast zu nicht-binär auftrete und das halt zu Anfeindungen auch führt, ja. (Int. 3 Kaisa, Abs. 20)

Kaisa hofft also, durch eine Mastektomie mehr Akzeptanz zu erfahren (Int. 3 Kaisa, Abs. 28) und nims Chancen zu erhöhen, binär ‚eindeutig‘ gelesen zu werden. Noa hingegen möchte mit einer Mastektomie sies Ziel, nicht immer dem *weiblichen* Geschlecht zugeordnet zu werden, näherkommen:

Also wenn ich keine Brüste hätte, wäre ich um einiges glücklicher. Weil dann könnt ich einfach oben wirklich irgendwas anziehen, was mir gefällt, ohne, dass jeder erkennt, dass ich eine Fr-, ja, wie soll ich das jetzt sagen, also ohne, dass ich als Frau gelesen werde. (Int. 4 Noa, Abs. 40)

Auf diese Weise möchte Noa sies Körper dem Empfinden annähern: „[I]ch spüre jetzt innen, dass das passt und außen passt es überhaupt nicht, weil ich [...] gefalle mir einfach nicht, wie ich bin und es ist mir [...] auch insgesamt zu weiblich“ (Int. 4 Noa, Abs. 32). Chrisu hingegen empfindet keine Körperdysphorie, hat aber, wie bereits in Kapitel 2.4. dargelegt, aufgrund des gesellschaftlichen Drucks dennoch in der Vergangenheit mit dem Gedanken gespielt, sich einer Mastektomie zu unterziehen (Int. 2 Chrisu, Abs. 28ff). Chrisus Überlegungen verdeutlichen den

großen Einfluss der Gesellschaft auf das individuelle Körperempfinden nicht-binärer Menschen: Dem gesellschaftlichen Blick auf hens Körper wohnt genug Macht inne, um massives Unbehagen bis hin zur Überlegung, den Körper irreversibel zu verändern, auszulösen, obwohl Chrisu sich in hens Körper eigentlich wohlfühlt.

4.5. Elternschaft

Wie eng der naturalisierte Geschlechtsbegriff ideologisch mit Körpern und deren Fortpflanzungsmöglichkeiten verknüpft ist, wird in Fragen rund um Elternschaft besonders deutlich. Dies zeigt sich auch anhand der Tatsache, dass drei der sechs Interviewpartner*innen das Gespräch ohne einschlägige Fragestellung auf Elternschaft gelenkt haben. Die eigene geschlechtliche Verortung spielt eine nicht unwesentliche Rolle in Noas, Kaisas und Chrisus Familienleben, wenngleich sich die Ausgangssituationen der Drei äußerst heterogen gestalten: Während Noa zwei leibliche Kinder hat, trägt Kaisa Verantwortung für ein Pflegekind. Chrisu hingegen kann sich zur eigenen Überraschung erstmals überhaupt vorstellen, Elternteil zu werden:

[D]as hat mich irgendwie mein Leben lang total abgeschreckt, weil das war... Mutter ist die ultimativ feminine Rolle, so. Du darfst nicht schwanger werden, weil dann bist du endgültig in diese Rolle festgesteckt. Und scheinbar hat sich da in den letzten Jahren tatsächlich irgendwie mit eigener Gender-Wahrnehmung ein bissi was geändert mit sehr viel lockerer sehen. Und, na, ich bin halt nicht-binär und wenn ich mich fortpflanze, dann bin ich halt nicht-binärer Elternteil. Und das steht dem nicht-binär-Sein nicht im Geringssten im Weg. Und das find ich grad eigentlich ziemlich cool, dass so die Entwicklung in die Richtung geht. (Int. 2 Chrisu, Abs. 86).

Für Chrisu bedeutet diese Veränderung „mehr persönliche Entfaltung. Mehr mir selber erlauben, ich zu sein.“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 88)

Noa hingegen verbindet wenig Positives mit sies Schwangerschaften und gibt an, „sehr ungern“ (Int. 4 Noa, Abs. 42) schwanger gewesen zu sein. Als Hauptgrund hierfür nennt sier neben schwangerschaftsüblichen körperlichen Herausforderungen vor allem die enge ideologische Verknüpfung von Schwangerschaft mit *Weiblichkeit*:

[J]e größer der Bauch geworden ist, desto deutlicher war, dass ich gesellschaftlich gesehen eine Frau bin und das war mir gerade in der zweiten Schwangerschaft, wo mir das schon bewusst war, sehr, sehr unangenehm. Also ich hab mich nur verkrochen zuhause und [...] bin fast nicht unter Leute gegangen. (Int. 4 Noa, Abs. 42)

Auch während der zweiten Geburt litt Noa unter Körperdysphorie, die schlussendlich nach 29 Stunden Wehen zu einem Kaiserschnitt führte, wie sie beschreibt:

Also da hat die Hebamme gesagt: ‚Jetzt musst du pressen‘. Und: ‚Du musst ‚ja‘ sagen zur Geburt‘. Und: ‚Jetzt liegt es an dir‘. Und ich hab nicht können. Ich hab einfach nicht können. Und ich hab immer irgendwie im Kopf gehabt: ‚Ich will nicht, dass das Kind da durchgeht!‘ (Int. 4 Noa, Abs. 42)

Darüber hinaus berichtet Noa von sexistischen Witzen und körperlichen Übergriffen seitens des Klinikpersonals (Int. 4 Noa, Abs. 42), wie sie auch cis Frauen immer wieder erleben. Noa bezeichnet die Geburt insgesamt als „extrem gewaltvoll“ (Int. 4 Noa, Abs. 42) sowie „sehr traumatisch“ (Int. 4 Noa, Abs. 42).

‚Mutter‘ genannt zu werden ist für Noa hingegen nicht nur kein Problem, vielmehr empfindet sie den Begriff als passend (Int. 4 Noa, Abs. 42), während Kaisa diese aufgrund gesellschaftlicher Realitäten unvermeidbare Bezeichnung seitens ihres Kindes eher widerwillig in Kauf nimmt:

Ich hab mir am Anfang überlegt, [...] was ich ihm sag, dass er mich nennen soll, aber das hat dann in dem Zusammenhang auch nicht funktioniert, weil das Kind war halt dann auch schon irgendwie auf der Welt und so und, keine Ahnung, nach einer Woche schaut er mich so an und fragt mich halt irgendwie so ‚Mama?‘ und was sagst denn? Ja, natürlich bist du dann halt ‚Mama‘, weil das... braucht er halt dann, ja. Und da kannst du jetzt nicht mit [...] Gendertheorien kommen oder so, bei einem nicht einmal Zweijährigen. (lacht) Genau, deswegen bin ich Mama. Leider. [...] Manchmal muss man halt auch in so Rollen schlüpfen, die halt gerade gebraucht werden, ne. Man ist halt nicht [...] allein in der Welt. (Int. 3 Kaisa, Abs. 48)

Bei aller Kritik an den mit der Elternrolle einhergehenden gegenderten Erwartungen hält Kaisa dennoch fest, gerne Elternteil zu sein (Int. 3 Kaisa, Abs. 48).

Dass der Alltag nicht-binärer Personen oftmals mit Diskriminierungserfahrungen einhergeht, ist angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Realitäten auf Basis der Geschlechterbinarität naheliegend. Im Falle von Elternschaft tritt diese Hegemonie besonders deutlich zutage, wie aus Noas Schwangerschafts- und Geburtserlebnissen hervorgeht: „Also einfach davon auszugehen, dass jeder Mensch, der Gebärmutter hat und schwanger ist, einfach grundsätzlich eine Frau ist, das ist Diskriminierung“ (Int. 4 Noa, Abs. 42). Wenngleich Diskriminierung bereits bei diesen impliziten Annahmen beginnt, so

gehen die gesellschaftlichen Hürden, denen nicht-binäre Menschen alltäglich ausgesetzt sind, weit über falsche Fremdzuschreibungen hinaus, wie im nächsten Kapitel deutlich wird.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass der Blick von außen in Form einer Zuordnung zu einem Geschlecht durch Dritte eine wesentliche Rolle für die Art des Geschlechtsausdrucks der Interviewpartner*innen spielt. Geschlechtszuschreibungen beeinflussen nicht nur das Verhalten und die Kleiderwahl, sondern schreiben sich mitunter auch in Körper nicht-binärer Personen ein. So wird etwa Elternschaft, aber auch die eigene, höchstpersönliche Körperwahrnehmung von der Frage nach der geschlechtlichen Verortung durch Außenstehende mitgeprägt. Da Geschlecht durch Körpermerkmale biologistisch begründet und verhandelt wird, eröffnet sich für endogeschlechtliche – also nicht-intergeschlechtliche – nicht-binäre Menschen ein Spannungsfeld zwischen ihrem binär zuordenbar gelesenen Körper und ihrem nicht binär zuordenbaren tatsächlichen Geschlecht(sermpfinden). Es zeigt sich, dass weder Kleidung, Habitus und Körpersprache noch der Körper an sich geschlechtslos oder neutral sein können, sondern stets vergeschlechtlicht wahrgenommen und bewertet werden. Für einige Interviewpartner*innen entstand hieraus die Notwendigkeit, sich – zumindest bis zur weiteren Festigung der eigenen Identität – dem qua körperlicher Gegebenheiten zugeschriebenen Geschlecht binär ‚entgegengesetzt‘ zu verhalten und zu kleiden. Ein Ausbruch aus der Binarität in Form der Schaffung einer dritten oder gar keiner Geschlechtskategorie, die von außen auch als solche Wahrgenommen wird, scheitert einmal mehr an der Unantastbarkeit sowie Selbstverständlichkeit der Annahme, es gäbe nur *männer* und *frauen*. Diese Ideologie verunmöglicht vielfach eine Geschlechtszuschreibung außerhalb der Binarität durch Dritte, weshalb einige Interviewpartner*innen stattdessen eine Ambivalenz bzw. Uneindeutigkeit in ihrem Geschlechtsausdruck anstreben, die zwar in der Regel nicht zu einer korrekten Kategorisierung als nicht-binär, aber immerhin zu Verwirrung und einem Changieren zwischen *männlicher* und *weiblicher* Anrufung führt.

Zugleich müssen sich nicht-binäre Menschen häufig die Frage stellen, ob eine derartige Irritation beim Gegenüber aufgrund der aktuellen Umstände wünschenswert erscheint oder schädigend bis hin zu gefährlich sein kann. Wie auch bei einem verbalen ‚Coming Out‘ sind Risikoabwägungen essenzieller Bestandteil der Entscheidung für oder gegen Sichtbarkeit im jeweiligen sozialen Kontext. Besonders deutlich wird dies anhand Kaisas Wunsch, die Brüste entfernen zu lassen, um binär ‚eindeutiger‘ gelesen werden zu können, wenngleich nin sich als nicht-binär empfindet. Diese enge Verwobenheit von teils höchstpersönlichen Entscheidungen und Empfindungen mit gesellschaftlichen Realitäten wird auch hinsichtlich öffentlicher Diskurse und politischer Entscheidungen schlagend, wie das folgende Kapitel zeigt.

5. Nicht-Binarität und Gesellschaft

Während sich die bisherigen Kapitel mit der Entstehung, Manifestation, Aufrechterhaltung und Inszenierung von Geschlecht(erideologien) sowie deren Implikationen für nicht-binäre Personen befasst haben, führt dieser letzte Abschnitt der Arbeit die bis dato ausgeführten Überlegungen mit dem rechtlichen sowie öffentlich-diskursiven Status quo zusammen, um die aktuellen gesellschaftspolitischen Gegebenheiten in Österreich zu identifizieren und letztendlich mit den Veränderungswünschen nicht-binärer Menschen selbst an die österreichische Mehrheitsgesellschaft zu schließen.

5.1. Medien und Repräsentation

Wie bereits in den vergangenen Kapiteln angedeutet, spielt die Art der Repräsentation von Angehörigen verschiedener sozialer Gruppen eine nicht unwesentliche Rolle in der Manifestation, aber auch möglichen Dekonstruktion von Diskriminierungsstrukturen und Stereotypen (vgl. Ott & Mack 2010: 204f). Für den US-amerikanischen Medienwissenschaftler Harry Benshoff ergibt sich ein auf den ersten Blick ernüchterndes Bild:

Popular culture in general (and film and television in particular) have always traded in stereotypes, images and tropes that reduce any given social group's diversity and complexity into superficial markers, often derogatory, that come to represent the entire group in some readers' minds. (Benshoff 2016: 246)

Da cis-heteronormative Narrative permanent durch Massenmedien, Politik, Institutionen, gesellschaftliche Diskurse, etc. reproduziert werden (vgl. Ott & Mack 2010: 199f), entstehen entlang eben jener Reproduktionsapparate aber auch Anknüpfungspunkte für mögliche Veränderungen. Alle Interviewpartner*innen bestätigen, unterschiedlich geartete gesellschaftliche Veränderungen bezüglich der Repräsentation und Sichtbarkeit nicht-binärer Menschen wahrzunehmen. Mae ist angesichts der gesellschaftspolitischen Entwicklungen zuversichtlich:

[J]e mehr [nicht-binäre] Repräsentation es gibt, umso mehr Leute haben die Möglichkeit, aus den binären Strukturen auszubrechen [...] – also selbst die, die sich selbst glücklich in der binären Logik verorten, haben die Möglichkeit, ihr Denken dahingehend zu erweitern, nicht-binäre Personen in ihr binäres Weltbild einzuschließen, wodurch nach und nach das binäre Weltbild aufbröckeln wird. (Int. 5 Mae, Abs. 34)

Hen ist also überzeugt, dass ein Aufweichen der binären Geschlechterideologie für Angehörige aller Geschlechter gewinnbringend sein kann, räumt jedoch ein: „[S]oziale Umwälzungen oder Neudefinitionen althergebrachter Logiken und Strukturen sind möglich, aber erfordern Zeit“ (Int. 5 Mae, Abs. 28).

Wenngleich Medien den naheliegendsten Teil der Repräsentationsmöglichkeiten bilden, ist die Frage, wer in welchem Kontext welchen Platz in einer Gesellschaft einnimmt, bei genauerer Betrachtung weitaus vielschichtiger. Alex etwa erzählt von hens Großmutter, die „nichts [damit] anfangen [kann], wenn sich jemand in Amerika als nicht-binär outet und das dann vielleicht auch irgendwo in der Zeitung steht“ (Int. 6 Alex, Abs. 36). Stattdessen bräuchte es alltägliche Begegnungen mit offen nicht-binären Menschen „aus demselben Ort oder [...] dort in der Schule [...] oder am Gemeindeamt“ (Int. 6 Alex, Abs. 36). Noa misst verschiedenartiger Repräsentation ebenfalls eine große Bedeutung bei und hofft: „[J]e mehr wir repräsentiert werden in der Öffentlichkeit, desto mehr Selbstverständnis kommt vielleicht dadurch auch“ (Int. 4 Noa, Abs. 18).

Öffentlichkeit versteht die deutsche Soziologin und Kommunikationswissenschaftlerin Elisabeth Klaus als aus vielen Teilöffentlichkeiten bestehenden „Verständigungsprozess der Gesellschaft über sich selbst“ (Klaus 2009 [1997]: 55). Sie fährt fort:

Durch die Thematisierung, Verallgemeinerung und Bewertung von Erfahrungen werden im Prozess Öffentlichkeit

- gesellschaftliche Wirklichkeitskonstruktionen verhandelt, gefestigt, ent- oder verworfen,
- die gesellschaftlichen Bedeutungen von Themen herausgearbeitet,
- die Regeln und Normen des gesellschaftlichen Zusammenlebens bestätigt oder modifiziert,
- kulturelle Ziele überprüft und kulturelle Identitäten geschaffen [...],

schließlich auch

- die ökonomisch-politische Verfasstheit der Gesellschaft diskutiert und legitimiert.

(Klaus 2009 [1997]: 55)

Diese Prozesse können nach Klaus in drei Komplexitätsebenen unterteilt werden: die einfache, mittlere und komplexe Öffentlichkeit (Klaus 2009 [1997]: 55). Erstere sieht Klaus als spontane Alltagsinteraktionen von sich physisch begegnenden und in gemeinsamer Sprache interagierenden Menschen (Klaus 2009 [1997]: 55), während für zweitere bereits „eine Organisation und eine daran anknüpfende Rollendifferenzierung“ (Klaus 2009 [1997]: 55) vorausgesetzt wird, etwa in Firmen, an Schulen

oder am Gemeindeamt, wie von Alex angesprochen (Int. 6 Alex, Abs. 36). Die Ebene der komplexen Öffentlichkeit umfasst die Massenmedien: Die Rollendifferenzierung der mittleren Öffentlichkeit spitzt sich durch die technische Verbreitung der Botschaft zu, es können deutlich mehr Menschen bei gleichzeitiger Einschränkung ihres Handlungsspielraums erreicht und Meinungen großflächig verbreitet werden (Klaus 2009 [1997]: 55f). Massenmedien kommt folglich eine große Macht zu, da sie zwar nicht determinieren, was überhaupt öffentlich ist (siehe Ebene eins und zwei), aber sehr wohl Themen aus den Teilöffentlichkeiten selektieren, bearbeiten und entscheiden, „welche Inhalte allen Mitgliedern der Gesellschaft zumindest prinzipiell zur Verfügung stehen“ (Klaus 2009 [1997]: 56).

Bemerkenswert ist, dass sich die Zahl der Teilöffentlichkeiten indirekt proportional zur Macht der jeweiligen Ebene verhält: Die einfache Öffentlichkeit kann eine besonders hohe Zahl an Teilöffentlichkeiten vorweisen, verfügt jedoch über den geringsten Einfluss, während sich das Verhältnis von Teilöffentlichkeiten und Machtpotenzial auf der komplexen Öffentlichkeitsebene invertiert (Klaus 2009 [1997]: 56). Nicht zuletzt aus diesem Grunde lohnt sich ein gesonderter Blick auf die Art der medialen Repräsentation marginalisierter Gruppen.

Medien, Öffentlichkeit und Geschlecht erweisen sich als interdependente Kategorien, welche „in einem diskursiven Verhältnis zueinander stehen und sich wechselseitig hervorbringen“ (Thiele, Maier & Linke 2014: 10), wie die deutschen Medien- und Kommunikationswissenschaftlerinnen Martina Thiele, Tanja Maier und Christine Linke konstatieren. Laut ihrer finnischen Kollegin Mervi Pantti gehören Medien „zu den Institutionen, wenn sie nicht sogar die wichtigste überhaupt sind, die die Einstellungen zu den Geschlechterrollen beeinflussen und ein Bewusstsein für die Geschlechterfrage schaffen können“ (Pantti 2007: 17). Weiters beschreibt sie die Wichtigkeit der Medien im Prozess der Meinungsbildung und hält fest:

Die Medien [...] prägen als wichtigste Informationsquelle die Vorstellungen der Menschen von sich selbst, ihren Mitmenschen und der Welt im Allgemeinen. Andererseits sind Medienerzeugnisse [...] kulturelle Produkte, [...] sie stehen in engem Zusammenhang mit kulturellen, gesellschaftlichen und ökonomischen Strukturen. (Pantti 2007: 18)

Medien wohnt dank dieser Interdependenz somit eine machtvolle Doppelrolle inne, die sie zu Produzenten und Reproduzenten des sozialen Gefüges einer Gesellschaft zugleich macht. Ob Medien als „ein möglicher Hebel gegen die Ungleichheit der Geschlechter in Gesellschaft und Politik“ (Pantti 2007: 17) oder eher als „eine Quelle allen Übels“ (Pantti 2007: 17) gesehen werden können, hängt stark von der Art der Medieninhalte, etwa der Repräsentation marginalisierter Gruppen, ab.

Repräsentation ist hierbei – anders als im alltäglichen Sprachgebrauch verbreitet – allerdings nicht mit Sichtbarkeit gleichzusetzen. Letztere allein ist nicht nur unzureichend, sondern kann die herrschende Hegemonie gar unterstützen, wie Brian L. Ott und Robert L. Mack konstatieren:

[V]isibility (the number of queer characters present in the media) and **representation** (the way that those queers act, feel, and engage in storylines) are two different concepts. The reduction of queer stereotypes in the media does not necessarily result in an increase in politically potent images. Instead, these images often enact heteronormative social systems in other, less visible ways. [...] In other words, increased visibility of certain non-heterosexual characters, personalities or themes always overlooks others. (Ott & Mack 2010: 204, emph. i. o.)

Die Wichtigkeit der Differenzierung zwischen Sichtbarkeit und Repräsentation zeigt sich etwa an der hohen Frequenz dramatischer Coming-out-Geschichten, sobald queere Charaktere oder Personen dargestellt werden. Die geringe Dichte positiver, queerer Identitäten in Massenmedien, beschreiben Ott und Mack, „results in limited models of identification for actual queer populations in the real world“ (Ott & Mack 2010: 214). Eine Überbetonung der Andersartigkeit dais gezeigten Vertreter*in einer marginalisierten Gruppe im Vergleich zum sogenannten Mainstream kann zudem ohnehin vorhandene Othering-Prozesse weiter verstärken:

The centrality of coming out to homosexual existence in popular consciousness (and the accompanying themes of risk, tears, secrecy, etc.) obscures the simple problems that homosexuals and heterosexuals share every day as humans. In a way, coming out as a dramatic moment becomes a new way to ‘other’ homosexuals. (Ott & Mack 2010: 204, emph. i. o.)

Da Alltägliches einen geringen Nachrichtenwert aufweist, setzen Massenmedien im Kampf um die Aufmerksamkeit der Konsument*innen auf die konstante Schaffung und Bedienung von Irritation, bestätigte der deutsche Soziologe Niklas Luhmann bereits 1995, zu einer Zeit ohne Social Media und Clickbaiting (Luhmann 2009 [1995]: 119). Medien sind also keineswegs einfache Wirklichkeitsmultiplikatoren, sondern konstruieren, selektieren, komprimieren und verzerren das, was gemeinhin als ‚Realität‘ bezeichnet wird (Schulz 1989: 140). Durch das Internet und die Verbreitung von Social Media hat sich diese Tendenz weiter verschärft, wie Tobias Matzner betont:

Die aktuellen Debatten um Geschlecht sind auch ein Kampf um Deutungsmuster in den Medien. [...] Die neuen Medien erlauben nicht nur eine Vielzahl an Stimmen, sondern auch relativ direkte und persönliche Kommunikationssituationen (oder die Illusion davon), so dass auch immer wieder aggressive und persönliche Angriffe stattfinden. (Matzner 2018: 36)

Die Austragung gesellschaftspolitischer Debatten über Social Media ist nicht weniger von Verkürzung und Verzerrung geprägt als jene über herkömmliche Medien, sondern wird lediglich um ein erhöhtes Gewaltpotenzial erweitert.

Führt man das Wissen um die Unvermeidbarkeit medialer Realitätsverkürzungen mit dem Einfluss der Medienbilder auf ihre Rezipient*innen zusammen, lässt sich die wirklichkeitskonstruierende Einflussnahme massenmedialer Darstellungen erahnen. Laut dem deutschen Kommunikationswissenschaftler Winfried Schulz kann davon ausgegangen werden, dass sich Medienkonsument*innen zumindest in Teilen an den medialen Wirklichkeitsbildern orientieren (Schulz 1989: 140). Mehr noch: In der Medienforschung gilt mittlerweile als erwiesen, dass sich die Wirklichkeitsbilder der Rezipient*innen in Richtung des in der medialen Darstellung implizierten ideologischen Schwerpunktes verändern können (Jäckel 2011 [1999]: 247). Etwa in einem Film gezeigte ‚Wirklichkeiten‘ können also direkten Einfluss auf die subjektive ‚Wirklichkeit‘ der Zusehenden haben (Kleiner 2006: 98).

Damit werden Medien zu umso wirksameren sozialen Akteuren, wie die britische Kommunikationswissenschaftlerin Myria Georgiou analysiert: „Media do not just observe and report on the context of political and policy debates. Media often provide frames for understanding what these categories mean. They channel authority to speak and rights to be heard.“ (Georgiou 2012: 799) Der deutsche Soziologe Michael Jäckel beschreibt diese Effekte folgendermaßen:

[Medienangebote] können als Angebote begriffen werden, die Einblicke in andere Lebenswelten gestatten, oder als Wirklichkeitsbeschreibungen, die aus sich heraus eine eigene Qualität entfalten und die Wahrnehmung und Beurteilung der so beschriebenen Realität beeinflussen. Letzteres impliziert Vorwürfe wie Manipulation, Verzerrung oder Beförderung von Stereotypen. (Jäckel 2011 [1999]: 221)

Neben ihrer Tendenz zu stereotypen, verzerrten Darstellungen wohnt der medialen Macht jedoch, wie eingangs erwähnt, auch in beträchtlichem Maße gesellschaftspolitisches Veränderungspotenzial inne. So bieten massenmediale Darstellungen oft erste Identifikationsmöglichkeiten für Menschen, die sich außerhalb der gesellschaftlichen Norm wiederfinden (Ott & Mack 2010: 214). Falsche Reprä-

sensation und Unsichtbarkeit nicht-binärer Menschen können im Umkehrschluss auch auf individueller Ebene massive Auswirkungen haben, wie Mae im Interview feststellt: „Weil, wenn du nicht weißt, was du bist oder was du nicht bist oder was du sein könntest, ist es schwer, das zu werden“ (Int. 5 Mae, Abs. 10). Alex bestätigt ebenfalls: „[W]enn nicht-binäre Personen sichtbarer wären [...] dann hilft das anderen, die noch auf der Suche sind, sicher enorm.“ (Int. 6 Alex, Abs. 36) Repräsentation kann also einen entscheidenden Faktor für das Empowerment oder die fortgesetzte Unterdrückung marginalisierter Gruppen bilden.

5.2. Politik, Recht und Sprache

Der gesellschaftliche Umgang mit Minderheiten ist stets auch eine politische Frage. Im Falle nicht-binärer Menschen dient deren Diskriminierung – wie so oft – der Stabilisierung sowie dem Machterhalt der Hegemonie, wie Gundula Ludwig nahelegt:

Die Materialisierung in einem zweigeschlechtlichen Körper, der als innere Natur gilt, stellt auch im Neoliberalismus eine ‚notwendige‘ Bedingung dar, ein intelligibles Subjekt zu werden, da sich zwar die Regierungsweisen des Konstrukts Geschlecht verändert haben, ein binär vergeschlechtlichter Körper aber weiterhin eine entscheidende Bedingung in dem diskursiven Gefüge bleibt, über welches die Subjekte regierbar werden. (Ludwig 2012: 112, Herv. i. O.)

Die binäre Geschlechterideologie infrage zu stellen, bedeutet somit eine Gefahr für jene Strukturen, auf die nicht nur das soziale Zusammenleben, sondern auch Staatsapparat und Wirtschaft aufgebaut sind (siehe auch Kapitel 2.1.). Miqqi Alicia Gilbert weist in diesem Zusammenhang auf die Omnipräsenz der Zweigeschlechtlichkeit hin und stellt fest: “Governments, schools, hospitals, the professions, the arts, and virtually all social institutions rely on basic bigenderism as a way of classifying and categorizing those who avail themselves of or come into contact with their services or necessities” (Gilbert 2009: 95).

Eine Klassifizierung als kein Geschlecht oder eine dritte Kategorie abseits von *mann* und *frau* ist in dieser Struktur nicht vorgesehen: In Österreich wird, wie bereits seit Jahrzehnten im Bereich der Rechtssicherheit für queere Personen üblich (vgl. Rechtskomitee Lambda o.J.), von politischer Seite lediglich das qua Verfassung unausweichliche Minimum an Rechten gewährt. Nach erfolgreicher Klage der intergeschlechtlichen Person Alex Jürgen, wurden in Österreich zwar vier zusätzliche Geschlechtsmarker in das Personenstandsregister aufgenommen, allerdings dürfen diese nur von intergeschlechtlichen Personen unter Vorlage eines ärztlichen Attests geführt werden (BMI 2020). Wie

dieses Beispiel belegt, wird eine Abweichung von der zweigeschlechtlichen Norm nach wie vor stark pathologisiert und gesellschaftlich wie auch politisch versucht, die sogenannte dritte Option in die bestehende biologistische Argumentationslogik einzufügen.

Die Existenz binärer trans Personen stellt – anders als deren Recht auf Gleichstellung und Diskriminierungsfreiheit – heute selten jemand infrage. Nicht-binäre Personen scheinen diesbezüglich noch am Anfang zu stehen, wie der Performancekünstler und Autor S. Bear Bergman beschreibt:

For non-binary identified [...] people, [...] while most of everyone except Germaine Greer and Donald Trump are prepared to recognize that trans people do exist these days, the enby population is still struggling up that hill with our glitter in the one hand and our neckties in the other. (Bergman in Bergman & Barker 2017)

Dass einige Staaten, unter ihnen neben Österreich etwa Argentinien, Australien, Deutschland, Indien, Kanada, Kolumbien, Neuseeland, Pakistan, Südafrika, Uruguay und Teile der USA, mittlerweile eine dritte offizielle Geschlechtskategorie eingeführt haben (vgl. Equaldex 2022), stellt einen begrüßenswerten, mitunter existenziellen Schritt für nicht-binäre und intergeschlechtliche Menschen dar, wie Kaisa, in dais deutscher Geburtsurkunde das Geschlecht als ‚divers‘ vermerkt ist, aus eigener Erfahrung bestätigt:

[D]as darf man echt nicht unterschätzen. Seit es diesen [Eintrag ‚divers‘ im] Pass gibt, gibt es halt Leute, die sich damit auseinandersetzen müssen in irgendeiner Art und Weise und sie können es irgendwie falsch finden oder nicht, aber sie können einfach nicht mehr negieren, dass es die [nicht-binären und intergeschlechtlichen] Leute gibt. (Int. 3 Kaisa, Abs. 36)

Kaisa verhalf die offizielle Anerkennung nims Geschlechts zu mehr Resilienz im alltäglichen Umgang mit diskriminierendem Verhalten, wie nin schildert: „[I]ch nehme da durchaus schon auch eine gewisse Art an Selbstvertrauen dann draus, dass ich jetzt sag‘: ‚Wenn der deutsche Staat sagt, ich darf ein ‚X‘ im Pass haben, dann... Was willst du jetzt?““ (Int. 3 Kaisa, Abs. 38). Auch Chrisu ist überzeugt, dass es „auf Dauer [...] politisch-rechtliche Grundlagen“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 56) braucht. Um eine breitere gesellschaftliche Akzeptanz nicht-binärer Menschen zu erreichen, müsste aber noch mehr geschehen, ist hen sicher: „Wir brauchen Wörter! Wörter, die einfach im allgemeinen Wortschatz normal sind. Weil: Nur wenn wir angesprochen werden können, ausgesprochen werden können, können wir existieren.“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 56) Auch Alex sieht in der Sprache eine Chance auf gesellschaftspolitische Veränderungen:

[Es] wär' sehr, sehr gut, wenn es da auch eine Vorgabe gäbe in der deutschen Sprache, wo die Leute sich dann auch dran halten können und auch sagen: ‚Okay, [...] so steht das jetzt im Duden‘ [...]. Und das Wort existiert und deswegen fällt es dann anderen vielleicht auch leichter, unsere Existenz anzuerkennen, wenn solche Dinge auch offiziell sind. (Int. 6 Alex, Abs. 40)

Hen konkludiert: „Sprache soll ja eigentlich Wirklichkeiten abbilden und unsere Wirklichkeit ist oft nicht in der Sprache vertreten. Und gerade deswegen müssen wir schauen, dass sich das ändert.“ (Int. 6 Alex, Abs. 44) Auch Az betont den hohen Stellenwert sprachlicher Repräsentation, da Sprache ein Mittel sei, „das auch die Wahrnehmung fixiert von Menschen“ (Int. 1 Az, Abs. 70) und zudem, gerade in Bezug auf Pronomen, einiges an Diskriminierungs- und Verletzungspotenzial in sich trägt: „[W]enn man ganz klar sagt: ‚Das ist meine korrekte Ansprache‘ und wenn die andere Person das nicht macht, natürlich, mein Gefühl ist körperlich. Also ich spüre es in meinem Körper, als ob jemand [...] eine Grenze überschritten hat.“ (Int. 1 Az, Abs. 70)

Der individuelle Einfluss sprachlicher Repräsentation ist nicht zu unterschätzen. S. Bear Bergman erläutert die hohe Relevanz der Möglichkeit, das eigene Empfinden auszudrücken, wie folgt:

Most people, especially the able-bodied, have rarely or never had the experience of having bodily experiences for which they have no word, or no word they can stand to use [...]. The mental blank spot first gets filled with a placeholder, often ‘this’ or sometimes ‘that.’ Then, maybe, it evolves to a shorthand code word, akin to a private joke [...]. But eventually sometimes a moment arrives in which we hear a word for the very thing, and we see ourselves reflected in it. As a non-binary identified person, that was also my experience of gendernonspecific pronouns. (Bergman in Bergman & Barker 2017, emph. i. o.)

Alle Interviewpartner*innen erwähnten den Mangel an Begriffen und Konzepten, die ihr Geschlechtsempfinden benennen hätten können, als Teil ihrer Biografien. Alex etwa erzählt bereits zu Beginn des Interviews, hen habe „nicht die notwendigen Informationen“ (Int. 6 Alex, Abs. 8) und „keine Worte gehabt für das, was ich gefühlt hab“ (Int. 6 Alex, Abs. 8). Kaisa beschreibt dasselbe Gefühl mit den Worten: „Ich hab halt nicht das Vokabular gehabt. Und das macht schon einen Unterschied.“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 12) Mae fasst diese Überlegungen wie folgt zusammen: „Sprache schafft Realität und umgekehrt“ (Int. 5 Mae, Abs. 12).

Die institutionelle Ebene zeigt sich diesbezüglich jedoch von ihrer konservativen Seite. So hielt etwa der Rat für deutsche Rechtschreibung im Jahr 2021 fest, dass geschlechtergerechte Sprache eine „gesellschaftliche und gesellschaftspolitische Aufgabe“ (Rat für deutsche Rechtschreibung 2021) sei, weshalb man sich zu keiner wie auch immer gearteten Empfehlung, alle Geschlechter sprachlich abzubilden, durchringen könne: „Der Rat hat vor diesem Hintergrund die Aufnahme von Asterisk (‚Gender-Stern‘), Unterstrich (‚Gender-Gap‘), Doppelpunkt oder anderen verkürzten Formen zur Kennzeichnung mehrgeschlechtlicher Bezeichnungen im Wortinnern in das Amtliche Regelwerk der deutschen Rechtschreibung zu diesem Zeitpunkt nicht empfohlen.“ (Rat für deutsche Rechtschreibung 2021, Herv. i. O.).

Die soziale Realität sieht demnach immer noch aus, wie 2009 von Gilbert beschrieben:

Since all gender diverse people must constantly choose one bathroom, check off one M/F box, and enter one of two possible locker rooms, there is no opportunity to be anything but one or the other. One must pass or suffer the consequences of social censure.
(Gilbert 2009: 96)

Den permanenten Zwang zur Kategorisierung in *männlich* oder *weiblich* erlebt Chrisu als tägliche Belastung: „Das ist jedes Mal irgendwie ein Kampf. Das ist jedes Mal die Hintergedanken zu: Was hat das jetzt für Folgen?“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 70) Hen zeigt sich angesichts der aktuellen Rechtslage unzufrieden und verweist auf die ihr immanenten Widersprüche:

Geht es jetzt um das Biologische? Geht es jetzt darum, welche Körperteile bringe ich mit? Weil dann ist es komplett sinnlos, trans Menschen zuzusagen, dass sie ihren [Geschlechts-]Marker im Pass ändern dürfen, weil, wenn es darum geht, welche Genitalien ich hab, dann wird das geändert in dem Moment, wo irgendwelche OPs vorgenommen werden. [...] Geht's um Fortpflanzungsfähigkeit? [...] Und wenn es nicht um Biologisches geht, sondern um Soziales: Warum kann man dann nicht einfach sagen: ‚Pff, such's dir aus!‘? (Int. 2 Chrisu, Abs. 4)

Die Notwendigkeit, den Geschlechtseintrag überhaupt offenlegen zu müssen, wurde von mehreren Interviewpartner*innen infrage gestellt (vgl. Int. 2 Chrisu, Abs. 68; Int. 3 Kaisa, Abs. 50; Int. 5 Mae, Abs. 12). Chrisu konstatiert:

Der Polizist, der mich aufhält und meinen Führerschein kontrollieren will, braucht nicht wissen, welche Genitalien ich hab, um mir eine Strafe zu geben. Es spielt einfach keine Rolle. Wenn es keine Rolle spielt, dann hat es einfach nichts in rechtlichen Dokumenten verloren. (Int. 2 Chrisu, Abs. 68)

In jenen seltenen Fällen, in denen die Beschaffenheit der Genitalien von Relevanz sein kann, etwa gegenüber medizinischem Personal, „kann ich es auch sagen und die können das in ihre medizinischen Datenbanken aufnehmen“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 68), betont hen. Kaisa schließt sich diesem Gedanken an und meint: „Das fängt ja schon mit der Geburtsurkunde an: Wieso muss da überhaupt ein Geschlechtseintrag stehen? [...] Wozu [...] müssen es Leute wissen, wenn ich Katzenfutter bestelle? I don't know.“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 50)

Die Art der Repräsentation nicht-binärer Personen auf den verschiedenen Öffentlichkeitsebenen ist also eine essenzielle Variable in Bezug auf das Bild, das im kollektiven Gedächtnis zurückbleibt. „Weil so haben dann alle anderen immer die Argumentation: ‚Also rein rechtlich existierst du ja nicht. Und sprachlich ja eigentlich auch nicht.‘“ (Int. 6 Alex, Abs. 40) Diese Unsichtbarkeit auf sprachlicher und rechtlicher Ebene verstärkt, gepaart mit heteronormativen, stereotypen, homogenen Repräsentationen, kollektive Vorurteile und beeinflusst in weiterer Folge auch Gesetzgebungen (vgl. Ott & Mack 2010: 215), woraus sich ein mehrdimensionales Einflusspotenzial auf die realen Lebensumstände queerer Personen ergibt.

5.3. Aktivismus und Strategien

Auf die eigenen Lebensumstände positiven Einfluss zu nehmen, etwa durch den Einsatz für rechtliche und soziale Gleichstellung aller Geschlechter, ist für nicht-binäre Menschen nicht immer mit der alltäglichen Definition des Wortes ‚Aktivismus‘ ausreichend beschreibbar. Angehörige marginalisierter Gruppen finden sich selten in Positionen wieder, die ihnen eine freie Entscheidung über das Ausmaß ihres gesellschaftspolitischen Engagements ermöglichen. Vielmehr zeigt sich, wie untrennbar Aufklärungsarbeit und Aktivismus mit nicht-binären Lebensrealitäten verwoben sind.

Nicht nur Noas Selbstvorwürfe ob sies Zurückhaltung bezüglich eines öffentlichen Outings (siehe Kapitel 3.4.) lassen Rückschlüsse auf den Grad an Notwendigkeit zu alltäglichem aktivistischem Handeln zu. Auch Kaisa sagt klar „ich muss ja“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 64) als Reaktion auf Bemerkungen Dritter, nin würde „aber so oft über Geschlecht [reden]“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 64). Selbst nims wissenschaftliche Forschungsarbeit wählt Kaisa nicht mehr nach Interesse, sondern hat vielmehr das Gefühl, nim „bleibt [...] ja nichts anderes übrig“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 22).

Noa, da bei kaum jemandem aus ihres Umfeld geoutet ist, hat durch ihres Engagement in Facebook-Gruppen dennoch einen Weg gefunden, Aufklärungsarbeit zu leisten (Int. 4 Noa, Abs. 62ff), die Noa jedoch als „sehr unbefriedigend“ (Int. 4 Noa, Abs. 64) und „[a]nstrengend“ (Int. 4 Noa, Abs. 68) beschreibt. Sie möchte vor allem still Mitlesende erreichen, wie sie einst war: „Ich hab mich sehr viel mit der Diskriminierung beschäftigt und kann wahrscheinlich jedes Argument auseinandernehmen und trans-inklusiv begründen. [...] [E]s gibt immer Mitlesende, die sich was davon mitnehmen, denke ich.“ (Int. 4 Noa, Abs. 62ff)

Ähnlich wie Noa fühlt sich auch Alex dafür verantwortlich, als aktivistisches Vorbild zu agieren, „damit es für die [nächsten Generationen] dann leichter ist“ (Int. 6 Alex, Abs. 36). Noch ist die Bereitschaft zu nachhaltigen gesellschaftlichen Veränderungen allerdings klein (Int. 3 Kaisa, Abs. 68) und selbst innerhalb des eigenen Umfeldes wird nicht-binären Menschen regelmäßig das Gefühl vermittelt, aufgrund ihres Geschlechts anderen Personen zur Last zu fallen, wie Alex beschreibt:

Bei Pronomen ertappe ich mich dann selber, wie ich manchmal ein schlechtes Gewissen hab, [...] wenn ich Leuten sozusagen diese Anstrengung aufbürde, dass sie sich jetzt ein neues Pronomen merken müssen und dieses dann auch noch in die verschiedenen Fälle setzen müssen. (Int. 6 Alex, Abs. 20)

Dabei gehe es in den seltensten Fällen um Fragen des Könnens, sondern „es ist, glaub ich, oft auch Ignoranz oder Faulheit“ (Int. 6 Alex, Abs. 20). Da nicht-binären Menschen ein gesellschaftlicher Außenseiter*innenstatus zuteilwird (vgl. Gilbert 2009: 99), ist Ignoranz ein für die Mehrheitsgesellschaft energiearmer Weg, mit spezifischen Anliegen und Bedürfnissen nicht-binärer Menschen umzugehen. Gleichzeitig bewahrt das Ausblenden der Existenz nicht-binärer Personen davor, sich mit der womöglich als selbstverständlich erlebten eigenen geschlechtlichen Verortung sowie der eigenen internalisierten Geschlechterideologie auseinanderzusetzen.

Mae hat einen eigenen Weg gefunden, dem ignoranten Teil der Gesellschaft einen Spiegel vorzuhalten: Sichtbarkeit. So kann Maes in Kapitel 4.3. dargelegter, bewusster Einsatz nicht-männlicher optischer Marker, wie etwa die Verwendung von Schminke oder das Tragen von Kleidern zur Schaffung von Awareness (Int. 5 Mae, Abs. 18), als Strategie im Umgang mit einer Gesellschaft, die ihre Existenz nicht anerkennt, gewertet werden. Kaisa hat für die aktuelle gesellschaftliche Position, in der sich nicht-binäre Personen wiederfinden, wenig Verständnis: „[D]as Arge daran ist halt einfach, dass man von den Leuten so viel Arbeit erwartet, damit sich eine Gesellschaft irgendwie drum schert, dass es sie [nicht-binäre Personen] gibt. Das find ich schon arg.“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 68)

Auf individueller Ebene ist dieser Energieaufwand oftmals nicht verhältnismäßig, weshalb etwa für Chrisu ein Abwägen des geringeren Übels in sozialen Situationen zwangsläufig an der Tagesordnung steht (vgl. Int. 2 Chrisu, Abs. 72ff). Az beschreibt eine Chrisus Überlegungen ähnelnde Strategie folgendermaßen: „[I]ch unterhalte mich nicht mit Menschen, mit denen ich dann merke: ‚Okay, das könnte ein Problem werden.‘ Dann, dann gehe ich einfach nicht dorthin.“ (Int. 1 Az, Abs. 64) Auch für Kaisa lohnt sich in „Kurzsituationen“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 62), wie spontanen Begegnungen mit Fremden, eine Diskussion „für beide Seiten nicht“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 62). Bei kontinuierlichem Kontakt setzt nin ebenfalls Grenzen, wenn nin wiederholt verletzendem Verhalten begegnet: „Wenn ich es dann schon zum zehnten Mal bei einer Person sagen muss, [...] dann sag ich es halt auch irgendwann nicht mehr, weil ich es nicht mehr hinkriege“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 62). Mae hat einen ähnlichen Umgang mit längerfristig ignorant oder diskriminierend handelnden Personen gefunden: „Entweder eben die Konversation zu suchen oder ich hab mittlerweile auch kein Problem mehr, den Kontakt zu Leuten abubrechen“ (Int. 5 Mae, Abs. 16). Wenngleich letzteres insbesondere auf Menschen zutrifft, die hen erst kürzlich kennengelernt hat, schließt Mae einen Kontaktabbruch zu engeren Bezugspersonen dennoch nicht aus (Int. 5 Mae, Abs. 16). Bei aller Anerkennung der eigenen Handlungsmacht nicht-binärer Personen gilt es jedoch zu bedenken, dass ein Verlassen toxischer Umfelder nicht in allen Kontexten möglich ist, wie etwa Az' in Kapitel 2 umrissene Biografie zeigt (vgl. Int. 1 Az, Abs. 12ff).

Neben aktiver Aufklärungsarbeit und Sichtbarkeit kann also der bewusste Rückzug aus (potenziell) gewaltvollen Umgebungen als Strategie ausgemacht werden. Zudem wird bei genauerer Betrachtung eine weitere, dem Selbstschutz dienende Maßnahme deutlich: die Vermeidung eines Outings. Während sich diese Strategie in Noas Fall eher unspezifisch auf sies Umfeld als Gesamtheit bezieht (vgl. Int. 4 Noa, Abs. 30), beschreibt Mae, bei einer Bezugsperson aus genau diesem Grunde nicht geoutet zu sein: „[B]ei dem einen Elternteil, ist es [das Misgendert-Werden] mir komplett wurscht, weil eben das Elternteil kann ja nicht wissen, welche Pronomen ich hab, ergo tut's mich nicht so sehr stressen, wenn ich dort falsch angesprochen werde.“ (Int. 5 Mae, Abs. 16) Auch diese Strategie ist, wie Mae betont, jedoch nur begrenzt einsetzbar, denn „wenn das vier Stunden am Stück passiert, dann [...] macht das schon irgendetwas“ (Int. 5 Mae, Abs. 16). Nichtsdestotrotz scheint diese Strategie ein Eindämmen des Verletzungspotenzials zu ermöglichen, woraus sich eine Zunahme an Handlungsmacht ergibt.

Die strukturelle Manifestation der binären Geschlechterideologie bleibt von individuellen Strategien in erster Instanz jedoch unberührt. Az ist überzeugt, dass ein nachhaltiges Umdenken in der Frage, wie nicht-binäre Menschen gesellschaftlich wahrgenommen werden, noch in weiter Ferne ist: „Das kann sich nicht von heute auf morgen ändern und wird sich sicher nicht in den nächsten dreißig Jah-

ren ändern.“ (Int. 1 Az, Abs. 38) Ungeachtet der zeitlichen Dimension sowie der Trägheit gesellschaftlicher Veränderungsprozesse betont Mae die gesellschaftliche Tragweite der Anerkennung von Existenz sowie Rechten nicht-binärer Personen und konkludiert: „[A]lle Leute können ihren Beitrag dazu leisten“ (Int. 5 Mae, Abs. 34).

5.4. Wünsche, Forderungen, Utopien

Bei allem Fokus auf den Status quo, erscheint es mir von umso größerer Wichtigkeit, nicht aus den Augen zu verlieren, welche Veränderungen es braucht, um nicht-binären Personen in Österreich zu mehr Lebensqualität zu verhelfen, denn, um es mit Angela Kolbes Worten zu halten, die „fundamentale Abkehr von einer alle Lebensbereiche bestimmenden zweigeschlechtlichen Geschlechterordnung steht noch aus“ (Kolbe 2010: 48). Mae zeigt sich diesbezüglich vorsichtig optimistisch:

„[W]enn ich mir vorstelle, wie viele queere Geschichten und Narrative in den letzten Jahrtausenden nicht erzählt worden sind [...] und wie viele literarische, künstlerische, mediale Verarbeitung [...] es jetzt gibt und dass das ein exponentielles Wachstum ist, kann ich mir vorstellen, dass es eben immer schneller [gehen wird.]“ (Int. 5 Mae, Abs. 28)

Während Chrisu diese Auffassung teilt (Int. 2 Chrisu, Abs. 50), glaubt Az an einen etwas trägeren Veränderungsprozess (Int. 1 Az, Abs. 56) und wünscht sich eine Entemotionalisierung des Geschlechterdiskurses: „[D]ass diese Idee von dieser Gefahr weggeht und dass [der Geschlechterdiskurs] [...] etwas Spannendes für alle sein kann.“ (Int. 1 Az, Abs. 60) Az ist überzeugt, dass nur eine strukturelle Veränderung auf mehreren gesellschaftlichen Ebenen nachhaltige Verbesserungen für nicht-binäre Menschen hervorbringen wird:

Es ist nicht genug, dass ich einfach sage: ‚Hey, ich identifiziere mich nicht als Frau und will nicht so angesprochen werden‘, weil diese Sachen sind so tief verinnerlicht, dass es [...] nicht genug [ist], auf dieser Ebene etwas zu ändern. (Int. 1 Az, Abs. 38)

Stattdessen brauche es neben Zeit vor allem adäquatere Repräsentation (Int. 1 Az, Abs. 56) sowie gezielte Überzeugungsarbeit (Int. 1 Az, Abs. 38), wobei die dafür nötige Energie nach wie vor hauptsächlich von nicht-binären Personen selbst aufgebracht werden muss.

Alle Interviewpartner*innen eint die Ansicht, Geschlecht solle „als eine private Angelegenheit“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 64) angesehen und behandelt werden, die nicht bei jeder Gelegenheit preisgegeben (vgl. Int. 5 Mae, Abs. 12) oder verhandelt werden muss (vgl. Int. 1 Az, Abs. 60). Noa formuliert diese Utopie folgendermaßen:

[D]ass jeder einfach sein darf, was er will. Ohne abgelehnt zu werden und ohne verhöhnt zu werden und ohne sich der Gefahr auszusetzen, [...] dass irgendwas Schlimmes passiert. [...] [D]ass einfach alle akzeptieren, was andere sind und dass niemand mehr irgendwie die Berechtigung spürt, dass sie irgendwem vorschreiben können, wie er – er*sie – sich zu fühlen hat. (Int. 4 Noa, Abs. 54)

Aus dem Wunsch nach Gleichstellung eine Negation der zweigeschlechtlichen gesellschaftlichen Realität abzuleiten, hält Noa hingegen für gefährlich. Sier sieht den Verzicht auf Geschlechtsbezeichnungen in der aktuellen Situation als ähnlich problematisch wie ‚Color-Blindness‘-Aussagen in Rassismusdebatten und ergänzt:

Es ist in der Realität nicht so, dass alle Menschen gleichwert[ig] behandelt werden. [...] [Den Verzicht auf Geschlechtsbezeichnungen] jetzt einzufordern ist falsch in meinen Augen, weil das einfach ausblendet, dass wir uns jetzt in einer sehr diskriminierenden Lebensrealität zurechtfinden müssen. (Int. 4 Noa, Abs. 60)

Mae stellt sich ähnliche Fragen in Bezug auf hens Umgang mit Geschlechtnormen und kommt zu dem Schluss, es handle sich um eine „paradoxe, fast ausweglose Situation“ (Int. 5 Mae, Abs. 12), denn „du kannst sie [die Normen] entweder beibehalten oder umkehren, aber etwas, wo das komplett egal ist, also so eine post-gender-Perspektive, wo ich gerne hinwollen würde, scheint irgendwie unmöglich“ (Int. 5 Mae, Abs. 12). Obwohl Mae es für „politisch auch noch nicht sinnvoll, wegen sozialen Realitäten“ (Int. 5 Mae, Abs. 12) hält, fragt hen sich dennoch, ob eine Welt geschaffen werden könnte, in der Geschlecht nicht bloß keine Rolle spielt, sondern gar nicht erst existiert:

Mich würde eben interessieren, wie diese Utopie aussieht, wo es eben vollkommen egal ist, was die Leute anziehen, wie sie ihre Haare tragen, ob sie Körperbehaarung haben oder nicht, ob sie bestimmte Geschlechtsmerkmale haben oder nicht... all diese Sachen. Wie das Leben oder wie Gesellschaft dann funktioniert, wenn all das nicht mehr ist. (Int. 5 Mae, Abs. 52)

Einen Übergang vom Status quo in diese Utopie hält Mae jedoch für schwer umsetzbar, wie hen anhand des Kostümbildes für hens Theaterstück veranschaulicht:

Gibt es das nicht-binäre Kostüm, das jeder Person angezogen werden kann? Oder [...] [bekommen] Personen, denen das Geschlecht ‚männlich‘ bei der Geburt zugewiesen wurde, [...] dann andere nicht-binäre Kleidung vom Kostümbild? Und würde das dann nicht wieder binäre Logiken einziehen? (Int. 5 Mae, Abs. 52)

Mae erachtet es als notwendiges Übel, dass die binäre Geschlechterideologie „das Bezugssystem auch bleibt“ (Int. 5 Mae, Abs. 28), „solange es diese Realitäten gibt“ (Int. 5 Mae, Abs. 28). Als Zwischenziel auf dem Weg zur eigentlichen Forderung, Geschlechtsmarker aus Dokumenten weitgehend zu verbannen, sehen sowohl Mae als auch Az einen erleichterten, nicht pathologisierenden Zugang zu anderen Geschlechtseinträgen als *männlich* und *weiblich* für nicht-binäre Menschen (vgl. Int. 1 Az, Abs. 58; Int. 5 Mae, Abs. 36).

Alex sieht sich, obwohl hen „sicher sehr viel Glück“ (Int. 6 Alex, Abs. 36) mit hens privatem Umfeld habe, regelmäßig mit Ignoranz bezüglich hens Pronomen konfrontiert (Int. 6 Alex, Abs. 36). Nicht zuletzt deshalb wünscht hen sich eine selbstverständliche Anwendung von Pronomenrunden (Int. 6 Alex, Abs. 36) und geschlechtsneutraler Sprache (Int. 6 Alex, Abs. 44), ein Ende der Geschlechtertrennung in Bekleidungsgeschäften (Int. 6 Alex, Abs. 14), eine freie Wahl des Geschlechtseintrags (Int. 6 Alex, Abs. 44) sowie ein Umdenken in der Kindererziehung, damit künftige Generationen weniger Diskriminierung, Scham und Gewalt ausgesetzt sind (Int. 6 Alex, Abs. 44), und konstatiert:

Das Einzige, was wir wollen, ist halt Respekt und dass man unsere Pronomen respektiert und unsere Namen. Da wäre schon sehr viel [...] getan, wenn wir so angenommen würden, wie wir sind, und nicht ständig infrage gestellt würden. (Int. 6 Alex, Abs. 36)

Auch Chrisu fordert eine Normalisierung der Verwendung nicht-binärer Pronomen (Int. 2 Chrisu, Abs. 82) und fasst hens Zukunftswünsche folgendermaßen zusammen: „Also, die unglaubliche Utopie von: Ich hätte gern meine Existenz anerkannt.“ (Int. 2 Chrisu, Abs. 82) Kaisa fordert ebenfalls, „dass die Leute machen können, was ihnen guttut, solange sie niemand anderem weh tun“ (Int. 3 Kaisa, Abs. 64), zudem eine Entpathologisierung von Trans- und Intergeschlechtlichkeit (Int. 3 Kaisa, Abs. 38) und strukturelle statt individueller Lösungen in Bürokratiefragen (Int. 3 Kaisa, Abs. 68). Letzteres Anliegen findet sich bei aller Wichtigkeit aktivistischen Handelns innerhalb des eigenen Wirkungskreises auch in Noas Veränderungsbestrebungen wieder, denn, wie sier festhält: „Es liegt ja auch nicht an uns, diese Diskriminierung aufzuheben oder zu beenden. Es ist die Gesellschaft, die das beenden müsste.“

(Int. 4 Noa, Abs. 50) Alex fordert eine gesellschaftliche Normalisierung der Existenz nicht-binärer Menschen, denn „Outings sind einfach furchtbar anstrengend und es wäre schön, wenn den zukünftigen Generationen das vielleicht erspart bliebe“ (Int. 6 Alex, Abs. 46).

Wie in diesem Kapitel dargelegt, ist die zweigeschlechtliche Ideologie in diverse Bereiche der österreichischen Gesellschaft eingeschrieben, wodurch nicht-binäre Menschen systematisch diskriminiert werden. Im unmittelbaren sozialen Umgang reagieren die Interviewpartner*innen je nach Situation und Ressourcen mit Aufklärungsarbeit, bewusster Sichtbarkeit oder Rückzug auf gesellschaftliche Gegebenheiten, die keine *männern* und *frauen* gleichgestellte Existenz außerhalb der Binarität ermöglichen. Gesamtgesellschaftlich fordern die Interviewpartner*innen unter anderem eine Entemotionalisierung des Geschlechterdiskurses, eine adäquate mediale wie öffentliche Repräsentation, eine Entpathologisierung anderer Geschlechter als *männlich* und *weiblich*, eine freie Wahl des Geschlechtseintrags bzw. gar kein Eintrag in offiziellen Dokumenten sowie eine Normalisierung der Pronomen abseits von ‚er‘ und ‚sie‘. Die Antwort auf die eingangs gestellte Frage nach aus nicht-binärer Perspektive wünschenswerten gesellschaftlichen Veränderungen ist also ebenso simpel in der Formulierung wie kompliziert in der Umsetzung: dasselbe Maß an Rechten, Sicherheit, Respekt, Anerkennung und Akzeptanz, nach dem auch (cis) *männer* und *frauen* streben.

6. Conclusio

Zusammenfassend muss einmal mehr die in dieser Arbeit ausführlich dargelegte Omnipräsenz der zweigeschlechtlichen Hegemonie festgehalten werden, die einen Grundstein der österreichischen und vieler anderer Gesellschaften bildet. Kolonialrassistisch-kapitalistisch verwurzelt, dient die Differenzierung zweier komplementär und einander ergänzend konstruierter Geschlechter dem sozialen, wirtschaftlichen wie politischen Strukturerhalt, wobei die Naturalisierung der sozialen Kategorie des Geschlechts dafür sorgt, dass diese Mechanismen weitgehend unsichtbar und vor allem unhinterfragbar bleiben. Cis-, Endo- und Zweigeschlechtlichkeit sowie Heterosexualität werden als Norm vorausgesetzt und binäres Geschlecht als alltägliche Selbstverständlichkeit – nicht zuletzt zur Sicherung *männlicher* Hegemonie – (re-)produziert. Die Konsequenzen dieser nach wie vor in Österreich gelebten zweigeschlechtlichen Ideologie sind unter anderem für alle Geschlechter potenziell einschränkende Rollenbilder und Queerfeindlichkeit sowie die Unsichtbarkeit nicht-binärer und intergeschlechtlicher Lebensrealitäten.

Auch nicht-binäre Menschen selbst sind, wie in den sechs qualitativen Interviews mit in Österreich lebenden nicht-binären Personen deutlich wurde, nicht frei von jenen cis-heteronormativen Vorstellungen von *männlichkeit* und *weiblichkeit*, entlang derer sie sozialisiert wurden. Insbesondere der Automatismus, der reflexartig qua Optik *männer* und *frauen*, *buben* und *mädchen* unterscheidet, ist als tief verinnerlichtes Muster zu verstehen, das aufzubrechen sich als schwierig gestaltet und vielfach erst in zweiter Instanz, durch Einsatz bewusster Reflexionsprozesse, möglich erscheint. Gleichzeitig wurde anhand der Interviews der umfassende Leidensdruck deutlich, den nicht-binäre Menschen durch Sozialisierung und Alltag in einer Gesellschaft, die ihre Existenz im Allgemeinen leugnet und auf der Überzeugung beharrt, es gäbe ausschließlich zwei Geschlechter, erfahren. Hierbei sei angemerkt, dass selbst bei Ausklammerung alltäglicher Diskriminierungserfahrungen schon das Erleben des eigenen Seins als gesellschaftliche Abnormität einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf Selbstbild und -bewusstsein marginalisierter Personen hat.

Der Weg zur Erkenntnis und Akzeptanz des eigenen von der binären Norm abweichenden Geschlechts gestaltet sich aufgrund der vorherrschenden gesellschaftlichen Gegebenheiten, wie die Interviews zeigen, nicht selten als verwinkelt, langwierig und schmerzhaft, da gesamtgesellschaftlich nach wie vor ein Mangel an Wissen, Akzeptanz, Unterstützung, Repräsentation und Identifikationsmöglichkeiten in signifikantem Maße herrscht. Das eigene Geschlecht(sempfinden) nach außen zu tragen, erweist sich je nach direktem sozialem Umfeld der Interviewpartner*innen als unterschiedlich schwierig, wird aber stets vom gesamtgesellschaftlichen Klima und damit einhergehenden Risikoabwägungen bezüglich möglicher Diskriminierungs- oder Gewalterfahrungen mitbeeinflusst.

Die soeben zusammengefassten gesellschaftlichen Gegebenheiten und Erkenntnisse bilden die Basis zur Analyse der zu Beginn dieser Masterarbeit gestellten Forschungsfragen:

Auf welche Weise drücken in Österreich lebende nicht-binäre¹⁹ Menschen ihr Geschlecht aus?

In welchem Zusammenhang steht der Geschlechtsausdruck nicht-binärer Menschen zur geschlechter-binären sozialen Realität in Österreich?

Welcher gesellschaftlichen Veränderungen bedarf es, um eine freiere Entfaltung der eigenen Identität für in Österreich lebende Angehörige aller Geschlechter abseits der Binarität zu gewährleisten?

Im Sinne der Beantwortung dieser Forschungsfragen lässt sich festhalten, dass der Blick von außen eine entscheidende Rolle in der Geschlechtszuordnung spielt, da Geschlecht erst durch Doing Gender – und damit durch Dritte – entsteht. Die Art des Geschlechtsausdrucks wird mitunter eingesetzt, um entweder bewusst mit der gesellschaftlichen Erwartungshaltung zu konformieren oder sie zu brechen. Da Geschlecht auf Basis (zugeschriebener) körperlicher Merkmale biologistisch argumentiert wird, finden sich nicht-binäre Menschen mitunter in einem Spannungsfeld zwischen ihrem binär ‚eindeutig‘ zuordenbaren Körper und ihrem nicht zu dieser Kategorisierung passenden Geschlecht(sempfinden) wieder. Ebenso wenig wie der Körper an sich sind auch Kleidung, Habitus und Körpersprache je geschlechtslos oder -neutral, sondern werden stets (binär) vergeschlechtlich wahrgenommen. Hieraus ergibt sich auch für nicht-binäre Menschen die Notwendigkeit des Umgangs mit binären Geschlechtercodes, da sie ein omnipräsentes Bezugssystem bilden, dem nicht entkommen, sondern höchstens widersprüchlich begegnet werden kann.

Den wichtigsten Gestaltungsraum bildet dabei das äußere Erscheinungsbild, mit besonderem Schwerpunkt auf Kleidung und Frisur. Auch Veränderungen am Körper selbst – durch Operationen und/oder Hormoneinnahme – spielen eine zentrale Rolle. Körperliche Adaptionen wurden, im Gegensatz zu den anderen Bereichen, nicht nur in ihrer Umsetzung, sondern vielfach auch als theoretische (teilweise bereits wieder verworfene) Überlegungen thematisiert. Dies überrascht bei genauerer Betrachtung wenig, sind es doch unsere Körper, die bereits im Embryonalstadium als Austragungsorte biologistisch argumentierter binärer Geschlechtslogiken dienen. Allerdings belegt diese Erkenntnis einmal mehr, wie eng die ersten beiden Forschungsfragen miteinander verknüpft sind: Auf welche Weise nicht-binäre Menschen ihr Geschlecht ausdrücken, lässt sich kaum beschreiben, ohne auf die zweigeschlechtliche Norm zu verweisen. Als überraschend erwies sich hingegen der vergleichsweise geringe bewusste Einsatz anderer, in heteronormativen Gesellschaften durchaus relevanter Geschlechtsmarker, wie etwa der Stimme oder des Habitus.

¹⁹ Der Begriff ‚nicht-binär‘ ist eine starke Verkürzung und versteht sich in dieser Arbeit als Sammelbegriff für diverse Geschlechtsbezeichnungen außerhalb der binären Geschlechtslogik. Mehr dazu siehe Kapitel 2.4.

Die Art der Performanz changiert situationsabhängig zwischen adaptivem, aktivistisch-konterkarierendem und authentischem Selbstausdruck. Hierbei spielen sozialer Kontext, persönliche Tagesverfassung, der Grad an Konfrontationsbereitschaft aber auch Erfahrungswerte bezüglich der zu erwartenden Reaktionen des Gegenübers sowie Fragen von Selbstschutz und Sicherheit eine tragende Rolle. Letztendlich gilt es, immerzu Risiken abzuwägen und möglichen Nutzen oder Schaden für das eigene Wohlbefinden, den sozialen Status, die Position am Arbeitsmarkt, aber auch die eigene Sicherheit und Unversehrtheit einzukalkulieren. Daneben scheint ein weiteres Element zentralen Einfluss auf den Adaptionsgrad an die gesellschaftliche Erwartungshaltung auszuüben: das Selbstbewusstsein nicht-binärer Menschen bezüglich ihres Geschlechts. So gaben mehrere Interviewpartner*innen an, ihre Queerness mit gesteigerter geschlechtlicher Selbstsicherheit weniger zu verstecken. Gleichzeitig wurde die erlebte Notwendigkeit, sich bewusst konträr zur qua Körperlichkeit erwarteten Optik zu kleiden, mit Festigung der eigenen Identität zusehends kleiner. Es sanken also sowohl Anpassungs- als auch Kontrastierungsdruck, wodurch sich ein deutlich breiteres Spektrum an Ausdrucksmöglichkeiten ergibt, das seitens der Interviewpartner*innen als positiv – im Sinne eines Zugewinns an Freiheit – erlebt wird.

In den wenigsten Situationen allerdings scheint der authentische Ausdruck des eigenen Geschlechts im Vordergrund zu stehen. Wird dieser doch einmal ungeachtet aller Umweltfaktoren angestrebt, so folgt in den Interviews sogleich die Feststellung, es gebe keine optischen Marker, keine kulturellen Codes für nicht-binäre Menschen, da etwa Kleidungsstücke, Frisuren und körperliche Attribute immerzu binär gelesen werden. Einige der Interviewpartner*innen greifen nicht zuletzt deshalb auf die Mischung *männlich* und *weiblich* konnotierter optischer Marker zurück, um ein im binären Schema uneindeutiges, widersprüchliches Bild zu erzeugen. Der Eindruck, der entstehen soll, wird primär entlang des Bezugssystems der cis-heteronormativen Hegemonie produziert. Die Schaffung einer dritten, von außen lesbaren Geschlechtskategorie oder ein Bewegen außerhalb dieses Bezugssystems erscheint aufgrund der Unantastbarkeit sowie Selbstverständlichkeit der zweigeschlechtlichen Hegemonie nicht möglich. Inwieweit hierbei überhaupt von ‚Geschlechtsausdruck‘ gesprochen werden kann, darf angesichts dieser Erkenntnis, aber auch aufgrund der Tatsache, dass nicht alle nicht-binären Menschen überhaupt ein Geschlecht haben, das ausgedrückt werden könnte (siehe *agenda*), hinterfragt werden. In jedem Fall zeigt sich hierbei jedoch, wie eng höchstpersönliche Entscheidungen und (Körper-)Empfindungen mit gesellschaftlichen Realitäten verwoben sind.

Wie limitierend die binäre Geschlechterideologie erlebt wird, spiegelt sich auch in den Forderungen wider, die die Interviewpartner*innen äußern. Im Zentrum stehen neben für cis *männer* (und großteils auch *frauen*) in Österreich völlig selbstverständlichen Dingen, wie etwa der Anerkennung der eigenen Existenz durch Staat und Gesellschaft und der Verwendung korrekter Pronomen und Namen, vor allem Anliegen, die wohl kaum einem Menschen fremd sind: das Bedürfnis nach Sicherheit, Freiheit und Unversehrtheit, nach Entfaltungsmöglichkeiten und sozialer Anerkennung.

Am Ende dieser Arbeit drängt sich für mich folglich dieselbe naiv-idealistische Frage auf, mit der ich nicht nur meine Forschungstätigkeit aufgenommen habe, sondern die mich seit meiner jugendlichen Politisierung durch Freund*innen und linken Hip-Hop umtreibt: Wie können wir kollektiv diskriminierungsfreie, sichere, faire gesellschaftliche Rahmenbedingungen für alle schaffen? Eine umfassende, befriedigende Antwort auf diese wohl ohnehin nur unzureichend beantwortbare Frage steht noch aus. Diese Tatsache sollte uns jedoch nicht davon abhalten, auf eine gerechtere Gesellschaft für alle hinzuarbeiten, insbesondere wenn einige konkrete Forderungen marginalisierter Menschen, deren Umsetzung niemanden in hiesiger Freiheit einschränkt, klar auf dem Tisch liegen. Sie müssten nur gehört, für wichtig befunden und umgesetzt werden.

Literaturverzeichnis

- Ahmed, Sara (2014): *The Cultural Politics of Emotion*. 2. Ed.. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Anderson, Steph M. (2020): Gender Matters: The Perceived Role of Gender Expression in Discrimination Against Cisgender and Transgender LGBTQ Individuals. In: *Psychology of Women Quarterly*, Vol. 44, No. 3, 323-341.
- Benshoff, Harry (2016): *Film and Television Analysis: An Introduction to Methods, Theories, and Approaches*. London; New York: Routledge.
- Bergman, S. Bear; Barker, Meg-John (2017): Non-Binary Activism. In: Richards, Christina; Bouman, Walter Pierre; Barker, Meg-John (Ed.s): *Critical and Applied Approaches in Sexuality, Gender and Identity: Genderqueer and Non-Binary Genders*. London: Palgrave-Macmillan, 31-51.
- Berlant, Lauren; Warner, Michael (1998): Sex in Public. In: *Critical Inquiry*, Vol. 24, No. 2, 547-566.
- BMI (2020): Erlass vom 09.09.2020, 2020-0.571.947, Verwaltungsangelegenheiten - Sonstige; Ergänzung zur DA November 2019 (Zl. BMI-VA1300/0415/III/3/b/2019). [https:// vimoe.at/wp-content/uploads/2020/10/2020-09-ErlassGeschlechtseintragNeu.pdf](https://vimoe.at/wp-content/uploads/2020/10/2020-09-ErlassGeschlechtseintragNeu.pdf) [03.08.2022].
- Bornstein, Kate (1994): *Gender outlaw: On men, women, and the rest of us*. New York: Vintage Books.
- Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene; Krais Beate (Hg. *innen): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 153-217.
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loïc; dt. v. Hella Beister (1996): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Orig.: *Réponses pour une anthropologie réflexive* (1992). Paris: Seuil.]
- Brooklyn, Leo (2020): The Colonial/Modern [Cis]Gender System and Trans World Traveling. In: *Hypatia*, Vol. 35, No. 3, 454-474.
- Butler, Judith; dt. v. Menke, Kathrina (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Orig.: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity* (1990). London; New York: Routledge.]
- Chattopadhyay, Sujit Kumar (2018): *Gender socialization and the making of gender in the Indian context*. Thousand Oaks: SAGE.
- Clucas, Rob; Whittle, Stephen (2017): [Chapter] 5: Law. In: Richards, Christina; Bouman, Walter Pierre; Barker, Meg John (Ed.s): *Critical and Applied Approaches in Sexuality, Gender and Identity: Genderqueer and Non-Binary Genders*. London: Palgrave-Macmillan, 73-99.
- Coloma, Roland Sintos (2013): Ladlad and Parrhesiastic Pedagogy: Unfurling LGBT Politics and Education in the Global South. In: *Curriculum Inquiry*, Vol. 43, No. 4, 483-511.
- Corwin, Anna I. (2009): Language and gender variance: constructing gender beyond the male/female binary. In: *Electronic Journal of Human Sexuality*, Vol. 12. <https://link-gale-com.uaccess.univie.ac.at/apps/doc/A228436049/AONE?u=43wien&sid=AONE&xid=02adc8a5> [06.11.2020].

- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In: University of Chicago Legal Forum, Vol. 1989, Nr. 1, 139-167.
- Currier, Ashley; Migraine-George, Thérèse (2017): "Lesbian"/female same-sex sexualities in Africa. In: Journal of Lesbian Studies, Vol. 21, No. 2, 133-150.
- Darwin, Helena (2017): Doing Gender Beyond the Binary: A Virtual Ethnography. In: Symbolic Interaction, Vol. 40, No. 3, 317-334.
- Eckert, Penelope; McConnell-Ginet, Sally (2003): Language and gender. New York: Cambridge University Press.
- Equaldex (2022): Explore the progress of LGBTQ+ rights across the world. <https://www.equaldex.com/> [03.08.2022].
- European Union Agency for Fundamental Rights (2020): A long way to go for LGBTI equality. https://fra.europa.eu/sites/default/files/fra_uploads/fra-2020-lgbti-equality-1_en.pdf [02.06.2022].
- Eurostat (2022): Selbstmordrate nach Altersgruppe. <https://ec.europa.eu/eurostat/databrowser/view/tps00202/default/table?lang=de> [02.06.2022].
- Fausto-Sterling, Anne (2000): Sexing the Body: Gender Politics and the Construction of Sexuality. New York: Basic Books.
- Ferber, Alona (2020): Judith Butler on the culture wars, JK Rowling and living in 'anti-intellectual times': The philosopher and gender theorist discusses tensions in the feminist movement over trans rights. <https://www.newstatesman.com/international/2020/09/judith-butler-culture-wars-jk-rowling-and-living-anti-intellectual-times> [24.08.2021].
- Foucault, Michel; dt. v. Raulf, Ulrich; Seitter, Walter (1977): Sexualität und Wahrheit (Wille zum Wissen, Band 1). Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Orig.: Histoire de la sexualité (Tome 1): La volonté de savoir (1976). Luxembourg: Messageries du Livre]
- Frank, Noah; Moro, Jona (o.J.): Das NoNa-System. Geschlechtsneutrale deutsche Grammatik. <https://geschlechtsneutralesdeutsch.com/> [14.01.2021].
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.
- Georgiou, Myria (2012): Introduction: gender, migration and the media. In: Ethnic and Racial Studies, Vol. 35, No. 5, 791-799.
- Gilbert, Miqqi Alicia (2009): Defeating bigenderism: Changing gender assumptions in the twenty-first century. In: Hypatia, Vol. 23, No. 3, 93-112.
- Gildemeister, Regine (2008): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth (Hg.*in): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 137-145.
- Gildemeister, Regine; Hericks, Katja (2012): Geschlechtersoziologie: Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. Berlin; München; Boston: Walter de Gruyter.

Gildemeister, Regine; Wetterer Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli; Wetterer, Angelika (Hg.*innen): Traditionen – Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg: Kore, 201-254.

Grusec, Joan E.; Davidov, Maayan (2010): Integrating Different Perspectives on Socialization Theory and Research: A Domain-Specific Approach. In: Child Development, Vol. 81, No. 3, 687-709.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2001): Auf der Suche nach dem Identischen in einer 'hybriden' Welt. Über Subjektivität, postkoloniale Kritik, Grenzregime und Metaphern des Seins. In: Hess, Sabine; Lenz, Ramona (Hg.*innen): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume. Königstein i. Taunus: Ulrike Helmer, 36-55.

Haberler, Helga; Hajek, Katharina; Ludwig, Gundula; Paloni, Sara (2012): Que[e]r zum Staat: Heteronormativitätskritische Perspektiven auf Staat, Macht und Gesellschaft. Eine Einleitung. In: Haberler, Helga; Hajek, Katharina; Ludwig, Gundula; Paloni, Sara (Hg.*innen): Que[e]r zum Staat: Heteronormativitätskritische Perspektiven auf Staat, Macht und Gesellschaft. Berlin: Querverlag, 7-25.

Habermas, Rebekka (2011): Frauen- und Geschlechtergeschichte. In: Eibach, Joachim; Lottes, Günther (Hg.*innen): Kompass der Geschichtswissenschaft: Ein Handbuch. 2. Aufl. Paderborn: Vandenhoeck & Ruprecht, 231-260.

Haidle, Miriam Noël (2018): Schon in der Steinzeit...: Über die Natürlichkeit menschlicher Geschlechterrollen aus urgeschichtlich-paläanthropologischer Sicht. In: Ammicht Quinn, Regina; Bauer, Gero; Hotz-Davies, Ingrid (Hg.*innen): Die Naturalisierung des Geschlechts: Zur Beharrlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit. Bielefeld: transcript, 15-30.

Haraway, Donna (2008): Situated Knowledges: The Science Question in feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Jaggar, Alison M. (Hg.*in): Just Methods – An Interdisciplinary Feminist reader. Boulder & London: Paradigm Publishers, 346-352.

Harrison, Jack; Grant, Jaime; Herman, Jody L. (2012): A Gender Not Listed Here: Genderqueers, Gender Rebels, and Otherwise in the National Transgender Discrimination Survey. In: LGBTQ Public Journal at the Harvard Kennedy School, Vol. 2, Nr. 1, 13-24.

Hartmann, Jutta; Klesse Christian (2007): Heteronormativität: Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht – eine Einführung. In: Hartmann, Jutta (Hg.*in): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 9-16.

Horowitz-Hendler, Sharone A. (2020): Navigating the Binary: Gender Presentation of Non-Binary Individuals. Ann Arbor: ProQuest Dissertations Publishing.

Horvat, m (2018): Männlich / Weiblich / Sonstige: Nicht-Binäre Menschen in Österreich. Wien: Universität Wien.

Hudson, Wallace J. (2017): Not Trans Enough: How Perceptions of Others, Normativity, and Horizontal Transphobia Create False Transgender Authenticity. Ann Arbor: ProQuest Dissertations Publishing.

Hurrelmann, Klaus; Bauer, Ullrich (2018): Socialisation During the Life Course. London; New York: Routledge.

Jäckel, Michael (2011): Medienwirkungen: Ein Studienbuch zur Einführung. 5. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. [1. Aufl. 1999]

Jeffreys, Sheila (2014): *Gender Hurts: A feminist analysis of the politics of transgenderism*. London; New York: Routledge.

Kapoor, Ilan (2015): The queer Third World. In: *Third World Quarterly*, Vol. 36, No. 9, 1611-1628.

Kasenumi, Carolly (2016): What Unique Problems Do Non-Binary People Face? [Blogartikel]. <https://medium.com/gender-2-0/what-unique-problems-do-non-binary-people-face-7bdb1dbb395> [04.08.2020].

Kessler, Suzanne J.; McKenna, Wendy (1978): *Gender: An Ethnomethodological Approach*. New York: John Wiley & Sons.

Ketchum, Daniel (2014): *Transmission premium television representations of characters outside of the gender binary*. Denver: University of Denver.

Kiesling, Scott F. (2019): *Language, Gender, and Sexuality: An Introduction*. London; New York: Routledge.

Kimmel, Michael S. (1994): Masculinity as Homophobia: Fear, Shame, and Silence in the Construction of Gender Identity. In: Brod, Harry; Kaufman, Michael (Ed.s): *Theorizing Masculinities*. Thousand Oaks: SAGE.

Klapeer, Christine M. (2016): Er + sie und sonst nix? Heteronormativität und Entwicklungszusammenarbeit. In: *quix – Kollektiv für kritische Bildungsarbeit*, Nr. 1, 16-17.

Klaus, Elisabeth (2009): Öffentlichkeit als Selbstverständigungsprozess: Das Beispiel Brent Spar. In: Röttger, Ulrike (Hg.*in): *PR-Kampagnen: Über die Inszenierung von Öffentlichkeit*. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 47-68. [1. Aufl. 1997]

Kleiner, Marcus S. (2006): *Medien-Heterotopien: Diskursräume einer gesellschaftskritischen Medientheorie*. Bielefeld: transcript.

Klesse, Christian (2007): Heteronormativität und qualitative Forschung. Methodische Überlegungen. In: Hartmann, Jutta (Hg.*in): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 35-51.

Knapp, Gudrun-Axeli (2018): Mut zur Kontroverse! Feministische Kritik zwischen Antigenderismus und akademischer Spezialisierung. In: Beier, Friederike; Haller, Lisa Yashodhara; Haneberg, Lea (Hg.*innen): *Materializing Feminism. Positionierungen zu Ökonomie, Staat und Identität*. Münster: Unrast, 19-38.

Köbsell, Swantje (2016): Doing Dis_ability: Wie Menschen mit Beeinträchtigungen zu „Behinderten“ werden. In: Fereidooni, Karim; Zeoli, Antonietta P. (Hg.*innen): *Managing Diversity: Die diversitätsbewusste Ausrichtung des Bildungs- und Kulturwesens, der Wirtschaft und Verwaltung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 89-103.

Kolbe, Angela (2010): *Intersexualität, Zweigeschlechtlichkeit und Verfassungsrecht: Eine interdisziplinäre Untersuchung*. Baden-Baden: Nomos.

Kuckartz, Udo (2018): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. Weinheim: Beltz Juventa.

Ludwig, Gundula (2012): Wie Sex(e) zur Staatsangelegenheit wird und was Staatsangelegenheiten mit Sex(e) zu tun haben. In: Haberler, Helga; Hajek, Katharina; Ludwig, Gundula; Paloni, Sara (Hg.*innen): Que[e]r zum Staat: Heteronormativitätskritische Perspektiven auf Staat, Macht und Gesellschaft. Berlin: Querverlag, 97-116.

Luhmann, Niklas (2009): Die Realität der Massenmedien. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. [1. Aufl.: 1995]

Matsuno, Emmie; Budge, Stephanie (2017): Non-binary/Genderqueer Identities: A Critical Review of the Literature. In: Current Sexual Health Reports, Vol. 9, No. 3, 116-120.

Matzner, Tobias (2018): Warum Diskriminierung kein Problem ist, das man ‚lösen‘ kann. Über den Zusammenhang von Alltag und Ausgrenzung. In: Ammicht Quinn, Regina; Bauer, Gero; Hotz-Davies, Ingrid (Hg.*innen): Die Naturalisierung des Geschlechts: Zur Beharrlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit. Bielefeld: transcript, 31-42.

Mayring, Philipp (2022): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. 13. Aufl. Weinheim; Basel: Beltz. [1. Aufl.: 1983]

McCall, Leslie (2005): The Complexity of Intersectionality. In: Signs: Journal of Women in Culture and Society, Vol. 30, No. 3, 1771-1800.

Meißner, Hanna (2013): Feministische Gesellschaftskritik als onto-epistemo-logisches Projekt. In: Bath, Corinna; Meißner, Hanna; Trinkaus, Stephan; Völker, Susanne (Hg.*innen): Geschlechter Interferenzen. Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen. Berlin; Münster: LIT, 163-208.

Meuser, Michael; Scholz, Sylka (2005): Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive. In: Dinges, Martin (Hg.*in): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt am Main; New York: Campus, 211-228.

Mies, Maria (1978): Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel ‚Gewalt gegen Frauen‘. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Jg. 1, Nr. 1, 41-63.

Möllers, Christoph (2020): The Possibility of Norms. Oxford: Oxford University Press.

Ng, Eve (2013): A „Post-Gay“ Era? Media Gaystreaming, Homonormativity, and the Politics of LGBT Integration. In: Communication, Culture and Critique, Vol. 6, No. 2, 258-283.

Ott, Brian L.; Mack, Robert L. (2010): Critical media studies: an introduction. Hoboken: Wiley-Blackwell.

Pantti, Mervi (2007): Portraying Politics: Gender, Politik und Medien. In: Holtz-Bacha, Christina; König-Reiling, Nina (Hg.*innen): Warum nicht gleich?. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 17-51.

Pauli, Dagmar (2019): Nicht-binäre Geschlechtsorientierung bei Kindern und Jugendlichen. In: Kinderanalyse, Jg. 27, Nr. 1, 53-64.

Pawlak, Wendy Sue (2012): The spaces between: Non-binary representations of gender in twentieth-century American film. Ann Arbor: ProQuest Dissertations Publishing.

Penklis, Hannah Sheree (2020): 'Celebrated, not tolerated': How transgender and nonbinary individuals navigate the social world. Texas: University of Texas at El Paso.

Pew Research Center (2022): About 5% of young adults in the U.S. say their gender is different from their sex assigned at birth. <https://pewrsr.ch/3Qi2Ejd> [24.03.2023].

Puar, Jasbir K. (2007): Terrorist assemblages: homonationalism in queer times. Durham: Duke University Press.

Rat für deutsche Rechtschreibung (2021): Geschlechtergerechte Schreibung: Empfehlungen vom 26.03.2021. <https://www.rechtschreibrat.com/geschlechtergerechte-schreibung-empfehlungen-vom-26-03-2021/> [15.08.2022].

Rechtskomitee Lambda (o. J.): Größte Erfolge. <https://www.rklambda.at/index.php/de/groesste-erfolge> [15.08.2022].

Reuter, Julia (2014): Geschlecht und Körper: Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Bielefeld: transcript.

Richards, Christina; Bouman, Walter Pierre; Seal, Leighton; Barker, Meg John; Nieder, Timo O.; T'Sjoen, Guy (2016): Non-binary or genderqueer genders. In: International Review of Psychiatry, Vol. 28, No. 1, 95-102.

Richardson, Sarah S. (2010): Sexes, species, and genomes: why males and females are not like humans and chimpanzees. In: Biology & philosophy, Vol. 25, No. 5, 823-841.

Ridgeway, Cecilia L.; Correll, Shelley J. (2004): Unpacking the Gender System: A Theoretical Perspective on Gender Beliefs and Social Relations. In: Gender and Society, Vol. 18, No. 4, 510-531.

Rumes, Nick; Tyler, Melissa (2016): Queer Theory. In: Mir, Raza; Willmott, Hugh; Greenwood, Michelle (Ed.s): The Routledge Companion to Philosophy in Organization Studies. London; New York: Routledge, 225-236.

Said, Edward (2003): Orientalism. London: Penguin Books. [Orig.: 1978]

Sanz, Veronica (2017): No Way Out of the Binary: A Critical History of the Scientific Production of Sex. In: Signs: Journal of Women in Culture and Society, Vol. 43, No. 1, 1-27.

Schneider, James (2015): Inside the White Saviour Industrial Complex. In: New African, No. 546, 8-9.

Schulz, Winfried (1989): Massenmedien und Realität: Die ‚ptolemäische‘ und die ‚kopernikanische‘ Auffassung. In: Kaase, Max; Schulz, Winfried (Hg.*innen): Massenkommunikation: Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: Westdeutscher Verlag, 135-149.

Scott, John; Marshall, Gordon (2005): Oxford Dictionary of Sociology. 3. Aufl. New York: Oxford University Press.

Silbermayr, Ernst (2016): Trans-Identitäten. In: Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie, Jg. 15, Nr. 2, 61-73.

Spillers, Hortense (1987): Mama's baby, Papa's Maybe: An American Grammar Book. In: Diacritics, Vol. 17, No. 2, 65-81.

- Stagg, Steven D.; Vincent, Jaime (2019): Autistic traits in individuals self-defining as transgender or nonbinary. In: *European psychiatry*, Vol. 61, 17-22.
- Stowasser, Joseph M.; Petschenig, Michael; Skutsch, Franz (1998): *Stowasser: Lateinisch - deutsches Schulwörterbuch*. Aufl. 1998. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky.
- Sumerau, J. E.; Mathers, Lain A. B.; Moon, Dawne (2019): Foreclosing Fluidity at the Intersection of Gender and Sexual Normativities. In: *Symbolic Interaction*, Vol. 43, No. 2, 205-234.
- Thiele, Martina; Maier, Tanja; Linke, Christine (2014): Zur Produktivität einer Verbindung von Medien, Öffentlichkeit und Geschlecht. In: *Medien, Öffentlichkeit und Geschlecht in Bewegung*, Nr. 8, 9-18.
- Voß, Heinz-Jürgen (2015a): Die Entwicklung des Kapitalismus und die Deklassierung von einzelnen und Gruppen von Menschen. In: Voß, Heinz-Jürgen; Wolter, Salih Alexander (Hg.*in): *Queer und (Anti-)Kapitalismus*. 2. Aufl. Stuttgart: Schmetterling, 62-133.
- Voß, Heinz-Jürgen (2015b): ‚Ums Ganze‘: aktuelle politische Kämpfe. In: Voß, Heinz-Jürgen; Wolter, Salih Alexander (Hg.*in): *Queer und (Anti-)Kapitalismus*. 2. Aufl. Stuttgart: Schmetterling, 134-144.
- Voß, Heinz-Jürgen (2010): ‚Natürlich‘ gibt es kein Geschlecht. Von Theorien der Differenz und Gleichheit zweier Geschlechter hin zu vielen Geschlechtern. In: *Das Argument*, Nr. 287, 386-395.
- Wagenknecht, Peter (2004): Heteronormativität. In: Haug, Wolfgang Fritz (Hg.*in): *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Band 6.1. Hamburg: Argument, 189-206.
- Watzlawick, Paul; Beavin, Janet H.; Jackson, Don D. (2017): *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien*. 13. Aufl. Bern: Hogrefe. [Orig.: *Pragmatics of human communication: a study of interactional patterns, pathologies, and paradoxes* (1967). New York: Norton.]
- West, Candace; Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: *Gender and Society*, Vol. 1, No. 2, 125-151.
- Wetterer, Angelika (2008): Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth (Hg.*in): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 126-136.
- Winters, Kelley; Karasic, Dan (2009): *Gender Madness in American Psychiatry: Essays from the Struggle for Dignity*. Charleston: BookSurge.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1993): Empathie als methodisches Prinzip? Entdifferenzierung und Reflexivitätsverlust als problematisches Erbe der ‚methodischen Postulate zur Frauenforschung‘. In: *Feministische Studien*, Jg. 11, Nr. 2, 128-139.
- Wolter, Salih Alexander (2015): Komplizenschaft verweigern. Ein Einstieg in die Theorie aus aktivistischer Perspektive. In: Voß, Heinz-Jürgen; Wolter, Salih Alexander (Hg.*in): *Queer und (Anti-)Kapitalismus*. 2. Aufl. Stuttgart: Schmetterling, 7-61.
- Zettelbauer, Heidrun (2017): Embodiment: Verkörperungen. Geschlecht, Körper, Kultur. In: Zettelbauer, Heidrun; Benedik, Stefan; Kotschieder, Nina; Sonnleitner, Käthe (Hg.*innen): *Verkörperungen: Embodiment. Transdisziplinäre Analysen zu Geschlecht und Körper in der Geschichte*. Göttingen: V&R unipress, 9-44.

Abstract

Diese Masterarbeit beschäftigt sich mit der Frage, wie nicht-binäre Menschen ihr Sozialleben in der stark zweigeschlechtlich strukturierten österreichischen Gesellschaft erleben sowie welche Auswirkungen diese Erfahrungen auf den individuellen Geschlechtsausdruck haben. Hierfür wurden sechs in Österreich lebende nicht-binäre Personen zu den Themen Sozialisierung, Körper, Geschlechtsempfinden, Passing, Repräsentation sowie Diskriminierung interviewt, um die Erkenntnisse aus den Gesprächen anschließend mit Theorien zu Geschlecht und Gesellschaft zusammenzuführen. Es entsteht eine mehrstimmige Analyse der aktuellen Lebensrealitäten nicht-binärer Menschen, die nicht nur erahnen lässt, wie stark die gesellschaftlichen Umstände in die Intimsphäre Einzelner eindringen, sondern auch Schlüsse auf notwendige Veränderungen zulässt, um der systemimmanenten strukturellen wie individuellen Diskriminierung jener Personen, die nicht mit der zweigeschlechtlichen Ideologie konformieren, zu begegnen. Aus Perspektive nicht-binärer Personen geschrieben, sei die Rezeption dieser Arbeit insbesondere jenen Menschen empfohlen, die bislang wenig Berührungspunkte mit trans Identitäten im Allgemeinen und nicht-binären im Speziellen hatten sowie den Mut haben, ihre eigenen Vorstellungen von Geschlecht zu hinterfragen.

This master's thesis deals with the question of how non-binary people experience their social life in the Austrian society, which is substantially structured along the gender binary, and what effects these experiences have on individual gender expression. Therefore, six non-binary people living in Austria have been interviewed on the topics of socialization, body, gender perception, passing, representation and discrimination in order to subsequently merge the insights from the interviews with theories on gender and society. The result is a polyphonic analysis of the current living conditions of non-binary people, which not only paints a picture of how strongly social circumstances intrude in the intimate sphere of individuals, but also paves the way for conclusions regarding necessary changes in order to counteract the structural and individual discrimination inherent in the system which persons have to face who do not conform to the binary gender ideology. Written from a non-binary perspective, the reception of this thesis is particularly recommended for those who have had little interference with transgender and non-binary identities yet and who have the courage to question their own notions of gender.

Anhang

Auf den folgenden Seiten finden sich die vollständigen Transkripte aller sechs Interviews sowie das Codesystem inklusive Codierbeispiel, um den Forschungs- und Auswertungsprozess möglichst transparent zu gestalten.

Vor Beginn eines jeden Interviews wurde das Forschungsthema erläutert und Raum für Fragen gegeben. Außerdem wurden die Rahmenbedingungen (Aufzeichnung, Abbruch jederzeit möglich, kein Beantwortungszwang, Anonymisierung, evtl. Pseudonymisierung) sowie einige Eckdaten zur interviewten Person (Pronomen, Alter, Beruf) geklärt.

Interview 1

25.02.2021, 11:00 Uhr

Dauer: 44min

Person: Az, 35 Jahre

Pronomen: keine

- 1 J: Als Einstieg würde ich dich bitten, ein bisschen über dich zu erzählen und dich zu verorten.
- 2 A: Mhm, okay. Ähm...ja. Vielleicht ist das wichtig, dass, ähm, ich wohne in Wien seit 16 Jahren, bin aber in Wien und in Österreich nicht geboren. Ich bin in Bosnien geboren und ja, seit 16 Jahren wohne ich in Wien und habe auch Kunstgeschichte hier und English Studies auf der Anglistik studiert und dort mich auch mit Gender Studies ziemlich viel befasst und beschäftigt und eher auch in diese Richtung Kulturwissenschaft auch gegangen. Ja, ähm... Seit fünf Jahren, kann ich sagen, mindestens seit fünf Jahren habe ich in Wien so eine Queer Community gefunden, die es, am meisten es besteht aus Menschen, die eher so, äh, auch Künstler*innen sind, hauptsächlich in der Performance-Szene in Wien. Und da würde ich sagen, dass ich das erste Mal so in Wien eine Community – Community ist vielleicht nicht das richtige oder das passende Wort dafür – aber so eine Gruppe von Menschen gefunden, wo ich mich auch irgendwie finden kann mittlerweile. Ja, und... und, ähm, vielleicht ist das für die Befragung auch wichtig, dass ich mich wahrnehme nicht prinzipiell oder nur auf Deutsch, sondern am meisten mit englischer Sprache. Und auf Deutsch ist das für mich noch immer so ein bisschen eine Baustelle, ähm, wie mich irgendwie präzise oder richtig auf Deutsch zu, ähm, ja, wahrzunehmen. Und auch dementsprechend auch ‚to express‘ – also, wie sagt man auf Deutsch? Zu, zu, zu...
- 3 J: Auszudrücken.
- 4 A: Auszudrücken, genau. Ja, ja. Passt das so? [lacht]
- 5 J: Ja, klar! Da gibt es kein Richtig oder Falsch. Wie war denn deine Sozialisierung und dein Aufwachsen in Bezug auf Geschlecht?
- 6 A: Okay, ähm, ja, also, pff, durchaus binär. Und besonders in Bosnien, wo ich aufgewachsen bin, ähm, sehr, sehr patriarchal im negativen Sinne. Das heißt, diese Geschlechterrollen waren ziemlich fix und... Obwohl ich schon als Kind, glaube ich, glaub ich schon als Kind irgendwie in Richtung Transidentität mich wahrgenommen habe – wenn auch nicht sehr bewusst. Aber habe ich zumindest dort keinen Raum dafür gefunden, dass sowas für mich möglich wäre überhaupt, mal, äh, mir, mir einfach

als, als, in der Sphäre von Imagination mir vorzustellen, dass das überhaupt möglich wäre. Und das ist erst in meinem Leben, ich bin jetzt diese Woche 35 geworden, am Montag –

7 J: Oh, gratuliere!

8 A: Danke. [lacht] Ähm, ja, erst, erst seit fünf Jahren oder ein bisschen länger, schaffe ich diesen Raum in meinem Leben, ja, diese Fragen mir auch ganz bewusst zu stellen und ganz bewusst auch darüber nachzudenken, wie ich das auch besser ausdrücken kann, zum Ausdruck bringen kann und was mir halt in dieser, in diesem großen Thema von gender identity oder nicht-binären gender identity, trans, genderqueer und so weiter, äh, wie ich mir das vorstelle und was mir da wichtig ist. Genau, ja, aber die Frage war: Beim Aufwachsen war das sehr, sehr, ja, streng binär.

9 J: Und das binäre Geschlecht war auch einfach eine Selbstverständlichkeit, nehme ich an?

10 A: Auf jeden Fall, ja. Ja. Und auch mit, mit, äh, damit auf der Grenze, dass wenn man sich nicht in diese binären Kategorien einordnet im Alltag, dass es dann die Möglichkeit zur Gewalt so, ähm... also ziemlich realistisch in dieser Umgebung war. Ich weiß jetzt nicht, vielleicht hat sich in der Zwischenzeit was geändert, aber damals auf jeden Fall war es so. Genau.

11 J: Meinst du, war das vielleicht mit ein Grund, warum du dir da nicht zu tiefgehende Gedanken gemacht hast?

12 A: Auf jeden Fall. Mhm. Bin ich mir ziemlich sicher, dass ich mich, wenn auch nicht vollkommen bewusst, damit geschützt habe, dass ich sozusagen das irgendwie versteckt habe, ja. Ja, auf jeden Fall. Mhm.

13 J: Das heißt, es hat auch diesen Wechsel des Umfeldes gebraucht, um dann zu einem ‚Inner Coming Out‘ zu kommen?

14 A: Auf jeden Fall, ja. Mhm. Ja, obwohl ich jetzt nicht irgendwie alles so mit einem brush, äh, wie sagt man, malen will, äh, aber zumindest in dem Umfeld von meiner biological family und im unmittelbaren Kreis von Menschen, die ich gekannt habe, war es auf jeden Fall so. Ja.

15 J: Und magst du erzählen, wie dann der Weg zu dieser Selbsterkenntnis war?

16 A: [lacht] Mhm... Zu dieser Selbsterkenntnis... Ähm, ja, das ist eine, wirklich eine gute Frage und darüber könnte ich sicher – oder könnte man – viel darüber sprechen, aber so kurz gefasst: Ich glaube, dass die Erkenntnis war immer da und auch bewusst so unterdrückt, weil ich mich damit lange Zeit damit nicht wirklich beschäftigen konnte, da meine Prioritäten waren irgendwie existenzieller Natur ziemlich lange. Und... äh, ja. Aber auf jeden Fall, auch wenn nicht direkt ich mich damit befasst habe und damit meine ich, okay, ja, für mich dieses nicht-binär-Sein oder trans oder genderqueer, außerhalb von der No-, von der Binarität, war sicher immer dabei. Und auch als, als, als ich mich erinnern kann, dass ich, keine Ahnung, vier, fünf oder sechs war, habe ich mich einfach in meinem Körper wahrgenommen als nicht in der, in den beiden Kategorien. Also vielleicht ein bisschen als Kind habe ich so gedacht „Wow, es wäre so cool, wenn ich ein Bursch wäre“, aber mittlerweile hat sich dann das auch geändert, dass ich einfach gespürt habe: Nein, eigentlich, die beiden Rollen sind nicht etwas, wo ich mich, wie ich mich empfinde. Und ja, ähm, als ich dann studiert habe, habe ich, glaube, ich hab sozusagen vielleicht das ausleben können auf eine theoretische Art und Weise, da ich mich ziemlich viel mit, mit feministischen Texten und so befasst habe. Und in dieser Sphäre von theoretischem Denken und so habe ich mich auch mit diesen... mit meiner Wahrnehmung von Geschlecht und so befasst. Aber noch nicht auch damals direkt mit „Okay, aber was ist das für mich gerade in diesem Körper, in dieser Zeit in diesem Ort, wo ich bin?“. Weil, ja, weil ich irgendwie auch, ja, vielleicht gedacht habe, es ist mir das nicht so wichtig. Aber das vielleicht habe ich mir auch ein bisschen eingeredet – oder kann, kann man das so sagen?

17 J: Mhm.

18 A: Dass es mir nicht so wichtig ist, wie es mir das eigentlich war und wie ich jetzt sehen kann, wie wichtig es für mich ist. Aber dann, wie gesagt, als ich dann auch eine Gruppe von Menschen kennengelernt habe, wo ich mich wohler gefühlt habe, eine Zugehörigkeit auch gefühlt habe, dann... habe ich es auch, diese Kuriosität ist in mir dann auch irgendwie aufgeweckt. Das „Hey, ich kann das auch eigentlich ernsthafter nehmen“ und, und, und ja, dann hab ich auch mehr Raum dafür geschafft, ja und bin mittlerweile auch, äh, auf Testo, äh, so Microdosing seit einem Jahr, mit einer Pause und dann wieder angefangen. Ja, und für mich ist es jetzt ziemlich eine, eine, ein Hauptthema in meinem Leben, würde ich jetzt sagen. Aber ja, es hat lange gedauert. [lacht] Das kann ich sagen.

19 J: Bist du dann mit dem Konzept ‚nicht-binär‘ zum ersten Mal im Studium in Berührung gekommen?

20 A: Mhm, eigentlich nicht im Studium. Das war erst in dieser, in diesem Umfeld von Menschen, die ich kennengelernt habe. Und das ist auch, glaube ich, ziemlich ein relativ neuer Begriff, zumindest hier in Österreich. Vielleicht hat es in den USA ein bisschen früher angefangen, aber meine Wahrnehmung ist, dass es erst in den letzten fünf Jahren auch hier so ein bisschen ein, ein, eine Wirklichkeit geworden ist. Und vor dieser Zeit habe ich es auch nicht irgendwie empfunden oder hier auch nicht Menschen kennengelernt, die sich so identifizieren. Das heißt: Nein, nicht im Studium, sondern wirklich im Umfeld von, von, von queeren Menschen hier in Wien, in so Unterhaltungen mit denen und auch in manchen Workshops oder, was war das, dieses ‚Queer-Playfight‘. Dabei war ich auch, wo ich auch verschiedene Menschen kennengelernt habe und vielleicht auch in dieser Tanz-Performance-Szene habe ich auch manche dort kennengelernt, aber ich habe das Gefühl, das ist eher die Generation, die ein bisschen jünger ist als ich, die, äh, die da ziemlich vorangeht mit dieser Terminologie und dass ich schon ein bisschen älter bin als die Generation, die das, die das wirklich, also, embraced hat. Aber ich denke nicht, dass ich zu alt bin. [lacht] Wollte ich nicht damit sagen, nein. Ja, ja, nicht im Studium, sondern ja, eher so im, im Kennenlern-Alltag und so, in der Umgebung hier, natürlich auch in Social Media und so.

21 J: Was ist denn jetzt deine Selbstdefinition deiner Geschlechtsidentität?

22 A: Mhm, das ist vielleicht auch was, das dazugehört: dass ich vermeide, wirklich eine definitive Definition zu haben, sondern dass ich es... Ich mag es so irgendwie halten in diesem, in dieser Offenheit, ähm, dass ich es, auch wenn ich es irgendwie weiß im Moment, dass es da was ziemlich Fixes gibt, für mich ist das ein bisschen eine andere Ebene, wie ich mich damit in der Sprache ausdrücke oder wenn ich das mit den Leuten teile. Es ist eine andere Ebene, wie ich das spüre im, im, so auf eine embodied Art und Weise und diesen Spielraum mag ich irgendwie, offen zu haben, weil ich mag, dass ich mir dann immer wieder, zum Beispiel alle zwei, drei Monate, dieselben Fragen stelle und sehe, ob sich da was bewegt hat. Aber ja, wie gesagt, also für mich, non-binary trans ist das beste, wie ich das gerade beschreiben kann oder wie ich mich identifizieren kann. Ähm, wobei ich das als ein ziemlich offenes Feld sehe und ich mag, ich mag diese Offenheit und ich sehe es auch als etwas Fluides und finde, dass eigentlich das das Interessante, das Spannende an dem, wie ich den Begriff ‚trans-Sein‘ verstehe – oder ‚genderqueer‘ auch. Aber ja, non-binary trans.

23 J: Und weil du vorher schon von Embodiment gesprochen hast: Wie drückst du denn dein Geschlecht aus in Aussehen, Habitus, Körper, was auch immer für dich eine Rolle spielt?

24 A: [lacht] Ja, ich mein, ich, es ist wirklich so, dass ich mich – nicht jede Woche, aber eine Woche empfinde ich meinen Körper anders als die nächste Woche, manchmal mehr verletzlich, manchmal mehr – das muss jetzt nicht unbedingt mit Geschlecht zu tun haben, aber ja – manchmal mehr Körperwahrnehmung, manchmal ziemlich so mh, „Ja, ich bin hier“ und, keine Ahnung, so extrovertiert

und manchmal eher so mehr introvertiert und... Ja, aber was war die Frage? Wie empfinde ich mein Gender in meinem Körper, oder?

25 J: Genau. Und auch, wie du es ausdrückst.

26 A: [lacht] Pff, bewusst – unbewusst. Ich weiß nicht. Das ist vielleicht ziemlich schwierig für mich zu beantworten, äh, weil ich mich nicht ständig anschau von außen. Aber wie, wie, äh... Ich weiß nicht. Just being myself. [lacht] Ähm, eigentlich, ja, kann ich das nicht so gut beantworten. Also für mich kann ich nur sagen, also das ist für mich ziemlich was Wichtiges geworden, das mit, mit Testo... Äh, diese, diese ganze... Ja, das ist eine ganz neue, eine ganz neue, ein ganz neuer Abschnitt in meinem Leben, wo ich einfach weiß, dass ich – Es gibt so Vieles, das ich nicht weiß, in welche Richtung ich noch auf diese Art und Weise vorangehen will. Deswegen ist das für mich ein bisschen so eine, eine Baustelle gerade, würde ich sagen. Äh... Ja. Ich hab jetzt keine konkreten irgendwelchen Sachen, die ich sagen kann, ich drücke mich jetzt konkret so oder so aus. Kann ich nicht spezifizieren jetzt, zumindest fällt mir jetzt nichts, nichts Konkretes ein. Vielleicht in Kleidung, vielleicht in, in, in, ja, in, in, in, das ist auch... das ist nicht Körper, das ist Kleidung. [seufzt] Ja.

27 J: Das heißt, Kleidung zum Beispiel, Aussehen spielt eine Rolle?

28 A: Mhm. Auf jeden Fall, ja.

29 J: und steht das in Beziehung zu wie du gelesen wirst?

30 A: Auf jeden Fall, ja, ja.

31 J: Achtest du darauf, auf eine bestimmte Art gelesen zu werden oder wie darf ich mir das vorstellen?

32 A: Ja, das ist eine sehr gute Frage, weil das ist etwas, das ich empfunden habe, zum Beispiel seitdem ich in eine neue –

33 [Katze läuft durch das Bild]

34 A: [lacht] Katze!

35 J: Sorry.

36 A: Wir haben auch zwei Katzen in der Wohnung, ähm, aber jetzt nicht in meinem Zimmer. Ja, das ist eine gute Frage, also, das gelesen zu werden, ist wirklich ein sehr starker Faktor in der ganzen Geschichte. Ähm, ja, was wollte sagen? Dass ich empfunden habe, seitdem ich vor kurzem in eine neue WG eingezogen bin und das, dann hab ich gemerkt: Okay, das war seit einer langen Zeit, dass ich nicht in einer WG mit queeren Menschen wohne. Wobei mir mittlerweile das so irgendwie selbstverständlich geworden ist, dass ich dann, äh, wieder ziemlich überrascht war, wie anders es war, als ich wieder in eine WG gekommen bin, wo, wo nicht alle Menschen queer sind oder sich nicht so identifizieren oder sich damit noch nicht beschäftigt haben. Und ja, dann ist auch eine Person eingezogen, von der ich mich ziemlich so gelesen gefühlt habe, wie ich mich nicht identifiziere. Und wo ich das dann auch angesprochen habe und dann ist das zum Thema geworden und dann habe ich geseheA: Ja, natürlich, das ist eine Realität. Ich will auch nicht in so einer Bubble sein, was manchmal passiert, wenn man sich nur mit Menschen unterhält, mit denen man zumindest so ein bisschen auf gleicher Ebene ist und die eine ähnliche Sprache haben und wo das schon irgendwie fließt und funktioniert, aber, aber damit hab ich auch geseheA: Okay, ja, eigentlich ist es halt so, äh, vielleicht in der Mehrheit von Menschen, die da draußen sind. Und ich werde natürlich als eine Frau gelesen. Also das ist so. Wo, auf der einen Seite stört mich das überhaupt nicht. Und auf der anderen Seite stört es mich schon und ich bin ein bisschen auf diesen zwei ziemlich, ähm, wie sagt man, auf diesen zwei Stellen, das ist so ein bisschen ambivalent. Und ich mag diese Ambivalenz, muss ich sagen, weil dieses Spannungsfeld ist für mich etwas Interessantes, weil nur in diesen Situationen kann ich vielleicht spüreA:

Okay, eigentlich – und dann hab ich es auch wahrgenommen – Eigentlich ist es wichtiger, als ich dachte, dass es mir ist. Oder mindestens wird es wichtiger, dass ich meine, meine, wie ich mich ausdrücke oder wie ich diese, diese Idee von Geschlecht ausdrücke, ich will es irgendwie mehr spezifizieren, sodass ich auch so gelesen werde. Und, ja, und ich glaub, für mich ist das dann die Geschichte mit Testo und wie sich mein Körper dann langsam ändern wird. Und ich mache es auch bewusst ziemlich langsam, weil ich will in jedem Schritt von dieser Veränderung mir immer wieder diese Fragen stellen könneA: „Okay, was denke ich jetzt?“ – „Aha“ oder „Was denke ich jetzt?“ – „Mhm“ und so. Aber ja, gelesen werden ist natürlich etwas, was, was, was... Lange Zeit habe ich irgendwie gedacht, es nicht etwas, was unbedingt mich so beeinflusst. Aber man kann sich nicht irgendwie isolieren von diesen Einflüssen. Eigentlich ist es sicher ein, ein, ein, ein sehr, äh, wichtiges Thema. Ja...

- 37 J: Was ist dein Ziel? Wie würdest du gern gelesen werden, wenn du es dir aussuchen könntest?
- 38 A: Ja, ich weiß nicht, also... Vielleicht habe ich es jetzt nicht so... Keine Ahnung, aber vielleicht ist, ist mein irgendwie idealisierter Wunsch, dass es non-binary Menschen geben kann, die nicht durch eine hormonelle Therapie gehen müssen, um als non-binary wahrgenommen zu werden. Und das ist dann eine, eine, eine Art von Aktivismus, die wirklich, wirklich mit, mit menschlichen Wahrnehmungen zu tun hat, die einfach... sehr tief... verinnerlicht sind. Das kann sich nicht von heute auf morgen ändern und wird sich sicher nicht in den nächsten dreißig Jahren ändern. Deswegen habe ich diese verschiedenen SichtweisenA: Auf der einen Seite glaube ich, dass es wichtig ist, dass es uns nicht wichtig ist, wie, wie, wie mich jemand jetzt liest. Weil ich kann schon ahnen, okay, natürlich, wie diese Person mich liest, hat damit zu tun, wie diese Person aufgewachsen ist, mit den Menschen, mit denen sich diese Person unterhält und all den Sachen, die sie zusammen machen. Kann ich auch nicht erwarten, dass diese Person jetzt unbedingt mich versteht und weiß, was meine Präferenz ist. Und dass da nur diese sprachliche Identifikation irgendwie nicht ausreicht. Es ist nicht genug, dass ich einfach sage: „Hey, ich identifiziere mich nicht als Frau und will nicht so angesprochen werden“. Weil diese Sachen sind so tief verinnerlicht, dass es, es es, es ist nicht, es ist nicht auf dieser Ebene genug, um etwas zu ändern. Also es braucht einfach Zeit oder, keine Ahnung, wenn ich mich mit dieser Person zum Beispiel befreunde, dann kann man durch die Zeit sehen, wie das anders sein kann. Wobei ich auch nicht denke, dass es meine Aufgabe oder Aufgabe von irgendjemandem ist, andere Menschen zu erziehen, wenn sie das nicht möchten. Wenn ja, dann ist das auch eine spezifische Arbeit, die man dann bewusst aufnimmt auf sich. Aber generell will ich ja jetzt nicht sagen, ich weiß nicht, also... Was war die Frage? [lacht]
- 39 J: Gelesen werden.
- 40 A: Ja, gelesen werden. Aber ich glaube, du hast dann noch was dann spezifischer dazugesagt. Ich weiß jetzt nicht mehr. Will ich sagen, ich hab schon diese, diese kontradiktorischen Sichtweisen auf dieselbe Frage. Ja, ähm... Gelesen werden ist wichtig – ah ja, das habe ich gemeint – ist wichtig, aber vielleicht, manchmal denke ich, sollte nicht so wichtig sein und ich, aber auf der anderen Seite kann e-, kann man es auch nicht ignorieren... Wenn man wirklich will, äh... etwas sichtbar zu machen und, und, und so weiter und so fort, also, ja es hat verschiedene, es hat verschiedene Seiten. In meiner Wahrnehmung.
- 41 J: Das heißt, auch wenn das Ziel natürlich ein anderes wäre, du hast das Gefühl, am ehesten non-binary gelesen kannst du werden, wenn du möglichst androgyn aussiehst?
- 42 A: Mhm. So ist es aus meiner Erfahrung auf jeden Fall.
- 43 J: Und ist das auch mit ein Faktor, warum du Testo nimmst oder hat das damit gar nichts zu tun?
- 44 A: Ähm... [seufzt]... Es ist mit ein Faktor, aber ich glaube, es ist nicht deswegen da. Es ist mittlerweile... Es wird wichtiger, aber es, äh, das war nicht der Grund, warum ich angefangen habe, weil ich

jetzt nicht aushalten könnte, dass man mich jetzt so oder so liest. Also, glaube ich jetzt nicht, dass das wirklich der Grund war. Äh, aber ein, ein, einer von den Faktoren sicher, ja.

45 J: Würde es dich genauso viel stören, als Mann gelesen zu werden, wie als Frau?

46 A: ... Ja, das ist so eine hypothetische Frage, weil ich es noch nicht... Oder manchmal, weil ich es, weil ich jetzt, weil es, weil ich jetzt in dieser anderen Position bin und manchmal es passiert aus einem Foto oder so, dass mich manchmal Menschen als, als, als einen Mann lesen. Das passiert selten. Dann finde ich es eher lustig. Aber vielleicht auch, weil es nicht wirklich ernsthaft in Alltagssituationen passiert, wenn man mich wirklich, also in Person, trifft oder so, dass man jetzt denkt, dass ich ein Mann bin. Deswegen kann ich jetzt nicht sagen, das ist etwas, worüber ich mir Gedanken gemacht habe, warum ich meine, sozusagen, Transition nicht sehe als etwas von Punkt A zu Punkt B... Äh... Und habe ja verschiedene, Verschiedenes auch empfunden in mir. Auch die GedankeA: Okay, es, es würde mich wahrscheinlich stören, wenn ich als ein Mann gelesen werden würde, aber vielleicht auch nicht. Ich weiß es eigentlich nicht. Ja. Ja. Vielleicht ist das die gute Antwort. [lacht]

47 J: Und weil du vorher Strategien angesprochen hast: Hast du das Gefühl, abgesehen von Sichtbarkeit und Leute educaten, wenn man das denn willN: Gibt es andere Faktoren, wo du dir denkst, die wären hilfreich?

48 A: ... Noch einmal die Frage bitte.

49 J: Ob es noch andere Dinge gibt, die helfen würden, non-binary auch im Mainstream mehr ankommen zu lassen und zu mehr Akzeptanz führen zu lassen.

50 A: Als was?

51 J: Als die beiden, die du genannt hast: Leute verbal darauf aufmerksam zu machen und Sichtbarkeit.

52 A: Mhm.

53 J: Das waren die beiden Dinge, von denen du gesprochen hast, soweit ich mich erinnere.

54 A: Mhm. Ah, okay, also die Frage ist eher so: Was könnte helfen, dass ein Idealbild irgendwie entsteht oder sowas von wie Menschen mich ansprechen oder mich wahrnehmen oder so.

55 J: Genau. Oder einfach auch, dass überhaupt das Konzept von nicht-binär so weit in der Gesellschaft angekommen ist, dass es überhaupt eine Option ist, so gelesen zu werden.

56 A: Ja, ich glaube einfach, dass es mehr Sichtbarkeit von, von diesen Sachen gibt generell in der Kultur, was sowieso jetzt auch so wird – langsam aber sicher. Und je nachdem, was, in welche Richtung die Leute was suchen oder für was sie interessiert sind, aber zumindest im Kunstbereich, also Musik und so weiter, bla bla bla, kann man sicher diese... merken, dass es diese Sichtbarkeit von nicht-binären, ähm, Menschen und Lebensweisen gibt. Und ich glaube, einfach mehr davon. Ähm, ja. In allen Bereichen. Nicht nur... ja. Mh... Genau. Jetzt sehe ich das tatsächlich so ganz, ganz generell.

57 J: Ist das Politische ein Thema? Also zum Beispiel, was in einem Pass steht? Oder ist dir das egal?

58 A: Ja, es ist mir nicht egal, weil es leider... wirklich eine stärkere Rolle auch spielt, als ich mir das wünschen würde. Deswegen ist es schon ziemlich wichtig... Ähm... Aber... Aber das ist nicht unbedingt, unbedingt wo es meiner Meinung nach anfangen sollte. Also, dass ich als einen Folgeschritt, es ist eher diese, dieses innerliche Sich-Empfinden und sich so wahrzunehmen und dann auch das frei – wie sagt man – ausleben zu können. Mit anderen Menschen diese anderen Alternativen auch zu zeigen, sodass sich auch andere Menschen wohlfühlen können, falls sie auch solche, solches... empfinden. Ähm... Aber natürlich ist das sehr wichtig. Und ich bin total dafür, dass es im Pass auch dieses ‚X‘ oder was auch immer als Drittes, nicht ‚male‘ oder ‚female‘, gibt, zum Beispiel, wenn es um das geht.

Und ja. Und auch, dass die Grenzen irgendwann abgeschafft werden und wir keine Reisepässe haben. [lacht] Ähm... Aber ja, bis dann [lacht] auf jeden Fall.

59 J: Das knüpft eigentlich eh an das an, was mich noch interessieren würde: Hast du Ziele oder Utopien oder Wünsche an die Gesellschaft in Bezug auf das Thema Geschlecht/non-binary?

60 A: Ja, vielleicht, dass es eher in Richtung geht von Vielfalt und dieses Aufgeregt-Sein, dass es anders gehen kann oder dass, dass es verschiedene... Varianten von sich ausleben geben kann und nicht, dass es in dieser Opposition gesehen wird: Queer versus Straight oder Gay versus Straight. Oder dass es in diesem Konflikt irgendwie gezeigt wird, weil meiner Meinung nach soll es keinen Konflikt geben. Also das ist etwas, was wir an-, äh, gelernt haben, dass es, dass es immer in diesem Konflikt sein muss. Also das wünsch ich mir, dass diese Idee von dieser Gefahr weggeht und dass es einfach, keine Ahnung, etwas Spannendes für alle sein kann. Und Interessantes. Weil sich dann niemand irgendwie gezwungen fühlt: „Ich muss jetzt so oder so leben“. SonderA: „Ich könnte, wenn ich will, so oder so leben“. Und ja, vielleicht ist das die Utopie, dass es wirklich von dieser Angst oder von diesen... Äh, ja, [seufzt] dass es von Ängsten befreit wird, dieser Diskurs über Geschlecht generell. Ähm... und ja, und von Konflikt und Gefahr und diesen Sachen. Ja. Dass, dass, dass man sich dann auch in diesen Gesprächen gezwungen fühlt, dass man etwas verteidigen muss, egal, auf welcher Seite. Egal, entweder auf dieser Seite oder auf der anderen Seite, dass man immer in die Richtung geht von „Okay, jetzt muss ich etwas verteidigen. Weil, wenn ich das jetzt nicht verteidige, dann existiere ich nicht mehr“. Und solche Sachen. Ich mein, das finde ich einfach schade, weil das muss nicht so sein.

61 J: Mhm.

62 A: Genau.

63 J: Und wie ist das in deinem Umfeld? Funktioniert das da halbwegs? Du hast gesagt, du bewegst dich eh viel in der Queer Bubble, aber...

64 A: Mhm. Ich glaube, es funktioniert, weil ich mich auch mit Menschen unterhalte, die künstlerisch begabt sind oder dieses Interesse haben. Und da habe ich gemerkt, dass in diesem Umfeld Menschen einfach ein bisschen anders denken, generell. Und... und sich diese Freiheit auch geben. Ähm... Ja... Also... Und ich unterhalte mich nicht mit Menschen, mit denen ich dann merke: „Okay, das könnte ein Problem werden.“ Dann, dann gehe ich einfach dorthin nicht. Weil ich hab, also ich hab das einfach so, so stark erlebt, als ich aufgewachsen bin und, und, und in manchen Kontexten, dass ich einfach weiß, dass ich in solche Kontexte... nicht gehen mag. Aber... Ja, das habe ich schon erlebt, also, dass es ziemlich schwierig werden kann und das will ich auch nicht irgendwie... – ähm... wie sagt man – kleiner machen, dass es auch das gibt. Dass, dass, dass es möglich ist, keine Ahnung, in einer Atmosphäre zu landen, wo man sich einfach...überhaupt nicht wohlfühlt, äh... in, in, in, wenn es, wenn es, wenn es um das geht. Ähm... Ja, also... Mh, ja.

65 J: Das ist ja manchmal gar nicht so leicht vermeidbar, oder? Man kann sich ja nicht immer die Kontexte aussuchen, in denen man sich bewegt.

66 A: Genau. Genau. Nein, kann man sicher nicht. Und, und... wenn wir das mit der Situation in Bosnien vergleichen, wo ich – also, ich war lange nicht mehr dort, aber ich kenne Menschen, zum Beispiel in der Hauptstadt, wo ein paar Aktivist*innen sind. Da ist einfach dieses Gespräch auf einem ganz anderen Niveau. Und es ist ernsthaft und es ist politisch und es ist existenziell wichtig. Und hier kann ich mir leisten, mit dir darüber irgendwie zu sprechen, also dass es einfach ein leichtes Thema ist – auf jeden Fall viel leichter... leichter als es dort ist. Und ja, also ich kenne beide Möglichkeiten, aber ich suche mir die Möglichkeit, wo es am leichtesten ist gerade. [lacht]

67 J: Und mit der biologischen Familie, ist das halbwegs fine?

- 68 A: Ähm, eigentlich nicht. Und ich bin nicht im Kontakt. Mit meinem Vater habe ich den Kontakt gebrochen vor, keine Ahnung, fünf oder sechs Jahren. Hat ziemlich stark den Kontakt mit meiner Mutter auch beeinflusst. Und mit den Schwestern... ja, ist das halbwegs noch möglich, darüber ein bisschen zu sprechen, aber generell mit, mit der biologischen Familie, äh, ist es nicht etwas, worüber ich spreche. Mh... nein... sehe ich gerade nicht als möglich. Vielleicht... könnte eines Tages möglich werden... Aber ja. Ist, ist auf jeden Fall ziemlich schwierig. Ja.
- 69 J: Vielleicht abschließend: Gibt es irgendwas, das dich in letzter Zeit in Bezug auf Gender besonders beschäftigt hat?
- 70 A: In letzter Zeit... hm... Ja, ich glaube, dass in letzter Zeit habe ich mir mehr Gedanken darüber gemacht, äh, wenn es um die Sprache und korrekte Ansprache geht... Dass ich da vielleicht präziser sein, werden muss. Äh, weil ich eben diese Erfahrungen wieder gehabt habe, wo, wo, wo, wo ich mich nicht sehr... wohl oder sehr sicher gefühlt habe und wo ich dann einfach überlegt habe, dass das schon was Wichtiges ist. Ich mein, es, es, die, die unwohle Phase war sehr schnell vorbei... Aber ich mache mir diese Gedanken jetzt ständig, dass es eigentlich in der Sprache ziemlich wichtig ist, wobei ich es jetzt auch nicht sehe als etwas Einfaches. Auf Englisch ist es für mich viel einfacher als auf Deutsch. Aber ich finde, auf Deutsch ist es... ist diese Arbeit zu leisten ziemlich wichtig. Weil, ja, die Sprache ist irgendwie dieses... dieses Mittel, mit dem wir kommunizieren und das auch die Wahrnehmung fixiert von Menschen. Ähm... Ich weiß jetzt nicht... Ähm... Ja, ich glaube, zurzeit glaube ich, dass es, dass es eine gute Arbeit von mir ist, immer wieder die Leute daran zu erinnern, dass es mir wichtig ist, äh... mich nicht mit den Pronomen anzusprechen, was für mich was ganz Neues ist, weil ich das früher irgendwie nicht so... äh... wichtig gesehen habe. Und habe auch nicht gedacht, dass das jetzt unbedingt das Gespräch zwischen uns sein muss, wenn wir jetzt nicht ganz enge Freunde sind oder sowas. Mh... Aber mittlerweile merke ich diese Veränderung in mir und das ist vielleicht die Antwort auf die Frage: Dass ich denke, dass die korrekte Ansprache eigentlich ziemlich wichtig ist. Und... da... und dass, dass auch ein, ein, ein, auch ein großes Thema sein kann, was das ist, weil es ist nicht nur ein Pronomen. Es geht um: Wie spricht man das Problem an? Was ist das Problem? Gibt es ein Problem? Muss es ein Konflikt werden oder worüber sprechen wir eigentlich? Weil es ist... Es ist manchmal... Es schaut aus wie eine Kleinigkeit, nur ein Pronomen oder sowas, was man ganz schnell ausspricht. Aber eigentlich ist es verknüpft mit diesen Sachen, die ziemlich viel größer sind. Und ich würde auf jeden Fall irgendwie versuchen zu vermeiden, dass es immer in diesem Konflikt gesehen wird: „Ah, du hast mich jetzt beleidigt“ oder „Ich fühle mich jetzt beleidigt“ oder „Das ist meine Grenze, bitte geh nicht über meine Grenze“. Wobei ich jetzt nicht damit sagen will, dass ich mich nicht so fühle. Also, wenn man, wenn in, in, in Situationen, wenn man ganz klar sagt: „Das ist meine korrekte Ansprache“ und wenn die andere Person das nicht macht, natürlich, mein Gefühl ist körperlich. Also ich spüre in meinem Körper, als ob jemand, keine Ahnung, eine Grenze überschritten hat. Wo es auf der anderen Seite ein... [lacht] ein, eine komplett ganz andere Geschichte sein mag, dass diese Person das überhaupt nicht wahrgenommen hat. Und ich, ja, und für mich ist das auf jeden Fall... ja, dann ein, ein, ein größeres Gespräch und eine größere Geschichte... äh... wie, auf welche Art und Weise kann man das irgendwie ansprechen und dann [seufzt], ja... mit dem Menschen, mit dem man sich da unterhält, da irgendwas ansprechen, dass es nicht unbedingt zu einer Gefahr führen kann oder sowas. Wie ich vorher gesagt habe,... weil, weil aus meiner Erfahrung, wenn man so anfängt mit dieser, ähm, Konfliktsituation, dann ist das Potenzial, dass es in etwas Interessantes sich, äh, wandelt oder dass man sich besser kennenlernt sofort... kleiner geworden [lacht]. Diejenige geht zurück auf die, irgendwelche imaginäre Seite zurück und, und, und spürt den anderen überhaupt nicht – oder die andere Person überhaupt nicht. Deswegen, keine Ahnung... Ich, ich denke, es ist auf jeden Fall eine sensible Sache, wenn man darüber spricht. Besonders mit Menschen, die auch sensi-

bel sind. Jetzt spreche ich nicht über Menschen, die übergriffig sind oder sowas. Ja. Ich... ja. Korrekte Ansprache, wie macht man das und so weiter. [lacht]

71 J: Da bist du selbst noch am Finden?

72 A: Mhm, genau. Ja.

73 J: Ja, spannend. Gibt es noch irgendwas, das dir wichtig ist, das du sagen möchtest?

74 A: Ähm... Boah. Ich habe jetzt das Gefühl, dass ich ganz wo anders bin als vor einer Stunde. Worüber sprechen wir? [lacht] Nein, nicht schlecht. Ja, ähm... Ja, ich weiß nicht, also es ist ein spannendes Thema. Ich finde es auf jeden Fall ziemlich super, dass du sowas machst und... ja. Würde mich vielleicht auch interessieren, mehr von in welche Richtung deine Masterarbeit geht und was du alles findest. Ähm... Aber jetzt glaube ich schon, dass ich ziemlich viel erzählt habe. Weiß ich auch nicht, was ich alles gesagt habe. [lacht]

75 J: Ja, war viel dabei auf jeden Fall. Echt cool.

76 A: Hoffentlich auch für dich irgendwie, weil ich hab das Gefühl, dass ich 90 Prozent der Zeit geredet habe...

77 J: Aber das ist ja Sinn der Sache.

78 A: Ja, genau. [lacht] Dass du für dich, äh, ja, alles gut verwenden kannst.

79 J: Ja, auf jeden Fall. Danke. Also wenn du inhaltlich nichts mehr zu sagen hast, würde ich mal die Aufzeichnung beenden, wenn das okay ist.

80 A: Mhm.

81 J: Danke für das spannende Gespräch.

Interview 2

05.02.2021, 16:00 Uhr

Dauer: 40min

Person: Chrisu, 39 Jahre

Pronomen: hen/hens/hem/hen

- 1 J: Magst du vielleicht zum Einstieg ein bisschen etwas über dich erzählen, was du möchtest, dass ich bzw. die Leser*innen der Arbeit von dir wissen?
- 2 C: Puh, schwierig. Ähm, am ehesten interessant ist wahrscheinlich gerade in diesem Zusammenhang einmaN: In welcher Art und Weise non-binary? Ich würde sagen, ich identifiziere mich am ehesten als agenderflux. Also ich merke, dass meine Gefühle von Gender sehr stark fluktuieren. Momentan bin ich gerade in einer relativ femininen Phase, was irgendwie schräg ist. Ähm, jo. Und ansonsten... Ich fühle mich auch sehr hingezogen zu dem wunderschönen Begriff ‚autigender‘ – also die Variante, mein Autismus beeinflusst meine Wahrnehmung von Gender so stark, dass es eigentlich nicht davon zu trennen ist.
- 3 J: In welcher Weise hast du das Gefühl, dass dein Autismus darauf Einfluss hat?
- 4 C: Also, ich bin mir nicht einmal hundertprozentig sicher, ob es der Autismus ist, der da mitspielt, aber es ist einfach, ich versteh’ das grundsätzliche Konstrukt ‚Gender‘ nicht. Es kann mir irgendwie keiner erklären, wozu das notwendig sein soll und warum das so verknüpft ist mit welche Körperteile Menschen haben. Das... Ich verstehe grundsätzlich, wenn es sowas gibt wie Stereotype und wenn sehr viele Stereotype... wenn es irgendwie zwei Kategorien von „Okay, das ist typisch“ gibt, dann verstehe ich auch, dass es zwei Begriffe für diese zwei Stereotype gibt, aber es ist halt einfach nicht so. Es gibt halt mehr als zwei Stereotype, so. Also ungefähr unendlich viele – eins pro Mensch. [lacht] Und irgendwie... dieses ganze... auch der ganze Zusammenhang von staatlich anerkannten GeschlechterA: Geht es jetzt um das Biologische? Geht es jetzt darum, welche Körperteile bringe ich mit? Weil dann ist es komplett sinnlos, trans Menschen zuzusagen, dass sie ihren Marker im Pass ändern dürfen, weil, wenn es darum geht, welche Genitalien ich hab, dann wird das geändert in dem Moment, wo irgendwelche OPs vorgenommen werden. Und nicht einmal da bin ich mir sicher, weil... Geht’s um Fortpflanzungsfähigkeit? Wollen sie dafür die Sachen in die Pässe reinschreiben? Und wenn es nicht um Biologisches geht, sondern um Soziales: Warum kann man dann nicht einfach sageA: „Pff, such’s dir aus!“? Weil, das ist ja eh vollkommen sinnlos.
- 5 J: Ich kenne Leute, die argumentiereA: „Ja, wo kommen wir da hin? Da sucht sich dann jede Person ihre eigene Identität aus und irgendwer sagt dann, dass hen ein Kühlschrankschrank ist und so weiter“. Das ist das Argument, das ich oft gehört habe.
- 6 C: Ja, wo ich mir denke, im schlimmsten Fall... Ja, tut’s irgendwem weh, wenn wer sich als Kühlschrankschrank identifiziert, ich meine, echt. [lacht] Ja, okay, du bist jetzt ein Kühlschrankschrank, welche Pronomen hättest du gern? Es ist halt einfach wirklich, das soziale Konstrukt ist komplett sinnlos, es bringt genau gar nichts. Und damit fällt es mir einfach unglaublich schwer, mich da in irgendwelche Schubladen reinzusetzen, wenn ich nicht einmal verstehe, warum es die Schubladen überhaupt geben soll.
- 7 J: Und, wenn du an deine Sozialisierung und dein Aufwachsen denkst, war das für dich eigentlich immer schon so oder hat sich das entwickelt bis zu deinem inneren Coming-Out, wenn es sowas gegeben hat?
- 8 C: Äh, ein bissi gemischt. Also ich war immer untypisch und hab eigentlich... Ich hab von meinen Eltern eigentlich sehr stark das Feedback gekriegt, dass das okay ist und ich kann einfach sein, wie ich

will. Und es war halt teilweise schon ein bissl zu merkeA: Okay das irritiert sie jetzt, das haben sie nicht erwartet. Aber es war okay: „Wenn du das so willst, dann passt das. Dann mach das.“ Und damit hab ich eigentlich, sehr lang gefühlt, mich glaube ich einfach gar keinem Gender zugeschrieben und es war auch wirklich... nicht relevant in meinem Leben. Bis halt dann die Jugend kommt und die Mädchen und die Buben eingeteilt werden in die einen finden die anderen entweder „bäh“ oder man ist schon so reif, dass man sich sexuell ansprechend findet. Und da ist es dann irgendwie ein bisschen komplizierter geworden. Da... Es hat wahrscheinlich auch wieder ein bisschen Spätentwicklungs-Autismus-Ding mitgespielt. Ich habe mich eigentlich bis 16 nicht wirklich für Sexualität interessiert und war da einfach doch ein paar Jahre später dran als die meisten. Und... War damit eigentlich eh schon automatisch der Außenseiter, weil während die anderen Mädels halt dagesessen sind und sich über Burschen unterhalten haben, bin ich halt in den Wald gegangen und hab Forts aus Holz gebaut und Dämme [lacht]. Ich war halt einfach noch Kind. Und... hab aber da anfangs auch schon relativ früh gemerkt, dass es Situationen gibt, in denen irgendwas ein bissl komisch ist. Also beim Heimgehen und voll in Gedanken versunken sind mir zwei alte Frauen entgegengekommen, die... offensichtlich erwartet hätten, dass ich sie grüße. Und ich war halt so in Gedanken versunken, dass ich gar nicht auf die Idee gekommen bin, irgendwen zu grüßen und nicht einmal mitgekriegt hab, dass da wer ist. Ähm, und die haben halt ein bissl angefangen zu schimpfen und haben halt dann irgendwas gesagt in die Richtung „Na, junger Mann, höflich simma ah ned?!“. Und ich hab, ich hab einfach gemerkt, wie mich so eine Flut von Stolz und Freude erfüllt. Einfach so ein „Oh, junger Mann?“ [lacht]. Ich hab aber nicht großartig drüber nachgedacht. Aber es hat halt im Laufe der Jahre dann alle paar Jahre wieder mal so eine Kleinigkeit gegeben, wo irgendwer mich... theoretisch misgendert hat und ich darauf eigentlich eher reagiert hab mit einem „Oh ja, das ist genau das, was ich wollt!“, was dann mit Anfang zwanzig eigentlich dazu geführt hat, dass ich relativ viel darüber nachgedacht hab, ob ich vielleicht trans Mann bin. Dann eigentlich auch versucht habe, eine Weile so die soziale Transition zu machen und das auch sehr schnell sehr quasi erfolgreich gemacht hab, dass ich auch von fremden Menschen als Mann angesprochen worden bin. Und innerhalb von wenigen Tagen schon festgestellt hab: „Na, das stimmt ah ned“. Das ist so ein, ja, im ersten Moment hat es sich gut angefühlt, mal nicht als Frau angesprochen zu werden, aber... nach diesem ersten Erfolgserlebnis war das dann auch wieder nicht richtig.

- 9 J: Und dann ist so der Begriff ‚non-binary‘ aufgetaucht?
- 10 C: Es hat noch ein paar Jahre gedauert und davor war ich einfach irgendwie... der Meinung, ich bin halt irgendwie komisch.
- 11 J: Wie alt bist du jetzt, wenn ich fragen darf?
- 12 C: Ich werde demnächst 39.
- 13 J: Okay, das heißt, bei dir war eigentlich lange Geschlecht gar nicht wirklich Thema in deiner...
- 14 C: Ja, also in meiner Kindheit, Jugend war es ziemlich irrelevant.
- 15 J: Und hast du mitbekommen, dass es die Gesellschaft um dich herum schon als wichtiges Konzept ansieht oder war es dadurch, dass es für dich kein Thema war, irgendwie generell nicht präsent für dich?
- 16 C: Ich glaub, da hat tatsächlich der Autismus stark mitgespielt mit so einem: „Relevant ist das, was ich über die Welt denk, und alles andere ist mir egal“. Also ich glaub, ich hab gar nicht so sehr mitgekriegt, dass da andere an mich den Anspruch hätten, da irgendwelche Rollen anzunehmen. Auf die Idee bin ich einfach nicht gekommen.
- 17 J: Voll gut.

- 18 C: [lacht] Ja, Autismus kann hin und wieder praktisch sein.
- 19 J: Okay und du hast ja dann eigentlich verschiedene Phasen durchgemacht oder Stadien durchlaufen, voA: Du hast nicht wirklich das Gefühl gehabt, ein Geschlecht überhaupt zu haben oder dir darüber keine Gedanken gemacht zu langsam der Idee von vielleicht trans Mann bis hin zu wo du jetzt stehst. Hat sich das dann auch unterschiedlich in deinem Auftreten gezeigt? In Kleidung, Aussehen, was auch immer?
- 20 C: Ja, massive Änderungen. Weil es hat immer wieder so die Phasen gegeben, wo... Also ich glaub, die erste war mit 15, 16, eben wo ich gemerkt hab, äh, es wird von mir erwartet, in eine Rolle zu schlüpfen. Da hab ich halt angefangen, auszuprobierenA: Welche Rolle passt mir? Und hab halt abwechselnd immer alle zwei, drei, vier Jahre quasi zwischen männlich und weiblich gewechselt. Also man sieht auch irgendwie bei den Fotos aus Jugendzeiten, da gibt's so irgendwie mit 16, 17, sind's grad irgendwie die blonden Tussi-Haare und geschminkt und bauchfreie Shirts und enge Hosen und... zwei Jahre später, äh, Buzzcut und Skaterhosen und bloße keine Haut zeigen und hardcore „Ich bin der Härteste von allen“. Und das hat sich irgendwie durchgezogen. Also es war mit Mitte 20 wieder mal eine sehr feminine Phase und mit Anfang 20 wieder sehr maskulin und mit Ende 20 dann wieder sehr maskulin und Anfang 30 wieder sehr feminin und [lacht] immer wieder alle paar Jahre so schön wechselnd.
- 21 J: Und jetzt gerade bist du eher in einer feminineren Phase, hast du gesagt, oder?
- 22 C: Ja, genau. Also ich glaube, dass es sich langsam ein bissl einpendelt, also es hilft wahrscheinlich auch einfach die Selbsterkenntnis „Ich bin halt einfach nicht-binär“, die es ein bissl einfacher macht, da jetzt nicht mehr ständig zu versuchen, sich in eine von den Schubladen reinzusetzen, sondern einfach zu akzeptierenA: Ich pass da halt nicht rein und mein Weg ist irgendwo anders. Und das bringt auch irgendwie ein bissl mehr Entspannung und mehr Möglichkeiten... mir selber zu erlauben, zu mischen. Also mittlerweile find ich auch durchaus Spaß dran, extrem feminin konnotierte und extrem maskulin konnotierte Dinge zu mischen. Also jetzt zum Beispiel in Anzug, Hemd und Fliege mit Lippenstift und Nagellack rauszugehen. Einfach eiA: „Ja und ich trag halt jetzt aktiv nach außen, dass ich weder noch bin“.
- 23 J: Und wie ist da die Resonanz von fremden Personen?
- 24 C: Ähm, wenig, generell. Also, es ist auch eher die Ausnahme, wenn ich mich aufbrezeln will irgendwie. Also grad die Variante mit Fliege und Nagellack war für die Oper. [lacht] Meine Eltern waren irritiert, aber irgendwie... fasziniert [lacht]. Ähm, ich hab schon gemerkt, dass ein paar Leute schauen, aber es war nicht viel Reaktion.
- 25 J: Und wenn dich die Leute dann ansprechen, hast du das Gefühl, du hast ein ‚Passing‘ als non-binary? Also hält sich das dann die Waage, wie du angesprochen wirst?
- 26 C: Äh, tendenziell werde ich meistens noch als weiblich gelesen... Ja, ich bin hin und wieder am Überlegen, ob ich irgendwie... versuchen soll, da optisch ein bissl mehr reinzubasteln, um weniger weiblich gelesen zu werden, aber... es stört mich eigentlich momentan recht wenig.
- 27 J: Wäre das für dich dann eine Diskrepanz zwischen dem, wie du dich eigentlich sonst bewegen oder anziehen würdest, wo halt dann die Gesellschaft dazukommt?
- 28 C: Mhm. Ja. Also Kleidung ist es weniger, weil da... da bestimmt eh eher ein „Worin fühle ich mich wohl?“ als irgendwelche Kommentare von außen. Aber wo es mir relativ stark auffällt, ist tatsächlich der Körper. Ich merk einfach immer mehr, dass ich selber mit meinem Körper eigentlich voll zufrieden bin, wie er ist, aber die Tatsache, dass „Du hast Brust“ automatisch umgeschrieben wird auf „Du bist Frau“, ist massiv störend.

- 29 J: Ja, das kann ich nachvollziehen.
- 30 C: Aber ich will halt eigentlich nicht eine OP akzeptieren, damit andere Leute mich so sehen, wie ich bin. Das geht mir massiv gegen den Strich.
- 31 J: Das ist ja eigentlich auch absurd, oder?
- 32 C: Ja, voll.
- 33 J: Vor allem, dann ordnet man sich ja sonst eigentlich erst recht wieder der binären Logik und dem, was sozusagen ‚männlich‘ ist, unter.
- 34 C: Genau. Aber das ist es ja eben. Im Endeffekt, selbst wenn ich mich irgendwie mehr von den femininen Sachen verabschiede oder sie versuche, zu unterdrückeA: Das Einzige, was ich damit erreiche, ist, dass ich als männlich gelesen werde. Und das stimmt ja auch nicht. Das... ja. Wenn ich mir schon aussuchen muss, ob die Leute mich als binär weiblich oder binär männlich erkennen, dann sollen sie wenigstens bei binär weiblich bleiben. Das stimmt zumindest irgendwie körperlich, halbwegs. Und ein bissi feministischer Frauensolidaritäts-Dings kommt dann wahrscheinlich auch noch mit rein, also... [lacht].
- 35 J: Und würdest du irgendwas an dir oder deiner Kleidung verändern in einer hypothetischen Welt ohne Geschlechter?
- 36 C: Hm.... Ich glaub, mittlerweile nicht mehr. Den Großteil meines Lebens, ja, hätte das massiv was geändert, aber... so wie ich mich heute fühle, ist es tatsächlich – Ich trag zu 95 Prozent das, was ich tragen will und worin ich mich gerade am wohlsten fühle.
- 37 J: Voll gut. Und das war früher nicht so, weil du dir nicht so sicher warst, was für dich passt oder weil du geschaut hast, was von außen kommt, oder...?
- 38 C: Es war nicht so die bewusste Entscheidung auf: „Ich muss jetzt soundso weiblich und soundso männlich aussehen“, aber ich habe schon gemerkt, dass „Wie werde ich gelesen?“ schon massive Einflüsse gehabt hat auf „Was will ich anziehen?“. Das... Was irgendwie dann eine Weile meine Ästhetik war, war so eine klassisch stereotype Butch-Lesbe. Was sich aber dann auch wieder komisch angefühlt hat, weil ich halt nicht lesbisch bin. [lacht] Und das ist irgendwie... ja. [lacht] Aber... Das war die letzten Jahre irgendwie sehr irritierend, mitzukriegen, dass es im Internet mittlerweile Leute gibt, die sich als lesbisch identifizieren, aber nicht auf Frauen stehen. [lacht] Irgendwie kann ich es nachvollziehen und nachfühlen, aber es ist... Wozu haben wir dann Begriffe, wenn wir sie komplett umschmeißen? [lacht]
- 39 J: Aber das ist ja gerade das Schwierige an diesen Sexualitätsbezeichnungen, dass sie halt alle auf einem binären Geschlechtersystem basieren und davon ausgehen. So gesehen wird es für unsereins dann sowieso schwierig, überhaupt eine sexuelle Orientierung zu definieren.
- 40 C: Jein, jein. Ich hab es immer ganz nett gefunden, einfach zu sageA: „Ich bin bisexuell, ich fühle mich angezogen von Menschen meines und anderer Geschlechter“. Also binäre und nicht-binäre. Und damit passt das eigentlich wieder. Es ist irgendwie halt schon jeder zumindest binär oder nicht-binär. [lacht]
- 41 J: Ja. Aber spannend wird es dann bei so Begriffen wie ‚homosexuell‘. Weil nur auf nicht-binäre Menschen stehen, das ist halt...
- 42 C: Ja. Ja. Wobei, kann ich auch nachvollziehen. [lacht]
- 43 J: Ja, aber es widerspricht halt dann der Definition, was die meisten darunter verstehen würden.

- 44 C: Ja. Und was macht man dann mit Menschen, die zwar grundsätzlich nicht-binäre Menschen anziehend finden, aber körperliche Vorlieben haben? So ein „Ja, ich stehe sozial auf nicht-binär und bitte nur mit Vulva“? [lacht] Hm. – Bist du jetzt lesbisch oder...?
- 45 J: Ja, da ist Sprache halt doch limitierend.
- 46 C: Ja.
- 47 J: Sprache und Begriffe sind ja oft auch Schlüssel, um für sich Dinge klar zu kriegen. War da für dich in diesem Zusammenhang Repräsentation ein Thema? – Egal, ob jetzt in Medien oder in öffentlichen Diskursen etc.?
- 48 C: Auf jeden Fall, ja. Allein die Tatsache, dass ich im Endeffekt von 15 bis 25... äh, keine Worte für mich gehabt hab, keine Repräsentation gesehen hab, war mit ausschlaggebend dafür, dass ich einfach ständig hin- und hergeschwankt bin zwischena: Bin ich jetzt trans Mann oder Frau?. Weil ich einfach nur die zwei Möglichkeiten gesehen habe. Und es war dann eben erst mit Anfang, Mitte 20, sowas, wo ich im Internet irgendwo einen Blog entdeckt habe von... ähm, Maika. Und ich glaube, Maika sieht sich mittlerweile als trans Mann, aber zu dem Zeitpunkt war das halt noch ein... „Maika sieht sich als nicht-binär und bitte verwendet keine Pronomen für mich“. Und das war so ein „Woah, das geht auch?!“ [lacht] „Das geht? Hey, das bin ich!“. Und in letzter Zeit ist es ja sowieso cool mit Medien-Repräsentation, die tatsächlich immer mehr wird.
- 49 J: Hast du das Gefühl, dass das mittlerweile auch ein bisschen im Mainstream angekommen ist, oder ist es immer noch sehr... Nische?
- 50 C: Ich glaub, es ist gerade am Überschwappen. Also allein mit Charakteren wie Adira in Star Trek... Das wird schon, das wird langsam.
- 51 J: Du klingst richtig optimistisch.
- 52 C: Ja, ich weiß nicht, irgendwie sind in letzter Zeit auch noch ein paar Dinge dazugekommen... Ich hab in meinem Freundeskreis vor einem halben Jahr oder so gemeint, ich bin am Überlegen, ob ich als Pronomen nicht ‚es/ihm‘ verwenden soll und... hab, glaub ich, im Freundeskreis seitdem nichts mehr gesagt zu Pronomen. Und letztens haben wir halt so online-Brunch gehabt und eine Freundin quatscht irgendwas und erzählt irgendwas von mir und... verwendet ‚es‘. Und es war einfach so eiA: „Hast du grad tatsächlich meine richtigen Pronomen verwendet?!“ [lacht]. Und vor allem, das ist von diesem Freundeskreis eigentlich die, die am ehesten Schwierigkeiten hat, das überhaupt nachzuvollziehen und nachzufühlen. Wo ich einfach weiß, okay, das ist... Sie bemüht sich und sie versucht, das zu lernen und sie versteht es nicht wirklich, aber sie akzeptiert es halt. Und... das Feedback zu kriegen hat schon auch massiven Optimismus-Boost gegeben.
- 53 J: Ja, gerade auch, wenn es von einer Person kommt, die eben sich da weniger drunter vorstellen kann.
- 54 C: Ja, genau.
- 55 J: Glaubst du, würde es für Menschen, die sich weniger drunter vorstellen können, einen Unterschied machen, wenn die rechtliche Situation eine andere wäre?
- 56 C: Auf Dauer wahrscheinlich, ja. Ich meine, spontan gäb’s, glaube ich, einfach nur einen Aufschrei auf... „Special snowflakes brauchen irgendwie extra Gesetze“ und... Ich krieg da jede Menge Beschwerden mit über „Unsere Sprache wird kaputt gemacht!“ und ja... [sarkastisch] Tut immer wieder gut, zu hören. Ja. Aber ich glaube, auf Dauer braucht es politisch-rechtliche Grundlagen. Und sprachliche Grundlagen. Wir brauchen Wörter! Wörter, die einfach im allgemeinen Wortschatz normal sind.

Wein: Nur wenn wir angesprochen werden können, ausgesprochen werden können, können wir existieren.

57 J: Ja, das ist auf jeden Fall ein wichtiger Punkt. Gehe ich recht in der Annahme, dass du dir rechtliche Anerkennung wünschen würdest?

58 C: Ja. Also, es ist... Der Eintrag im Pass ist mir jetzt ehrlich gesagt tatsächlich relativ egal, weil ich einfach sehr selten Ausweise herzeigen muss. Und gerade so für diese halb-offiziellen Anlässe habe ich meinen dgti-Ausweis.

59 J: Magst du kurz sagen, was das ist?

60 C: Das ist ein Ausweis von der deutschen Gesellschaft für trans und inter Menschen.

61 J: Der Ergänzungsausweis?

62 C: Ja, genau der. Und da steht halt offiziell mein Name als Chrisu drinnen und mein Geschlecht als nicht-binär eingetragen und es ist drunter noch ein kleines Feld mit meinen Pronomen auf Deutsch, Englisch und Französisch und... das ist schon irgendwie recht nice da bei... Keine Ahnung, wenn man sich jetzt bei irgendeinem Verein anmelden will und die fragen halt nach einem Ausweis, das Ding vorzeigen können und einfach sämtliche Fragen auf: „Na, aber was soll ich da jetzt bei Geschlecht ankreuzen?“ einfach wegzulassen, weilN: „Ausweis. Abschreiben.“ [lacht]

63 J: Ich wusste gar nicht, dass der in Österreich auch halbwegs akzeptiert wird.

64 C: Wird er eh nicht unbedingt. Es kennt ihn keiner. [lacht] Aber es ist hochoffiziell. Er hat auch ein Ablaufdatum und die Personalausweisnummer drauf, also er müsste eigentlich ganz normal als, äh, wie heißen sie?

65 J: Amtlicher Lichtbildausweis?

66 C: Ja, amtlicher Lichtbildausweis, danke, müsste es eigentlich durchgehen.

67 J: Das zeigt aber auch schon wieder eine Rechtslücke auf, wenn du da eigentlich zwei unterschiedliche Daten stehen hast...

68 C: Ja. [lacht] Nein, von der rechtlichen Situation wäre eigentlich mein Ansatz am ehesten zu sagen... Ich bin eigentlich der Meinung, dass aus allen rechtlichen Unterlagen das Geschlecht komplett rausgenommen gehört. Das... Ärzte kann es unter Umständen interessieren, was tatsächlich ein Mensch für Genitalien hat, in ganz vereinzelt Fällen. Und Intimpartner. Intimpartner schauen üblicherweise nicht auf meinen Pass, um zu wissen, welche Genitalien ich hab, sondern fragen mich. Und bei Ärzten kann ich es auch sagen und die können das in ihre medizinischen Datenbanken aufnehmen. Alle anderen geht es eigentlich einen Scheißdreck an. Der Polizist, der mich aufhält und meinen Führerschein kontrollieren will, braucht nicht wissen, welche Genitalien ich hab, um mir eine Strafe zu geben. Es spielt einfach keine Rolle. Wenn es keine Rolle spielt, dann hat es einfach nichts in rechtlichen Dokumenten verloren.

69 J: Und ertappst du dich manchmal dabei, dass du, wenn du gezwungen bist, irgendwo einen Ausweis herzuzeigen, versuchst, anders aufzutreten? Hat das Einfluss auf dein Verhalten?

70 C: Nicht wirklich, nein. Also... Es kommt generell so selten vor, dass ich irgendwo einen Ausweis herzeigen muss... Grad so die Standard-Dinger: Bei der Post, wenn man ein Packerl abholen will und sich irgendwie ausweisen muss. Erfahrungsgemäß schauen sich die den Ausweis selber nicht einmal an, sondern legen ihn nur in den Scanner. Das... Also, Ausweis herzeigen hat nicht wirklich Relevanz. Wo ich noch am ehesten merke, dass ich irgendwo mein Auftreten versuche anzupassen, ist, wenn ich weiß, ich muss irgendwo ankreuzen ‚weiblich‘/‚männlich‘. Wenn ich irgendwo eingeteilt werde in

die Kundendatenbank und es gibt halt nur die zwei Möglichkeiten. Das... Mittlerweile werde ich besser darin, den Leuten einfach zu sagen, dass ich es eigentlich nicht okay finde, dass es nur die zwei Kategorien gibt, aber... Das ist jedes Mal irgendwie ein Kampf. Das ist jedes Mal die Hintergedanken zu „Was hat das jetzt für Folgen?“. Je nachdem, was ich ankreuze, jeder Schrieb, den ich krieg, fängt an mit ‚Herr‘ oder ‚Frau‘. Wenn das irgendwie eine Lokalität ist, dann ist das Kreuzerl, das ich jetzt setze, die Bestätigung: Auf welches Klo werde ich gehen. Das heißt, in dem Moment, wo ich das Kreuzerl setze, muss ich mir überlege: Auf welchem Klo hab ich bessere Chancen oder in welchen Duschen hab ich bessere Chancen, nicht verprügelt zu werden?

71 J: Und da ist die Wahl ziemlich eindeutig...

72 C: Ja, genau. Und gleichzeitig fühl ich mich eigentlich sehr viel besser mit... Also bei, grad bei so Sachen, wie irgendwelchen Shopping-Versand-Dingern, geb‘ ich mittlerweile standardmäßig meinen Geburtsnamen und ‚Herr‘ an, weil mir einfach dieser Kontrast gefällt. Wenn ich schon nichts anderes machen kann, dann geb‘ ich ihnen wenigstens einen weiblichen Vornamen und ‚Herr‘ dazu. Und... Das geht halt dann in dem Moment, wo es ein Fitnessstudio zum Beispiel ist, auch nicht, weil in dem Moment, wo ich dann bei der Anmeldung ‚Herr‘ ankreuz, müsst ich auf die Herrenduschen und ich bin mir relativ sicher, dass, wenn ich mich dort ausziehe, ich Probleme kriegen könnte. Das heißt, ich kann mir aussuchen, ob Duschen ungut ist oder jedes Mal angesprochen werden ungut ist, aber... [lacht] Ja.

73 J: Es ist dann immer ein Abwägen des geringeren Übels, oder?

74 C: Ja, genau.

75 J: Ist das generell deine Strategie im Umgang mit Gesellschaft und Geschlecht?

76 C: Ja. Es bleibt nicht viel anderes übrig, oder?

77 J: Guess so, ja. Und bist du in irgendeiner Weise auch kollektiv aktivistisch tätig oder ist das für dich etwas sehr Individuelles?

78 C: Halb, halb. Also ich war die letzten Jahre relativ stark mit Depressionen eigentlich daheim und hab erst im letzten halben Jahr wieder angefangen, ein bissl in die Welt rauszugehen. Und einer der ersten Schritte war jetzt einmal politisch aktiv werden. Und da ist schon auch im Hinterkopf so ein bissl dieses „Ja, wenn es irgendwie die Möglichkeit gibt, dann möchte ich schon da auch politisches Augenmerk auf Gender richten“, aber es ist halt bei einer Kleinpartei, die nichts zu sagen hat, recht... wurscht und irrelevant. Aber zumindest sind die Leute dort sehr angenehm und haben nach Pronomen gefragt beim Vorstellen und... sind recht sympathische Leute. Und der Verein, der sich da jetzt gegründet hat, zu... Also das rechtliche Gegenstück zur Gender Galaxie, äh... Interessiert beobachten tu ich es auf jeden Fall. Noch bin ich mir nicht sicher, ob ich beitreten will. Vor allem, weil ich eben nicht weiß, wie viel Aufwand mir möglich ist, reinzustecken. Wenn es einfach nur ein „He, wir brauchen mehr Mitglieder, damit wir mehr Stimmrecht haben oder damit wir irgendwie wichtiger wirken“, dann, ja, schreit kurz auf und dann bin ich sofort dabei. [lacht]

79 J: Naja, das ist sicher nie verkehrt. Man muss als Vereinsmitglied nicht automatisch irgendwie großartig was machen.

80 C: Stimmt. Das werden ganz schön viele Vereine, bei denen ich so Mitglied bin...

81 J: Hast du Utopien, Wünsche, Ziele in Bezug auf die Thematik?

82 C: Ich hab heute erst auf Facebook von Faris Kutschi einen Post gelesen. Faris hat jetzt vor, sämtliche Menschen geschlechtsneutral anzusprechen – und: „Wenn jemand etwas dagegen hat, dann sagt es mir“. Das ist eigentlich nett. [lacht] Das gefällt mir. Ich glaub, das mach ich auch. Einfach mal das Rad

ein bissi umdrehen und schauen, ob es irgendwie möglich ist, den Leuten ein bissi klarzumachen, es ist eigentlich nicht so viel dabei, sich hinzustellen und zu sagen: „He, mein Name ist soundso und das sind meine Pronomen“. Es einfach... normaler zu machen, dass Leute unterschiedliche Pronomen verwenden. Es normaler zu machen, dass es nicht nur ‚Frau‘ und ‚Herr‘ gibt. Also, die unglaubliche Utopie von A: Ich hätte gern meine Existenz anerkannt. [lacht]

83 J: Schon traurig, wie utopisch einem das erscheint.

84 C: Ja.

85 J: Zum Abrunden würde mich noch interessieren, ob es irgendetwas gibt, das dich in Bezug auf Geschlecht gerade beschäftigt, irgendwas, das Thema war.

86 C: Am ehesten die sehr, sehr spannende Beobachtung,... dass ich mir momentan vorstellen kann, mich fortzupflanzen. Und das hat mich irgendwie mein Leben lang total abgeschreckt, weil das war... Mutter ist die ultimativ feminine Rolle, so. Du darfst nicht schwanger werden, weil dann bist du endgültig in diese Rolle festgesteckt. Und scheinbar hat sich da in den letzten Jahren tatsächlich irgendwie mit eigener Gender-Wahrnehmung ein bissi was geändert mit sehr viel lockerer sehen. Und, na, ich bin halt nicht-binär und wenn ich mich fortpflanze, dann bin ich halt nicht-binärer Elternteil. Und das steht dem nicht-binär-Sein nicht im Geringsten im Weg. Und das finde ich grad eigentlich ziemlich cool, dass so die Entwicklung in die Richtung geht.

87 J: Klingt nach mehr Freiheit.

88 C: Ja. Ja, mehr Freiheit, mehr persönliche Entfaltung. Mehr mir selber erlauben, ich zu sein.

89 J: Voll schön.

90 C: Ja. Ich mache momentan gerade alle Menschen um mich glücklich. [lacht]

91 J: Gibt es noch etwas, das du abschließend sagen möchtest, das dir wichtig ist?

92 C: Hm, ich glaube, da ist nicht mehr wirklich was übrig, also zumindest in Bezug auf Gender... [lacht]
Nö.

93 J: Ja, cool, dann danke!

Interview 3

23.02.2021, 13:30 Uhr

Dauer: 46min

Person: Kaisa, 35 Jahre

Pronomen: nin/nims/nim/nin

- 1 J: Als erstes würde mich interessieren, wenn du das erzählen magst, wie du dich verortest.
- 2 K: Also, genau, also ich bin nicht-binär, ich bin auch intersex, muss aber nicht... übereinstimmen, ne. Ähm, und ich bin neurodivergent, ist vielleicht spannend. Weiß ich jetzt nicht. AnsonsteA: weiß, europäisch, in Niederbayern aufgewachsen, jetzt in Wien.
- 3 J: Und, weil du eh schon Aufwachsen angesprochen hast: Wie war deine Sozialisierung so in Bezug auf Geschlecht? War das eine Selbstverständlichkeit oder war das immer irgendwie ein Thema, oder...?
- 4 K: Naja, [unverständlich], vor allem dadurch, dass ich da nicht reingepasst hab' halt schon, ja. Ähm, also es war halt ein Dorf in Niederbayern und, keine Ahnung – wie habe ich das letztens ausgedrückt? Die Jungs haben Fußball gespielt, die Mädels haben getanzt und – also alles in Anführungsstrichen – und wenn man sich es leisten konnte, konnten wir alle Tennis spielen. [lacht] Wir konnten es uns nicht leisten, also jedenfalls irgendwann nicht mehr. Ähm... genau, äh, ja, ist schon sehr, also... Von einer ganz anderen Perspektive ist mir auch immer noch in Erinnerung, dass wenn ich was gesagt hab', dass mal eine Person gesagt hat „Ja, denk dir nichts, Kaisa liest“, als wär das irgendwie was Schlechtes. Dass wenn man mich nicht versteht, ist das Problem, dass ich lese. Das war in den 90er-Jahren, ja. Na gut. Ähm... ja. Und in dem Sinne, ja, also eh, ich hab' auch mehrere Erinnerungen irgendwie an Grundschulzeit, wo ich mir halt so dachte: „Wieso gibt's jetzt so zwei unterschiedliche Klos?“ Und: „Wieso machen die einen das und die anderen das?“ Und: „Ich bin ja eigentlich gar nicht das oder das“ Oder ich hab' halt auch nicht die Vokabeln oder so dafür gehabt, ja, oder den Wortschatz dafür eben. Ja. Und dann war man halt dann immer irgendwie weird. Wobei Neurodivergenz ja dann auch nicht hilft, ja.
- 5 J: Bist du binär sozialisiert worden?
- 6 K: Also, ja, eh. Aber ich war nie... ich war nie gut darin, ja.
- 7 J: Also hattest du das Gefühl, irgendwas passt da nicht?
- 8 K: Ja, natürlich, also nein, keine Ahnung, meine Mutter fand – war immer irgendwie enttäuscht, dass ich nicht so, also dass ich da irgendwie nicht so interessiert war an so vielen Sachen, ja, die halt... irgendwie relevant gewesen wären, so, pff, Aussehen allein schon, ja. Ähm, aber dann halt auch ein bestimmtes feminines Auftreten oder so, ja. Genau. Also, ich mein, das hat sich jetzt auch wieder eingestellt, ja, also sie ist da jetzt schon besser drauf, aber... Und sie hat letztens auch mal gemeint, sie hat sich dann letztens irgendwie dafür entschuldigt, dass sie nicht wusste oder dass sie... dass sie das nicht wusste und dass sie da irgendwie so falsch... – ja, also das waren ihre Worte – drauf reagiert hat in dem Sinne, dass sie nicht wusste, dass ich als Kind irgendwie, dass ich das irgendwie anders... Aber gut, das ist halt auch schon vorbei, ne.
- 9 J: Ja, ist im Nachhinein dann auch schwierig.
- 10 K: Nein, also ich nehm ihr das jetzt auch nicht übel, ja, also... Aber es ist halt so, ja, also das war halt jetzt. [zuckt mit den Schultern] Und jetzt machen wir es halt besser, ja.

- 11 J: Wie war dann dein inneres Coming-Out, sofern es so etwas gegeben hat? Oder war das für dich immer klar, dass du nicht-binär bist?
- 12 K: In dem Sinne schon. Ich hab' halt nicht das Vokabular gehabt. Und das macht schon einen Unterschied. Ich weiß noch, dass ich eine Zeit lang dann, also, dass ich immer so, also... eh immer gekämpft gegen so, ähm, Annahmen, ja. Also... dann hast du auch dieses: „Ja, Frauen müssen so sein“ – Naja, aber wenn ihr mich als Frau seht: Ich bin nicht so, ja. In dem Sinne. Und dann, ähm, da hatte ich irgendwie mal mit dem Terminus ‚agender‘ rumgespielt, aber das war, das war in dem Sinne hilfreich, sozusagen um zu verstehen, dass es was anderes gibt, aber, ähm... Und es ist auch noch manchmal hilfreich. Hm. Wie soll man das jetzt ausdrücken, na? Aber, ähm, nicht-binär ist irgendwie, das passt besser, ja. Und ich hatte, äh, ich war Anfang 20 war ich sehr viel in so politischen Umgebungen und ich hab' mich dann immer sehr in dieser – das gab's in Deutschland, das hieß auch so, ich weiß nicht – es war so ein, also es war so ein Aneignungs-Move, ja. Also ein – nur weil ich jetzt einen Terminus benutze, der oftmals auch als, ähm, verletzend wahrgenommen wird, aber da gab's dann diese ‚Zwiterbewegung‘, die halt sich das angeeignet hat und irgendwie auch versucht hat, sich für intersex Personen sich auch da, ähm... damit irgendwie eine Plattform zu haben, ja. Und, äh, da habe ich mich immer dann zugehörig gefühlt, aber ich konnte nicht ausdrücken, warum, weil es war eben mir ja auch nicht bewusst, dass ich intersex bin, ja. Ähm, es ist mir dann erst aufgefallen, als ich die Hormone, die ich eigentlich mein ganzes Leben lang bis dahin nehmen musste – also das ist so seit ich zehn war bis... Mitte zwanzig oder so hab' ich die eigentlich relativ konsistent genommen und dann immer weniger und dann irgendwann hab ich es halt verweigert, aber... – dass die halt zu so einer Angleichung da waren, ja. Und das war mir halt, das klingt so blöd im Nachhinein, aber das war mir halt einfach nicht bewusst.
- 13 J: Das wurde auch nicht offen kommuniziert in der Familie?
- 14 K: Nein, in dem Sinne nicht. Beziehungsweise, es wird dann auch viel so drum rum geredet von wegen naja, ähm,... Also die Rhetorik ist ja auch irgendwie so, du bist eine, also was zu mir gesagt wurde, war eben „Du bist eine Frau, du bist halt nur anders, ja. Also dass, also da muss man halt ein bisschen nachhelfen“. Und das „bissig nachhelfen“, dass das, ne, eigentlich ein relativ aggressiver Eingriff ist in wie ich bin, hat halt gedauert, bis ich das verstanden hab'. [zuckt mit den Schultern]
- 15 J: Mhm.
- 16 K: So medizinische Zusammenhänge sind ja eh auch immer schwierig, weil ja da auch gewisse Autoritäten dann mitspielen und so. Ja.
- 17 J: Ja. Ging für dich dann die Erkenntnis, dass du nicht-binär bist, in irgendeiner Form einher mit der intersex-Erkenntnis oder sind das zwei getrennte Dinge?
- 18 K: Das sind in dem Sinne zwei getrennte Dinge, weil es irgendwie zwei, also für mich jetzt, ne, sind's irgendwie zwei so Facetten des Gleichen. Also ich hab' mich da nicht, ähm, ich hab' mich da halt nicht zugehörig gefühlt oder fühle mich auch nicht zugehörig in einem binären Geschlechterschema, ja. Ähm, ich glaub, das hat dann hauptsächlich als ich irgendwie jetzt irgendwie viele Leute dann auch in meinem Umfeld, also das hat dann ja so... Auswirkungen auch in so trans-Kontexten, wo ich dann gesagt hab': „Naja, für mich war das ja nicht so, dass ich Hormone genommen hab', sondern sie abgesetzt hab'“ [lacht], also diese inverse Erfahrung, ja. Und in dem Sinne so eine Klarheit dafür zu haben war schon auch irgendwie so „Ah ja, das ist, was mein Körper macht“ und so. Aber für mich ist das, ist das gar nicht so weit voneinander entfernt, ja. Ähm, und ich mag auch diesen Raum, den nicht-binär und letztlich – also ich hätt diesen Begriff jetzt nicht gewählt, aber in meiner Geburtsurkunde steht jetzt auch ‚divers‘, ja, also ich finde den ein bisschen, naja, gut [zuckt mit den Schultern]. Ähm, aber die Offenheit, die sich daraus ergibt und dass man... Also, das ist einerseits irgendwie

schön, ja, dass es diese, diese Offenheit gibt und dass man sich in der dann irgendwie auch relativ flexibel positionieren kann, auch je nach Kontext und so. Aber... Aber das kommt natürlich auch mit so einer, mit so einer... Ne, also, sagen wir so, wenn, das habe ich schon mitbekommen, wenn so, zum Beispiel bei trans Frauen in meinem Umfeld, dass die dann halt wissen, welche Schemata und welche Codes es gibt als trans Frau, und ich, pff, für nicht-binäre Personen gibt's das halt nicht wirklich. [zuckt mit den Schultern]

- 19 J: Das ist eh auch ein Punkt: Die Frage nach ‚Passing‘ und wie man nicht-binär ist, wie man nicht-binär aussieht. Sind das Fragen, die dich beschäftigen?
- 20 K: Hm [lacht], das ist nämlich noch das andere. Ja, also es beschäftigt mich schon. Ich streb' auch derzeit eine Mastektomie an und so, aber das liegt gar nicht daran, dass ich jetzt nicht-binärer auftreten will, sondern dass ich mehr – dass ich in dem Sinne schon fast zu nicht-binär auftrete und das halt zu Anfeindungen auch führt, ja. Also abgesehen davon, dass ich sie auch selber nicht haben will – das ist so eine Doppelgeschichte, ja. Einerseits, ähm, hätt ich sie gern nicht, weil ich das eigentlich... schöner fände, wenn mein Körper eine flache Brust hat und das auch ein Bedürfnis ist in dem Sinne. Und, ähm, um sich da... nicht dieses, äh... Es fühlt sich auch nicht so an, als würd sie zu mir gehören, es ist ganz absurd. Und ich hab' auch festgestellt, als ich dann von anderen Leuten die Bilder nach der OP gesehen hab', dass ich dann so neidisch war auf einmal. Ja, [lacht] und ich war so „What is going on?“ Aber... So das ist schon ein inneres Bedürfnis, aber es gibt auch ein äußeres Bedürfnis, wo ich mir denke, ich würd mir gern aussuchen können, ob ich an manchen Tagen – ich mein, ich könnt mich auch rasieren, aber das ist halt so „uff“ [verdreht die Augen], also das geht schon, aber es ist halt gleich wieder da, ja. Ähm, also ich würd mir gern an manchen Tagen einfach aussuchen können,... irgendwie als binär zu passen in dem Sinne, nur damit ich halt... ja. Es gibt halt dann doch sehr viele... komische Blicke und lauter so Zeug, ja, und, und Beschimpfungen oder Fragen auf der Straße oder auch so, ja. Bei Kindern seh' ich es ja grad noch ein, aber bei erwachsenen Leuten weiß ich nicht, warum ich mich jetzt hinsetzen muss und mit denen ein Riesengespräch führen muss darüber, ob... welches, welches von den zwei Geschlechtern, die sie da jetzt im Kopf hat, ich nicht bin und dann denen erklären muss: „Ja, keins von beiden“ und so weiter. Ja, also, pff, bin ich echt so pff: „How about you go read yourself!“.
- 21 J: Ja, ist halt auch einfach nicht dein Job, das zu übernehmen.
- 22 K: Ja. Das ist auch so der Witz, ja, ich muss ja ständig über Geschlecht reden. Eigentlich interessiert mich das gar nicht so sehr, aber bleibt dir ja nichts anderes übrig, ja. Ich mach das jetzt halt auch wissenschaftlich teilweise, weil [seufzt], weil dann spart man sich halt zumindest in diesem Kontext auch so ein bissl das Erklären, weil dann kann ich halt sageA: „Ich hab' das da aufgeschrieben, bitte, danke“. Oder man wird zumindest dafür bezahlt, ja.
- 23 J: Ja, wenigstens.
- 24 K: Das klingt so blöd, aber es ist halt echt so. Eigentlich interessieren mich andere Sachen, aber... gut. Das mach ich jetzt halt auch.
- 25 J: Das heißt, du hast eigentlich das gegenteilige Problem von vielen anderen, die wenn dann zu binär gelesen werden und quasi versuchen, weniger klar binär einordenbar zu sein und dir wäre es halt ab und zu auch einfach ein Bedürfnis, dir diese ganzen Diskussionen zu ersparen und binär zu passen, hab' ich das richtig verstanden?
- 26 K: Also, es ist auch... Ja, aber es ist auch natürlich komplexer, ja. Also es ist schon auch irgendwie, hm. Also ich werd ja trotzdem misgendet, äh, weil, also viele Leute machen dann halt so ein Pi-mal-Daumen, ja, und, und suchen sich dann halt irgendwas aus, je nach Klamotten teilweise auch. Wobei ich auch schon mit „Herr“ angesprochen wurde in einem Kleid. Da war ich irgendwie ur stolz auf mich [lacht], weil, weil ich dachte mir so: „Ach, so much confusion irgendwo“. Das war dann wirklich so ein „Ah, ich such mir eins aus“. Das fand ich eigentlich ganz lustig und, äh, und grundsätzlich ist es auch

in... Also ich will schon auch als nicht-binär gelesen werden, ja. Nur... [seufzt] Es gibt nur manche Situationen, wo es halt blöd ist, ja. Und, ähm, und das ist schon – also es ist einerseits eben dieses „Ich würd in manchen Kontexten gerne nicht-binärer gelesen werden, weil es auch sicherer ist“ und da werd ich es dann aber nicht. Und dann in anderen, so, vor allen Dingen, das sind halt dann leider die, wo es auch gefährlicher ist, ja, ähm, werd ich dann so mehr oder weniger als nicht-passend eingestuft, ja, und dann, ähm, weiß ich halt auch nicht, also auf der Straße ist es bisher nur am Tag vorgekommen, aber... keine Ahnung. In der Nacht weiß ich es halt auch nicht, wie cool das wär. Ich trag eh meistens Kopfhörer dann auch auf der Straße, einfach nur, damit ich es nicht hör und dann ist es so, eh, wenn man nicht reagiert, pff, wurscht, ja. Ähm, und es ist halt auch schon vorgekommen, einmal in der Straßenbahn – und ich weiß nicht, was man der Person angetan hat, aber... die hat sich halt wirklich so mit einem extrem geekelten Gesichtsausdruck irgendwie die ganzen fünf Minuten, die man da irgendwie in der Straßenbahn war, äh, die ganze Zeit irgendwie so von mir weggedingst und so und richtig böß geschaut und ich hab’ mich einfach so gefragt: „Was hat man der angetan, dass die Leute nicht so sein lassen kann?“. Aber, ähm... aber ja, ne. Das ist halt irgendwie auch nicht so prickelnd.

- 27 J: Ja, dem will man sich auch nicht immer aussetzen, wenn es irgendwie vermeidbar ist.
- 28 K: Ja. Und wenn es sozusagen für die Leute einen Double-Take braucht, dass sie da hinkommen, um für andere Leute – Also, das ist halt so, ich hab’ so das Gefühl, das würde halt für manche Leute dann eben diesen Double-Take brauchen, ja. Also, dass sie halt zwei Mal hinschauen müssen, um es zu verifizieren, dann vielleicht auch nicht die Lust haben. Und... und aber in anderer Hinsicht in diesen sicheren Bereichen vielleicht auch – ähm, jetzt die Mastektomie – dafür sorgen, dass es da eventuell mehr... mehr einfach Akzeptanz gibt, ja. Pff, aber es ist eh auch, andere Leute sind sowieso witzig, ja. Also ‚witzig‘ sag ich, ne. Einmal ist es mir auf einer Konferenz passiert, dass mir jemand irgendwie ein Kompliment machen wollte, indem er gesagt hat „Ja, also ich kann jetzt nicht sagen, ob du als Mann oder als Frau geboren wurdest“ und ich war so: „Wah“ [seufzt]... „Okay. Not the point“.
- 29 J: Voll, ja. Du hast vorher schon kurz Kleidung angesprochen und dass du da je nach Kleidung unterschiedlich auch gelesen und gegendert wirst. Wodurch drückst du denn dein Geschlecht aus? Es klingt, als würde Kleidung eine Rolle spielen – Was ist dir da wichtig?
- 30 K: Mh, ja, in manchen Kontexten. Ich glaub aber, hauptsächlich Kleidung, in der ich mich wohl fühle. Das sind ganz oft Leggings und so Leinenkleider. Also erstens so. [steht auf] Ich weiß nicht, ob man das jetzt so sieht. Also, weil erstens ist es halt so extrem abflachend und zweitens ist es ur bequem, ja. Und man kann aber auch irgendwie eine Weste drüber anziehen und so und es ist halt lässig. Ähm, das ist halt so, was ich in letzter Zeit so gemacht hab’. Ähm, ich hatte halt auch mal einen künstlichen Darmausgang eine Zeit lang und seitdem trag ich kaum Hosen. Weil das nicht ging, ja, weil da wär halt irgendwie der Beutel drüber gehangen oder halt irgendwie abgeschnitten worden und das war beides nicht so gescheit, ne. Und deswegen, weil ich dann angefangen hab’, solche Röcke zu tragen, ähm, und ich find auch nicht, dass in dem Sinne jetzt Kleidung gegendert ist. Ähm, aber natürlich ist mir schon bewusst, dass wenn ich jetzt Westen kaufe oder so, ja, dass es halt schon auch mit einem gewissen, mit einer gewissen Androgynität kommt und [unverständlich]. Aber grundsätzlich tät ich halt sagen, Kleidung hat jetzt keine... Also grundsätzlich hat für mich Kleidung jetzt kein Geschlecht, aber ich weiß schon, dass es Leute durchaus geschlechtlich lesen, ja.
- 31 J: Gibt es da für dich irgendwelche Aspekte, wo du sagst, das ist für dich mit deinem Geschlechtsausdruck verbunden, was Äußerlichkeiten angeht?
- 32 K: Ne, das ist, man sieht es vielleicht da nicht so gut, aber ich hab’ ja doch einen relativ – also, da ist er sehr dünn, aber, hier eigentlich nicht ganz so – aber einen relativ sichtbaren Bart. Also, wie ein 14-jähriger Junge, aber... ist da! [lacht] Mh, und das, würd ich halt schon sagen, ist so ein, so ein Marker halt mitunter, ja. Genau.
- 33 J: Gibt es irgendwelche Kontexte, in denen du, um eben als binär zu passen, irgendwelche dieser Marker bewusst veränderst, auch wenn es gerade nicht das ist, was dir entsprechen würde?

- 34 K: Also vor Corona hab' ich mich dann wirklich jedes Mal rasiert, wenn ich irgendwie in so Kontexte gekommen bin, die ich nicht kannte, ja. Wobei es dann teilweise auch blöd ist, weil du dann so Rasur-Wunden hast, ja, optische. Ähm... Und seitdem aber eigentlich nicht mehr. [lacht] Ich hab' mir jetzt einen Bartschneider gekauft, ich mach es nur noch kürzer, aber nicht mehr weg. Ähm, ja, vielleicht auch so eine gewisse Trotzhaltung, aber. [zuckt mit den Schultern]
- 35 J: Das heißt, Corona hat da eigentlich wa-
- 36 K: Ja, es war halt vor allen Dingen bei meinen Eltern teilweise, ne. Also so auch, wenn man dann ins Dorf zurückkommt und so. Aber das ist schon durchaus, ne, also so eine, das darf man echt nicht unterschätzen. Seit es diesen Pass gibt, gibt es halt Leute, die sich damit auseinandersetzen müssen in irgendeiner Art und Weise und sie können es irgendwie falsch finden oder nicht, aber sie können einfach nicht mehr negieren, dass es die Leute gibt. Das ist ja auch so eine Strategie von irgendwie... so... binären Leuten manchmal, dass sie so sageA: „Naja... Das gibt's halt nicht“, ja, oder: „Es gibt nur ganz wenige“ und dann ist da aber irgendwie eine Person und so. Ja. Ich versuche immer, vielen Leuten zu erklären, weil dann sagen so viele Leute: „Du bist die erste nicht-binäre Person, die ich treffe!“ und ich so: „Ich glaube nicht, aber... das müsstest du dich dann fragen, warum die anderen dir das nicht sagen“ [lacht]. Ähm...ja. [zuckt mit den Schultern]
- 37 J: Das heißt, du hast das Gefühl, Repräsentation wäre oder ist da schon ein wichtiger Faktor in dem Zusammenhang?
- 38 K: Ja, aber dass man das auch sieht, ja. Also, davor war das halt einfach irgendwie so weird und, und, und, keine Ahnung, eben auch wortwörtlich in so einem Krankheitsbezug gesehen, ja. Und, äh, dadurch, dass das weniger passiert, hat man halt dann auch so ein – also, mit weniger meine ich ganz, ganz langsam weniger – aber ich nehme da durchaus schon auch eine gewisse Art an Selbstvertrauen dann draus, dass ich jetzt sag': „Wenn der deutsche Staat sagt, ich darf ein ‚X‘ im Pass haben, dann... Was willst du jetzt?“, ja. So in dem Sinne.
- 39 J: Das heißt, da ist schon auch der Staat ein Akteur, der solche Diskurse formen oder mitbeeinflussen würde?
- 40 K: Ja, würd ich schon sagen.
- 41 J: Was ist generell dein Gefühl, welche Rolle hat Gesellschaft in deinem Geschlechtsausdruck?
- 42 K: Ja eh, also dieses Sicherheits-... Austarieren, so ein bisschen. Ich weiß nicht, wie ich es anders ausdrücken soll. Also, dass man sich halt dann auch irgendwie... zumindest bestärkt genug fühlt, dann auch in unterschiedlichen... Kontexten sich irgendwie unterschiedlich zu präsentieren, ne. Also, und auch anders als davor teilweise, ne. Und das find ich halt dann auch so spannend, ich mein, einerseits, ich weiß nicht, die Diskussion gab's dann irgendwie drei Monate gab's diesen Geschlechtseintrag, ja, im März 2019. Zu dem Zeitpunkt hat mir mein Standesamt gerade mal einen Brief zurückgeschrieben, nachdem ein Monat Stille war, ein Monat der Chef im Urlaub und dann ein Monat Bearbeitungszeit oder so, keine Ahnung, ähm, die waren leicht überfordert. Aber, äh... ja. Und dann, ähm... äh... und das war dann, genau, zu dem Zeitpunkt hab' ich das gelesen, da war ich schon sechs Monate damit beschäftigt, das irgendwie zu bekommen. Ich hab's dann bekommen im September, ja. Also das hat irgendwie ein Jahr gedauert, bis ich zu diesem Eintrag gekommen bin. Ich war so sauer, weil es hat halt irgendwie auch Geld gekostet und alles und – ich konnte mir das leisten, das ist jetzt nicht das Ding, also persönlich bin ich da eh privilegiert. Aber ich fand's halt dann so eine Frechheit zu sageA: „Ja, aber es gab ja irgendwie erst hundert Fälle!“ Und ich war so: „Ja, und allen Leuten werden so viele Steine in den Weg gelegt und dann wundert ihr euch, dass das nicht so viele machen“, ja. Und, und, ich mein, da wurden ja auch die ganzen offenen Anträge nicht mitgezählt, ja.
- 43 J: Boah, voll mühsam. Ich dachte, in Deutschland ist das ein bisschen einfacher?

- 44 K: Ja, man darf theoretisch auch nicht selbstgewählt das machen, aber ich hab' halt eine, eine Ärztin gefunden, die das unterschrieben hat, ja. Wobei generell meine, also, okay, also ich versteh die Diagnose, die ich bekommen habe, auf einem hormonellen Level als intersex, aber medizinisch ist das durchaus debattierbar, weil es sind ja eigentlich Frauen. So. [lacht] In der intersex-Community ist man aber auch durchaus mit anerkannt, also von da her, pff [zuckt mit den Schultern], definier ich mich dann auch so. Das passt für mich besser. Aber, ja, wenn manche Leute anfangen sich zu fragen, welche Genitalien ich jetzt hab', wobei sie das eh schon tun, und ich dann jedes Mal so „Uff!“ [verdreht die Augen]. Was mich wirklich dann nervt, sind so Leute, die eine Frage anfangen mit: „Darf ich dir eine intime Frage stellen?“. Weil die Antwort ist immer „Nein“ und ich muss immer „Ja“ sagen. Weil das ist sozial nicht anerkannt, dass man da „Nein“ sagt.
- 45 J: Mhm. Ich bin dazu übergegangen, dann zu sageA: „Ja, fragen kannst du, aber ob ich antworte, sehen wir dann“, weil ich mir auch denke, auf alles muss ich nicht antworten – und schon gar nicht jedam.
- 46 K: Ja eh. Es gab mal ein Kind in Kärnten, im Sommer. Da ist es vielleicht noch irgendwie, ja, der war vielleicht zehn oder so, ja. Und den hat das interessiert und so und ich war so „Okay“. Und das find ich dann auch okay, ja. Und dann war er halt so: „Bist du jetzt Mann oder Frau?“ Und ich so: „Naja, keines“. Und dann hat er so versucht, das einzuordnen und war so: „Also dein Gesicht ist eher männlich, deine Brust ist eher weiblich... Und wie ist es dann untenrum?“ Und ich war so: „So nah sind wir uns nicht... Ähm, das behalt ich jetzt mal für mich, ja“. [lacht] Aber auch so, äh, irgendwann in einem anderen Zusammenhang, mit Erwachsenen find ich es dann immer arg, wenn dann so Fragen kommen, wie: „Du hast doch ein Kind...?“ – Und dann sag ich einfach nur so: „Ein Pflegekind“. Und dann sind sie eh schon so... „Okay“. [lacht] Und dann schieß ich meistens noch hinterher, dass trans Männer auch gebären, seit sie es dürfen und nicht mehr zwangssterilisiert werden. Und dann ist die Diskussion auch schnell vorbei, aber... ja.
- 47 J: Wie erlebst du die Elternrolle?
- 48 K: [lacht] Ja, ja. „Meine Mama ist keine ‚sie‘ meine Mama ist ein Doktor“ [lacht] – „Okay“. Er ist jetzt sechs. Ähm, es ist, also ich finde es auch nett, ja, irgendwie Elternteil zu sein. Ich finde es, äh, in den geschlechtlichen Erwartungen teilweise auch schrecklich, also es ist halt... Aber man fragt sich auch, worauf man sich einlässt. Also zumindest ein bisschen, ja. Ähm... Es ging auch nicht – Ich hab' mir am Anfang überlegt, dass ich halt dann irgendwie überleg, was ich ihm, was ich ihm sag, dass er mich nennen soll, aber das hat dann in dem Zusammenhang auch nicht funktioniert, weil das Kind war halt dann auch schon irgendwie auf der Welt und so und, keine Ahnung, nach einer Woche schaut er mich so an und fragt mich halt irgendwie so „Mama?“ und was sagst denn? Ja, natürlich bist du dann halt ‚Mama‘, weil das... braucht er halt dann, ja. Und da kannst du jetzt nicht mit irgendwie, also, Gendertheorien kommen oder so, bei einem nicht einmal Zweijährigen. [lacht] Ähm, genau, deswegen bin ich Mama. Leider. Äh... Und es ist aber auch die Umgebung, ja, also es gehen einfach alle davon aus, ähm, er nennt uns eh beim Namen inzwischen, also... das ist jetzt nicht so. Aber, ähm... Ja. [zuckt mit den Schultern] Es ist halt auch ein... Manchmal muss man halt auch in so Rollen schlüpfen, die halt gerade gebraucht werden, ne. Man ist halt nicht so... nur allein in der Welt.
- 49 J: Stichwort „nur allein in der Welt“: Wie wäre eine hypothetische Welt ohne Geschlechter für dich?
- 50 K: Ich find, also das hab' ich jetzt so noch gar nicht nachgedacht. Ich finde es jetzt auch nicht so problematisch, wenn die Welt Geschlechter hat, an und für sich, ja. Ich find dieses binäre Konstrukt halt einfach extrem einschränkend und ich glaub, nicht nur für nicht-binäre Personen, sondern ich glaub, das ist auch für Männer und Frauen jetzt nicht so supergeil. Ähm... Also, weil halt da so viele Erwartungen dran knüpfen und dann auch Leute, die Frauen sind halt – oder Männer sind – da nicht reinfallen, ja, aber trotzdem halt auch gerne Männer und Frauen sind, weil sie es halt sind. Das ist, ähm... ist schon okay. Ich finde es halt nur schöner, wenn man vielleicht sich überlegt, wann man es wirklich wissen muss. Das fängt ja schon mit der Geburtsurkunde aA: Wieso muss da überhaupt ein Geschlechtseintrag stehen? Ähm, und dann ist mir letztens gekommenA: Naja, der Staat muss ja dein

Geschlecht wissen, weil für Frauen gelten, also in Österreich für Frauen gelten andere Pensions-... Geschichten oder so. Dann hab' ich so gemeint: „Naja, dann schauen wir halt doch hin, wer Care-Arbeit macht und dann machen wir das halt spezifisch“, ja. Dann soll man halt Care-Arbeit explizit anerkennen und das nicht über so eine blöde Behelfskonstruktion machen, ja, lauter solche Geschichten. Ähm... Wozu muss ich, müssen es Leute wissen, wenn ich Katzenfutter bestelle? I don't know. Ähm, Fördergeber*innen... Also ich versteh schon, dass man sagt, irgendwie: „Okay, es gibt halt irgendwie Mechanismen, die auch unterdrückend sind und so. Und deswegen wollen wir halt schauen, dass wir auch nicht nur Männer fördern“. Okay, aber wenigstens optional machen, ja. Also ich versteh den ganzen Zwang nicht dazu. Und in dem Sinne wäre eine Welt ohne Geschlecht für mich eine Welt ohne Geschlechtszwang. [lacht] Ohne so einen binären. Bei der AUA ist es auch so arg: ‚Herr Doktor‘ und ‚Frau Doktor‘ kann man beides angeben. Mhm. Herzlichen Dank für nichts. Vier Geschlechter: Herr, Frau und Herr Doktor und Frau Doktor. – Vier Anreden. Ich würfle das bei sowas dann immer aus.

51 J: Okay.

52 K: Ja, was sollst du denn machen?

53 J: Eh, voll.

54 K: Ich würfle. Mal Herr, mal Frau, fühlt sich beides scheiße an, wurscht.

55 J: Mhm.

56 K: Gestern ist es mir übrigens passiert – und das war tatsächlich erst gestern, dass mich jemand aus Versehen in einer Annahme als, äh... also, jetzt in der Annahme... Okay, es war, der Kontext ist vielleicht auch wichtig. Es war eine Person, die eh sehr, sehr, also eine Person, die über trans und inter und so Sachen eh Bescheid weiß, ja. Und die hat dann... sich so überkorrigiert [lacht] und hat mich dann wissentlich in dem Ding von „Sie' ist es nicht“ als ‚er‘ identifiziert und ich war so: „Ha. Spannend.“ Also es ist mir passiert, dass Leute ohne darüber nachzudenken mich als ‚er‘ identifiziert haben und dann bin ich jetzt auch so: „Sag ich jetzt was oder nicht?“, ja. Aber in dem Fall war es halt: hat nachgedacht und dann auf ‚er‘ differenziert und ich fand's so spannend, weil... äh, ja. Dann hab' ich sie auch korrigiert. Aber, ähm, aber ich war irgendwie so: „Das war jetzt misgendert, aber es war irgendwie so ganz anders misgendert [lacht] und zwar so... willentlich“. Übrigens, auch spannend, wenn wir grad dabei sind. Jetzt brauchst du dann vielleicht doch die Videoaufnahme, weil ich hab' letztsens so ein Bild von mir geschossen, ähm, wo ich diese ganzen Zoom-Sachen benutzt hab'. Es gibt nämlich diese Studio-Effects. So. Und da kann man sich dann irgendwie verstärkt Bart oder... Augenbrauen [klickt sich durch verschiedene Effekte, während nin spricht] und... Was hab' ich noch gemacht? Ah ja, den [Bart] kann man auch noch dunkler machen, there you go. Oder so. [fügt zu den dunklen Augenbrauen und dem Bart noch rote Lippen hinzu] Yes. Und so. Voll drag. Äh, ich mach's wieder weg. Und, äh, ich hab' einen Screenshot gemacht und das meinem Kind geschickt und dann [lacht], also nicht meinem Kind, meinem Partner, der hat es dem Kind gezeigt und das Kind war so: „Ja... Er schaut voll gut aus!“. [lacht] Inzwischen benutzt er auch einfach, ne, so variabel irgendwelche Pronomen.

57 J: Aber, ja, das ist ja voll cool, dass zumindest manche Kinder mittlerweile anders aufwachsen, weniger binär aufwachsen, oder?

58 K: Ja, wobei der Kindergarten auch arg ist, ja. Eine Woche zurück im Kindergarten: alles wieder binär. Nein, so schlimm ist es nicht, aber man merkt schon, dass da andere... Geschlechterregime spielen, ja. Also zum Beispiel, er trägt gerne Kleider zuhause, vor allen Dingen zum Schlafen, er würde sie nicht im Kindergarten anziehen. Gut. Ähm... Ich hatte übrigens auch eine Zeit lang, wo ich gesagt hab', dass Leute ‚sie‘ und ‚er‘ abwechseln sollen. Die einzige Person, die das gemacht hat, war tatsächlich dann mein Partner – irgendwie in konsistenter Art und Weise. Und der ist ständig korrigiert worden, ähm, weil der nämlich nicht-deutsch erstsprachlich ist, ja. Und das ist dann auch spannend,

wie das dann so zu überlappenden... Sachen kommt. Deswegen hab' ich jetzt gleich ein neues Pronomen. Dann denken sich die Leute, sie haben es nur nicht richtig gehört. [lacht]

59 J: Du hast gesagt, wenn dich Leute misgendern, ist es immer so ein Abwägen, ob du etwas sagst oder nicht? Wovon machst du das abhängig?

60 K: Naja, einerseits, wie ich an dem Tag drauf biA: Wie viel Lust habe ich jetzt, der Person zu sagen, dass sie was falsch gemacht hat? Und die meisten Leute können ja eh nicht mit Kritik umgehen. [lacht] Nein, aber es ist halt echt so, dass viele Leute irgendwie dann, es dann persönlich: „Ja, aber ich bemühe mich ja eh!“... – „Ja, ist okay, ich wollt jetzt auch nicht ewig drüber reden, ich dachte nur, vielleicht wolltest du es wissen“. Ja, das ist halt so eine Reaktion. Auch spannend ist irgendwie so „Ja...“ – irgendwie falsche Anrede und so – und dann sag ich so „Naja, es ist nicht die Anrede, ähm... keine von den beiden“. Und dann sind die Leute so: „Wie nenn ich Sie denn dann?“ – „Naja, mein Vorname ist [Vorname] mein Nachname ist [Nachname], läuft!“ [lacht] Und dann sind sie immer so: „Ach ja, okay...“ Ja, also, genau, also, persönlich, aber auch so, wie viel bringt mir das jetzt, ja. Und auch wie, wie stur bin ich grad, ja. Also, wenn jetzt jemand... wenn ich jetzt im Flughafen einen Kaffee kaufe und da [unverständlich], dann pff, ja. Theoretisch könnte man das auch in der Wiener Teststraße sagen, aber da war das Militär und ich war sch... sauer. Weil [lacht], da konnte man es ja an- geben, und, ähm, also inzwischen kann man das eh nicht mehr, was ich spannend fand, aber man konnte irgendwie im Dezember noch angeben ‚divers‘ und jemand hat meinen Namen gelesen und beschlossen, er muss das jetzt... er muss das jetzt gendern. Und ich war so: „Äh, no.“ - Und er so: „Aber der Name!“ – Und ich so: „Ja, aber das Geschlecht steht doch direkt daneben!“ [lacht] Sorry, beim Militär... Alle Autoritäts-... äh... Signale gehen hoch, so ungefähr. Aber ja.

61 J: Wie hat er dann reagiert?

62 K: Ach so, nein, er hat nur so gemeint: „Oh, ja, okay. Da hätt ich jetzt nicht hingeschaut“. [lacht] Also es ist meistens eh irgendwie auch... ja. In so Kurzsituationen ist es auch meistens nicht eine Diskussi- on wert, also für beide Seiten nicht. Ähm... Es ist auch manchmal so, dass man es sich einfach nicht... Wenn ich es dann schon zum zehnten Mal bei einer Person sagen muss, die halt irgendwie öfter in meinem Leben auftaucht, keine Ahnung, Kolleg*innen oder so, dann sag ich es halt auch irgendwann nicht mehr, weil ich es nicht mehr hinkriege, so, ich halt dann nur so biA: „Okay, dann lernst du es halt nicht“, ja. Oder. Pff. Also nicht von mir.

63 J: Hast du irgendwelche gesellschaftlichen Utopien in Bezug auf Geschlecht? Oder irgendwelche Wünsche?

64 K: Naja, dass die Leute halt machen können, was ihnen guttut, solange' sie niemand anderem weh tun. Ja. Und dass man nicht ständig da irgendwie... Eine mini-Utopie ist vielleicht, dass man Geschlecht tatsächlich als eine private Angelegenheit sieht. Eine individuelle und persönliche und, don't know, intim verhandelte, meinetwegen, ja. Aber, äh, es ist halt einfach sooo krass, wie sehr das im Vorder- grund steht. Und ich find's ja so witzig, weil Leute sagen dann irgendwie so: „Ja, du redest aber so oft über Geschlecht“ – Naja, ich muss ja. Und für mich sieht das dann eher tatsächlich so aus, als würde ich das nicht machen müssen, weil die Leute halt irgendwie sageA: „Okay, das ist Kaisa und fertig“, ja. Und... keine Ahnung.

65 J: Und gibt es irgendwas, das dich in Bezug auf Geschlecht in letzter Zeit besonders beschäftigt hat?

66 K: Naja, ich hab' gerade einen Artikel zu Datenbanken geschrieben und online-Formularen. Von da her ja, i guess.

67 J: Magst du mehr dazu erzählen?

68 K: Ich kann es dir auch schicken. Es ist nur unter Begutachtung. Es ist halt so eine Autoethnografie gewesen, die ich gemacht habe, als ich mit dem... mit dem angefangen hab', ne. Äh, also, als ich den Pass bekommen hab'. Und... dann hab' ich halt unterschiedliche Leute angefragt, was sie da mit ihr- rer... mit ihrer... ähm... mit ihren Web-Formularen, was sie da machen können. Und in 20 Prozent der

Fälle hat das auch zu einer langfristigen Änderung geführt. Und in 80 Prozent der Fälle war es einfach nur für die Katz. Oder es gab irgendwie eine individuelle Lösung, aber halt keine systematische Angelegenheit. Und das Arge daran ist halt einfach, dass man von den Leuten so viel Arbeit erwartet, damit sich eine Gesellschaft irgendwie drum schert, dass es sie gibt. Das find ich schon arg. Oh, ja, auch, ich mein – Ich entnehme dem Ganzen, dass du selber nicht-binär bist, ähm: all kinds of content warnings! – Es haben mehrere Leute irgendwie schon gemeint, sie hätten noch nie bei einem Paper geheult, aber das hat sie dazu gebracht, so von da her... Es ist anscheinend irgendwie... Wobei, ich hab' immer so das Gefühl, für nicht-binäre Leute ist, da steht gar nichts Neues drin, ja. Aber... so, ja.

69 J: Ja, ich lade es mir herunter, ich schau es mir sehr gern an, danke.

70 K: Ist halt auf Englisch und irgendwie lang, aber... mal so zum Reinstöbern vielleicht.

71 J: Gibt es irgendwas, das für dich noch wichtig ist, anzusprechen, zu sagen?

72 K: Ich werd vielleicht noch kurz über Stimme reden, wenn ich Vorträge halte.

73 J: Mhm.

74 K: Es geht halt von zu Hause aus irgendwie schlecht, weil man sitzt und so, [räuspert sich] aber ich hab' auch so eine Vortragsstimme, die ein bisschen tiefer ist. [lacht] Funktioniert besser auf Englisch. Da wird der Unterschied klarer. Aber ja.

75 J: Das heißt, bei Vorträgen ist dir die tiefe Stimme wichtig?

76 K: Ähm... jein, es ist nur die Stimme, die ich mag. Es ist nur ein bisschen anstrengend, die immer aufrechtzuerhalten. Deswegen mach ich die halt nur, wenn ich tatsächlich jetzt Wert drauf leg, wie ich rede. Und vor allem, ich kann sie halt echt nur im Stehen abrufen irgendwie. Aber, ähm, ja. Das wäre vielleicht noch so eine Sache. Ansonsten ist es aber eh auch so, ich hab' das mal gemessen mit so Apps, aus Neugier: Ich lande eigentlich immer so dazwischen vom Pitch her. – Also, across. Jetzt nicht unbedingt in den individuellen Situationen. Das kann halt schon irgendwie so sein, aber... aber dann so über zehn Minuten hinweg ist es in der Mitte.

77 J: Wie ist das am Telefon, wenn dich Leute nicht kennen?

78 K: Äh... unterschiedlich. Man merkt, wenn sie sich nicht trauen, was zu sagen, weil sie nicht wissen, was. Und... manchmal. Wobei, „Herr“ ist eher selten vorgekommen, das stimmt schon [unverständlich]. Ich geh auch nur ran und sag irgendwie [Nachname]. [lacht] Ja. Genau.

79 J: Gibt es Kontexte, in denen du, um anders gegendert zu werden, deine Stimme bewusst veränderst?

80 K: Nein, das nicht. Aber halt nur in dem Sinne, dass ich halt, wenn ich präsentiere, also, und mir auch irgendwie bewusst ist, dass Stimme irgendwie wichtig ist, ja, egal in welcher Form, dann hab' ich halt diese – ich würd's ja nicht einmal tiefer nennen, ich würd sie nur... runder nennen, ja. Also, weil ich halt mehr von... dass irgendwie mehr... Ich kann wenig filtern, aber ich kann dann hören, dass ich halt irgendwie mehr Frequenzen im kom-, also das ist einfach eine dichtere Stimme. [lacht] Deswegen ist sie auch anstrengender, schätze ich mal. Aber das geht auch nur für kurze Vorträge. Wenn das jetzt eineinhalb Stunden ist, dann halt ich das auch nicht durch. Vorlesungen dann auch nicht. Ja.

81 J: Ja, irgendwas anderes noch, das –

82 K: Du hast eh keine Vorlesung bei mir gemacht, oder? Also, ich mein, wär jetzt auch nicht so tragisch, aber...

83 J: Nein, hab' ich nicht.

84 K: Okay.

85 J: Sonst hätte ich das schon vorher mit dir abgeklärt, ob das dann für dich okay ist, oder nicht.

- 86 K: Alles fein. Bin da nicht so. Ich sag ja auch immer in 90 Prozent der Vorlesungen – wie MC Hammer, was ich jetzt rausgefunden hab': Es ist ja auch wichtig, wer Wissenschaft macht und dass man weiß, aus welcher Position die Leute sprechen. Genau. Ähm, MC Hammer hat gestern getweetet, dass das wichtig ist und ich bin immer noch... macht mich immer noch fertig, in einer guten Art und Weise, ja. Es ist so: mindblow. I can't touch this. Es ist einfach auch so gut. [lacht] Entschuldigung, hat überhaupt nichts mit dem Thema zu tun. [lacht] Aber es ist so gut.
- 87 J: Naja, ein bisschen hat es schon mit dem Thema zu tun. Und wenn es MC Hammer sagt, dann muss es stimmen. [lacht]
- 88 K: [lacht] Ja, es ist so gut. Anyway, ja. Aber sonst hab' ich eh nichts mehr.
- 89 J: Okay, ja, dann würde ich die Aufzeichnung mal beenden. Danke dir!

Interview 4

22.02.2021, 20:00 Uhr

Dauer: 52min

Person: Noa, 39 Jahre

Pronomen: sier/sies/siem/sien

- 1 J: Ich würde gern damit anfangen, ob es etwas gibt, das du erzählen möchtest, wo du denkst, das ist wichtig, dass das die Leute, die meine Masterarbeit lesen oder ich, wissen? Dann wäre jetzt Raum dafür da, wenn du dich verorten magst.
- 2 N: Zum Thema Nichtbinarität, also wo ich mich verorte, meinst du?
- 3 J: Auch, ja, sehr gern.
- 4 N: Ja, also ich hab' mich eigentlich erst mit 37 als nicht-binär identifiziert, also ungefähr vor zwei Jahren. Und... also, ja, genauer gesagt nicht-binär-trans, nicht-binär und neutrois. Also das heißt, ich bin... habe ein neutrales Geschlecht, bin weder männlich noch weiblich, aber ich hab' ein Geschlecht, also ich bin nicht agender. Ich seh' da, manche setzten das gleich, neutrois und agender, und für mich ist da aber ein klarer Unterschied. Und... ähm... ja, ich hab' eigentlich immer schon als – eigentlich immer schon, seit ich denken kann, seit ich mich erinnern kann, habe ich gewusst, dass ich zumindest mal kein Mädchen bin. Oder es hat sich einfach falsch angefühlt, Mädchen zu sein und Mädchen, also in diese Normen hineingepresst zu werden. Und ich hab' mich eigentlich immer, ähm, eher mit Burschen umgeben. – Das hat jetzt so nicht so viel ausgesagt – Ich hab' auch irgendwie nie gesagt, ich will jetzt ein Bursch sein oder so, sondern ich hab' einfach irgendwie immer nur gespürt, das passt nicht. Und irgendwann bin ich – mein Bruder hat mir dann irgendwann was von... ähm, ich sag jetzt das falsche Wort, Geschlechtsumwandlung erzählt. Äh, damals hab' ich halt dieses Wort nur gekannt, ich weiß, dass es geschlechtsanpassende Operation heißt, ähm, -angleichende. Und... Ja, und damals hab' ich gesagt, ja: „Wenn ich groß bin, lass ich mein Geschlecht umwandeln“. Und irgendwie haben dann alle nur gesagt: „Na, das geht nicht und das kannst nicht machen“ Und: „Nein, du bist ein Mädchen und das gehört so“ und, ähm... und ja, und ich hab' irgendwie, ich hab' mich nie so richtig reinzwängen lassen. Ich hab' keine Kleider getragen, ich bin gegangen – ich hab' so oft das Feedback bekommen, dass ich, ähm, dass ich geh wie ein Seemann, ein betrunkenener Seemann auf hoher See. Und, also, ja, es haben alle immer kritisiert, dass ich nicht weiblich genug bin und ich soll mich doch weiblicher geben und weiblicher kleiden und, ähm, Haare wachsen lassen und solche Sachen. Jetzt hab' ich seit, ich glaub, 15 Jahren – Coronafrisur – die längsten Haare seit eben, seit 15 Jahren. Ich hab' sie mir wachsen lassen müssen jetzt, aber, ähm, die werden sofort wieder abgeschnitten. Die sind eigentlich ganz kurz normalerweise. Ähm, ja, also ich hab' das immer gespürt, hab' das aber dann, bin immer kritisiert worden, mein ganzes Leben, auch wie ich schon erwachsen war und äh, immer dass ich zu unweiblich bin. Und ich hab' mir immer gedacht, was... Also eigentlich, ich hab's eine Zeit lang versucht. Und ich hab' mir irgendwie immer gedacht, wenn ich mich nur genug anstrengte, dann werde ich eine richtige Frau. Und hat aber nie funktioniert. Und, äh, ich hab' aber auch gespürt, ein Mann bin ich auch nicht. Also ich bin zum Beispiel in der Schule auch auf die Burschenklos gegangen und hab' aber auch gespürt, genau, also genau das gleiche wie am Mädchenklo: Passt nicht. Beides passt nicht. Und ich hab' das aber nicht einordnen können. Jeder hat mir immer gesagt: „Du bist ein Mädchen. Und wenn du kein Mädchen bist, dann musst du dich... dann, wenn dann wärst du ein Mann, aber das bist du ja nicht. Du bist ja ein Mädchen oder eine Frau“. Und... ja, also ich hab' nur diese zwei gekannt. Bis ich auf Facebook dann mit 37 gelesen hab', in einer Gruppe: „Ja, gibt auch was anderes“. Und dann war es völlig klar, ähm, also ich hab' innerhalb von, weiß nicht, ein paar Tagen hab' ich recherchiert und halt die ganzen verschiedenen Identitäten mir durchgele-

sen. Und zuerst hab' ich mich ein bisschen mehr mit androgyn identifiziert, aber dann bin ich draufgekommen, ich bin nicht beides. Ich bin einfach weder noch. Ja, und dann bin ich jetzt bei neutrois gelandet und das passt für mich schon seit fast zwei Jahren so.

5 J: Welche Facebook-Gruppe war das, wenn ich fragen darf?

6 N: Ahm, das ist eine Elterngruppe. Eine sehr... sagen wir, links ausgerichtete Gruppe, die, ähm, ja, also es ist so ein bisschen eine, äh... eine antiautoritäre Erziehungsgruppe. Also wo einfach die Erziehung jetzt nicht oder die Machtverhältnisse einfach nicht im Vordergrund stehen, sondern Beziehung und, und, ja, mit den Kindern auf Augenhöhe kommunizieren und so. Und ja, in diesen Gruppen, da gibt es eine Hauptgruppe und diverse Untergruppen zu verschiedenen Themen, und da gibt es halt auch so eine Plaudergruppe und da können einfach alle möglichen Fragen gestellt werden. Da treffen sich, es ist quasi eine Community von Eltern, die sich mit diesem Erziehungsstil identifizieren und ja, und das war so eine Plaudergruppe, wo halt diese Eltern zusammenkommen.

7 J: Und da war eine nicht-binäre Person dabei oder wie kam das Thema auf?

8 N: Ähm... Ich hab' dort einen anonymen Post verfasst, ähm, weil... also anonym deswegen, weil ich sehr bekannt dort bin und sehr, ähm... wahrscheinlich auch geschätzt bin und ich wollte das für mich jetzt nicht outen. Also ich hab' auch über Traumata erzählt und über, ähm, die... ja, auch die Diskriminierung, die ich erfahren hab' als... also, ja, als... Ich hab' irgendwie gespürt, ich bin... Nein, es war eigentlich so, dass ich zuerst einmal den Genderstern gelesen hab' und nicht gewusst hab', was das bedeutet, also so... so weit weg war ich von dem. Ich hab' das irgendwie mein ganzes Leben lang verdrängt, hab' mir immer gedacht: „Okay, ich bin... Ich muss mich halt nur anstrengen, dann bin ich eine Frau“ und ja. Und hab' mir zuerst gedacht, okay, Genderstern ist, also dieses Sternchen, hab' ich mir gedacht, das ist halt der Ersatz für das Binnen-I und hab' dann aber irgendwann mal nachgefragt, was das bedeutet, in dieser Gruppe. Und die haben mir dann erklärt, ja, dass es eben auch andere Identitäten gibt und dann, ähm... Eigentlich war's eher sehr allgemein, wo halt alle Geschlechter mitgemeint sind. Und dann hab' ich mich aber noch nicht ausgekannt und, ähm, ja, dann hab' ich eben diesen anonymen Post verfasst, wo ich geschrieben hab, wie es mir geht und was ich erlebt hab' und ob mir jemand helfen kann, ob ich vielleicht trans bin. Und hab' da aber noch immer im Kopf gehabt, dass es nur binär ist. Also wenn trans, dann, ähm, entweder Mann oder, also wenn dann wär' ich dann halt ein trans Mann. Und dort in diesem Post hat dann jemand gesagt: „Na, du musst dich ja gar nicht zwischen Mann und Frau entscheiden, es gibt ja auch was anderes“. So ist das entstanden.

9 J: Wow, spannend, wie sich das alles entwickelt hat. Das heißt, die ersten 37 Jahre deines Lebens hast du versucht, zu entsprechen und der weiblichen Rolle halt irgendwie gerecht zu werden? Heißt das, dass Geschlecht in deinem Aufwachsen ein großes Thema war?

10 N: Ja, muss man sagen, also... ja. Ich hab... ähm... ja. Also von meinem Vater zum Beispiel hab' ich immer wieder gehört, der war einer von denen, die gesagt haben, ich gehe zu unweiblich und ich muss mich weiblicher kleiden und weiblicher bewegen und so weiter. Ähm, er war auch einer meiner Täter, das heißt,... Ich wurde als Mädchen gelesen und ich wurde auch als Mädchen behandelt und diskriminiert und... ähm... gewaltvoll behandelt und... ähm... und... und... also auf eine, sagen wir, auf eine subtile Weise war Geschlecht immer im Vordergrund. Ähm... ja. Ich hab' dann irgendwann mit, ich war immer ziemlich schlank und irgendwann mit bisschen über 20 hab' ich dann angefangen, zuzunehmen und dann hab' ich auch, ähm, immer ziemlich weite Kleidung auch getragen, dass man ja nichts sieht und das mach ich bis heute noch. Also, dass man erstens nicht sieht, dass ich... zugenommen hab' und zweitens auch, ja, je... je mehr Masse man hat, desto mehr Rundungen hat man als Frau natürlich auch – oder als weiblich gelesene Person. Und... ja, das wollt ich halt auch verbergen, also das war ziemlich klar für mich, dass das... unangenehm ist, dass ich als Frau gelesen werde.

Genau, und von einigen Leuten ist dann immer wieder gekommeA: „Zieh dir doch was Engeres an! Du bist doch viel hübscher, wenn du was Engeres anziehst – und viel weiblicher!“ Und mit einer Freundin bin ich dann BH kaufen gegangen und mir ist das extrem unangenehm gewesen. Ja, es war einfach „uff“, einfach alles unpassend. Alles nicht richtig. Ja.

- 11 J: Das heißt, du hast es eigentlich schon lange gespürt, aber du kanntest halt das Konzept gar nicht?
- 12 N: Genau, genau. Und wenn ich, also ich weiß noch, dass ich mit ungefähr drei, also Kindergarten, sehr frühes Kindergartenalter, hab' ich mal zu meiner Mutter gesagt: „Ich bin kein Mädchen“ und sie hat das weggewischt. Also es war irgendwie nicht... Ich weiß, dass ich das mehrmals gesagt hab, auch im Verlauf der Zeit halt, ähm, eben dann auch mit der geschlechtsangleichenden Operation und es ist immer weggewischt worden und, also, wenn ich damals gehört hätte: „Okay, du darfst so sein. Du darfst sein, was du willst“ Oder wenn ich gehört hätte: „Es gibt auch noch was anderes als Mädchen und Bursch“, dann hätt' ich das nicht 37 Jahre irgendwie wegstecken müssen. War aber nicht möglich leider, in meiner... in meinem Umfeld.
- 13 J: Ist es das jetzt?
- 14 N: Nein, also besprechbar ist es noch immer nicht. Also mein Partner weiß es – mein Mann, er ist ein Mann. Ähm... Er hat mich auch als Frau geheiratet, also... geglaubt. Ich hab's ja auch geglaubt, dass ich eine Frau bin. Mit dem hab' ich das jetzt vor eineinhalb Jahren oder so mal besprochen. Für den ist das okay, aber er kann es nicht wirklich nachvollziehen, was das bedeutet. Und... er haut auch immer wieder so bisschen... diskriminierende Witze raus, also mit ihm ist das auch nicht wirklich besprechbar. Und, ähm, ja mit meinem Vater hab' ich es mal besprochen. Für den ist es auch okay, aber auch überhaupt nicht fassbar. Und er hat mir, nachdem ich ihm das erzählt hab, zum Geburtstag ein Gedicht geschrieben, in dem er mich auch wieder „Frau“ genannt hat. Also er hat es nicht wirklich kapiert, um was es geht.
- 15 J: Das ist ja leider echt öfter so, oder? Zumindest kenne ich das auch so, man erzählt das Leuten und es wird halt einfach nicht so ganz ernst genommen. Hast du das Gefühl, da spielt das allgemeine Geschlechterbild in der Gesellschaft eine große Rolle?
- 16 N: Definitiv. Also wir werden alle binär – oder fast alle werden wir binär aufgezogen, ähm, oder sozialisiert ist das richtige Wort eigentlich. Und, ähm, ich weiß nicht genau, was das Problem ist, aber ich glaube, dass die meisten Menschen diese Binarität nicht... aufgeben wollen. Vielleicht haben sie, vielleicht brauchen sie einfach diese Kategorien und wenn irgendwer ihnen diese Kategorien wegnimmt, dann... ist das irgendwie eine Gefahr für sie oder unangenehm. Also die wollen das nicht hergeben. Ich hab' immer das Gefühl, das ist, die meisten, so, die nicht jetzt in dieser Bubble sind, ähm, die haben überhaupt keine Ahnung, was ich erzähle oder so, wenn ich von ‚nicht-binär‘ rede. Ähm, ja. Ja, und auch in dieser Gruppe, wo ich, wo ich dir erzählt habe, dass ich diesen anonymen Post verfasst hab, ähm, hat es eine gegeben, die ist mittlerweile geflogen, also die war eine, eine richtige... Radikalfeministin und hat extrem arge TERF-Dinge von sich gegeben. Und... ich hab' mich da jetzt auch ziemlich viel damit befasst, also grad auch mit ihren Argumenten und ich bin auch mit einigen anderen schon zusammengekracht, die diese Argumente auch verbreiten oder vertreten. Ähm,... Da ist schon eine heftige Angst auch, glaub ich, dahinter, auf der anderen Seite, auf der Gegenseite. Aber ich kann sie nicht nachvollziehen. Wir nehmen ihnen nichts weg. Und sie glauben aber, dass wir ihnen was wegnehmen, das ist irgendwie die Schwierigkeit dabei.
- 17 J: Hast du das Gefühl, es würde vielleicht etwas ändern, wenn die Repräsentation eine andere wäre?
- 18 N: Natürlich, ja. Also wenn wir in den Medien mehr vorkommen würden, würden wir... ähm... wenn es, weiß ich nicht, irgendwelche Informations- pff, keine Ahnung, -folder, Infoveranstaltungen, ich hab' keine Ahnung, äh, wenn das mehr quasi in die Gesellschaft getragen wird, dass es noch was

anderes gibt als Mann und Frau, ja, definitiv. Aber ich glaub, dass sich viele auch dagegen wehren, also ich glaub nicht, dass das jetzt in unserer Generation möglich ist. Ähm, wobei, du schaust ein bisschen jünger aus, vielleicht in deiner Generation schon, weiß ich nicht, keine Ahnung. Oder vielleicht, ich glaub eher, dass es die nächste oder übernächste Generation... eher verstehen wird, als wir jetzt noch oder unsere Generation. Oder vor allem unsere Elterngeneration schon gar nicht, also... Ähm, ich glaub, dass wirklich, also, dass, ja, es gibt auch immer mehr Filme über trans Kinder, zum Beispiel. Aber das, die sind halt auch meistens sehr binär aufgebaut. Aber je mehr, je mehr wir repräsentiert werden in der Öffentlichkeit, desto mehr Selbstverständnis kommt vielleicht dadurch auch, ja. Aber der Genderstern zum Beispiel: Ich weiß nicht, wie viele sich dagegen wehren, obwohl sie die Erklärung kennen. Gender-Gap, ich meine, man muss ja nicht den Stern machen. Verwendest du Stern oder Doppelpunkt oder Underline?

- 19 J: Stern. Doppelpunkt fände ich auch okay. Mit dem Underscore hab' ich so bissl meine Probleme, weil es für mich nur das Dazwischen symbolisiert.
- 20 N: Mhm, also ich verwende eigentlich meistens den Doppelpunkt, muss ich sagen. Und... passt auch, aber der ist noch viel unbekannter als der Stern. Und in öffentlichen, in öffentlichen Dokumenten, also auf meiner Homepage zum Beispiel, verwende ich den Stern, weil er einfach gesellschaftstauglicher ist, aber zum Beispiel in den Gruppen, wo ich schreib, verwende ich den Doppelpunkt.
- 21 J: Du hast es eh gerade ein bisschen angedeutet: Offizielle Dokumente sind ja auch sehr binär aufgebaut – und das obwohl es ja jetzt eigentlich, theoretisch zumindest, den Geschlechtseintrag ‚divers‘ für manche, wenige Menschen gibt.
- 22 N: Ja, bei allen Umfragen gibt es nur männlich und weiblich. Oder wenn man irgendwas bestellt bei irgendwelchen Shops gibt es bei der Anrede immer nur ‚Herr‘ oder ‚Frau‘. Man kann es nicht einmal auslassen, weil es ein Pflichtfeld ist. Also das ist furchtbar, ja. Und...
- 23 J: [unterbricht] Wie gehst du damit um? – Entschuldige.
- 24 N: Naja, ich, ich äh, kreuze ‚Frau‘ an. Wenn es keine Möglich-, keine andere, wenn es nur ‚Frau‘ oder ‚Mann‘ gibt oder ‚Herr‘ oder ‚Frau‘, kreuze ich ‚Frau‘ an. Ich verwende eigentlich auch das weibliche Pronomen, aber das liegt hauptsächlich daran, dass ich nicht geoutet bin, also weil mich halt alle als Frau lesen und kennen und... Ähm, ich hab' auch nicht den Mut und auch nicht den Willen, mich wirklich zu outen, weil... weil mein Umfeld so, so, so, äh, konservativ ist. Ja.
- 25 J: Was wären deine Pronomen, wenn du geoutet wärst?
- 26 N: Ähm, sier, also s – i – e – r.
- 27 J: Soll ich die in der Arbeit für dich verwenden?
- 28 N: Ja. Bitte.
- 29 J: Wie gehst du dann damit um, nicht geoutet zu sein? Fällt dir das schwer, ist das halbwegs okay? Drückst du dein Geschlecht dann in irgendeiner Weise aus oder nicht?
- 30 N: Ähm... Also, wenn mich wer als Frau und [Nachname] anredet – mein Nachname auf Facebook ist nicht der echte – ähm... dann fühl ich mich... übel mittlerweile. Am Anfang war es mir mehr wurscht, weil ich mir gedacht hab, es ist eigentlich eh nur für mich, also es reicht quasi, für mich zu wissen, was ich bin und es muss kein anderer wissen. Aber je länger ich mich mit dem, mit, mit neutrois identifiziere, desto öfter versetzt es mir einen Stich, wenn ich misgendert werde. Und ich hab' aber trotzdem, also ich glaub, dass das das geringere Übel ist für mich persönlich, als wenn ich mich oute und dann die ganze Ablehnung dadurch zu spüren bekomme. Deswegen, ich hab' einfach Sorge, oder ich glaub, die Sorge ist auch wirklich berechtigt in meinem Umfeld, dass ich dann nicht... dass ich dann

nicht, äh, nicht mehr, komplett den Anschluss verlier. Also, dass ich nicht mehr ernst genommen werde und abgelehnt werde und so. Also ich habe, das ist tatsächlich, leider hab' ich ein sehr blödes Umfeld. Und was war die letzte Frage? Du hast noch was gefragt.

31 J: Ob du dein Geschlecht dann auf irgendeine Art ausdrückst.

32 N: Genau. Also, dadurch dass ich mich eh schon relativ männlich oder, ja, zumindest sehr unweiblich gekleidet hab' und nie geschminkt hab' und so, hab' ich es ein bisschen über die Kleidung ausgedrückt. Ich hab' vor... vier Jahren oder so, vielleicht fünf Jahren, mir eine neue Frisur zugelegt. Da hab' ich noch gar keine Ahnung gehabt von nicht-binären Identitäten, aber die hat mir so gut gefallen und so gut gepasst, also dass... Also eigentlich eh die Frisur, die ich am Profilfoto hab, also Undercut und kurz und aufgestellt – ähm... Also ich hab' das tatsächlich unbewusst über Frisur und Kleidung gezeigt, ähm... und seit ich mich identifiziert hab, also ich hab' tatsächlich, ich kann mich erinnern, in der Nacht, wo ich – ich hab' mich im ersten Schritt dann als androgyn eben eingeordnet und, ähm, in derselben Nacht, das hat sich so richtig angefühlt im ersten Moment, und dann hab' ich mir überlegt,... Also ich hab' viele, viele, viele Kilos zu viel und hab' mir überlegt, wie kann ich das jetzt präsentieren, wie kann ich mich auch, also ich spüre jetzt innen, dass das passt und außen passt es überhaupt nicht, weil ich noch immer einfach zu... Ich gefalle mir einfach nicht, wie ich bin und es ist mir zu... auch insgesamt zu weiblich. Und genau in dieser Nacht habe ich beschlossen, abzunehmen. Und am nächsten Tag hab' ich angefangen, abzunehmen – mit Sport und Ernährungsumstellung – und hab' dann innerhalb von, ich glaub innerhalb von einem dreiviertel Jahr oder sowas, also eh relativ lang, aber in einem gesunden... ich hab's langsam und gesund gemacht halt, ich glaub 15 Kilo oder so abgenommen. Dann bin ich schwanger geworden mit dem zweiten Kind und... Die Schwangerschaft übrigens, da gibt's auch einiges zu erzählen.

33 J: Ja, das wollte ich dich eh auch noch fragen dann.

34 N: Ähm, und hab' leider nachher wieder zugenommen, also eigentlich nach der Stillzeit, ich hab' nur ganz kurz stillen können, und, öhm, und danach hab' ich jetzt wieder zugenommen. Und, aber deine Frage war, wie ich mich präsentiere. Ich habe ein Bild von mir vor Augen, wie ich denn gerne aussehen will und das sind ein paar Ki-, viele Kilo weniger und dann kann ich meine... Ich hab' das Bild, dass ich an den Beinen, also unten sozusagen, eine Hose trag, eine eher männliche Hose, ich weiß nicht, wie die heißt, die haben so... eine Cargo-Hose, glaub ich, die haben so Taschen an den Seiten und... Und ja, ist halt eher männlich gelesen wahrscheinlich. Und oben vielleicht, ja irgendein Leiberl oder eine Bluse vielleicht oder so, also so dass es quasi... – ... ja, eine Mischung quasi ist und ja, meine Frisur so, wie ich sie am Profilfoto hab, also kurz – und das ist je eher eine männliche Frisur. Also männlich zugeschrieben, sagen wir mal so. Und, äh, ja, also das hab' ich vor, weil ich bin jetzt wieder am Abnehmen, also ich bin jetzt wieder dabei und hab' schon ein paar Kilo wieder verloren und, ähm, und ich freu mich, wenn ich das, quasi das Äußere,... die äußere Präsentation, das Passing, an das innere Erleben anpassen kann. Und das geht jetzt in meinem, für mein Gefühl geht das mit meinem Gewicht im Moment nicht. Also ich wart einfach, bis ich wieder so schlank bin, dass ich das, dass ich diesen Kleidungsstil, ähm, für mich auch so tragen kann.

35 J: Du hast Passing erwähnt. Wie würde das aussehen?

36 N: Ja, wie wird das aussehen, ist die richtige Frage. Weil im Moment passe ich quasi überhaupt nicht. Ja, eben, eine Mischung aus männlich und weiblich. Am liebsten so, dass sich Menschen fragen, welches Geschlecht ich habe. Also, so dass es nach außen nicht deutlich wird, welches Geschlecht ich habe. Das wäre mir am liebsten. Das wird mit den Brüsten ein bissl schwierig, weil die relativ groß sind – weiß ich nicht, wie es dann ist, wenn ich abgenommen hab, ob die dann ein bisschen schrumpfen, ähm, aber ich überleg tatsächlich auch, ob ich sie mir abnehmen lasse. Offiziell aber nicht mit

einer trans Diagnose, sondern, ähm, Brustkrebsrisiko. Das wäre sozusagen, ich möchte nicht den Weg über das trans Gesetz gehen, weil ich mich nicht pathologisieren lassen möchte. Und ich glaube, in Österreich ist es gar nicht so einfach, als nicht-binäre Person die geschlechtsanpassenden Operationen bezahlt zu bekommen.

- 37 J: Ich glaube, das kommt sehr darauf an, an wen du für die Gutachten gerätst, ja. Spielt da auch eine Rolle, dass du im Wesentlichen nicht geoutet bist?
- 38 N: Auch das, ja. Also, wenn ich diese Operation, auch Gebärmutter überleg ich, aber das hat auch... tatsächlich ein reales Risiko an Krebserkrankung, weil in meiner Familie sind sehr viele Frauen an Krebs an den primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen gestorben. Und... Ähm, also das hat tatsächlich auch eine reale Bedeutung für mich, mir die Gebärmutter, zum Beispiel, herausnehmen zu lassen. Das würde mir natürlich dann auch entgegenkommen, was die... bisschen weniger Weiblichkeit betrifft. Und die Brüste, die werden vom Krebsrisiko her, das hat der Gyn gesagt, nur abgenommen, wenn ich eine genetische Veranlagung hab'. Und ich vermute nicht, dass ich die habe. Weil zum Beispiel meine Mutter, die hat Brustkrebs gehabt und die hat nicht diese genetischen..., da gibt es irgendeinen Faktor, ähm, nicht diesen genetischen Faktor gehabt, aber es ist trotzdem eine sehr signifikante Häufung in meiner Familie. Und notfalls würde ich sie mir vielleicht privat zahlen. Aber das weiß ich noch nicht, welchen Weg ich da gehe. Aber ich glaube nicht, also vielleicht sehe ich das in fünf Jahren schon wieder anders, aber aus aktueller Sicht möchte ich, glaube ich, gehe ich nicht den trans Weg.
- 39 J: Aber du hast vor, es in jedem Fall zu machen?
- 40 N: Genau, ich hab' definitiv vor, es zu machen. Also, das würde auch zur Frage vom Passing noch dazu passen. Also wenn ich keine Brüste hätte, wäre ich um einiges glücklicher. Weil dann könnt ich einfach oben wirklich irgendwas anziehen, was mir gefällt, ohne, dass jeder erkennt, dass ich eine Fr-, ja, wie soll ich das jetzt sagen, also ohne, dass ich als Frau gelesen werde.
- 41 J: Ja, versteh ich. Da passt eigentlich eh die Eltern-Thematik dann auch gut rein. Magst du dazu was erzählen? Wie war es für dich, schwanger zu sein, weil Schwangerschaft und Mutter-Sein so mit Weiblichkeit verknüpft ist?
- 42 N: Ah, bei Eltern hab' ich jetzt an meine Eltern gedacht, weil ich sag' nämlich, trotz meiner Nichtbinarität nenne ich mich Mutter, also das passt für mich irgendwie. Deswegen habe ich das jetzt nicht auf mich bezogen. Ähm... Aber es bedeutet ‚Mutter‘ sicher für mich was anderes als zum Beispiel Radikalfeministinnen, die sicher ein anderes Bild von ‚Mutter‘, von sich, haben, als ich von mir. Ja... Ganz schwierig. Alle beide Schwangerschaften waren überhaupt sehr komplikationsreich und mit Frühgeburten, also das ist dazugekommen. Ich weiß nicht, ob das vielleicht auch eine psychische... sagen wir, Mit-Ursache war, weil ich sehr ungern schwanger war. Ähm, aber ich war eigentlich, ich weiß es nicht, ich war sehr ungern schwanger, weil ich die ganze Zeit nur gespieben hab', also ich hab' die ganze Schwangerschaft, beide, nur durchgespieben und... mh, ja, auch mit Krankenhausaufenthalt und Infusionen und so. Das hat mir das Leben sehr schwer gemacht. Das war der eine Part. Der andere war, dass ich... ja, je größer der Bauch geworden ist, desto deutlicher war, dass ich gesellschaftlich gesehen eine Frau bin und das war mir gerade in der zweiten Schwangerschaft, wo mir das schon bewusst war, sehr, sehr unangenehm. Also ich hab' mich nur verkrochen zuhause und war eigentlich, bin fast nicht unter Leute gegangen. In der ersten Schwangerschaft, da war ich noch nicht identifiziert, hab' ich erlebt, dass Leute, teilweise auch Fremde, auf mich zugekommen sind, mir einfach auf den Bauch gegriffen haben, ähm, eine Freundin hat gesagt: „Boah, du schaust SO weiblich aus, das passt dir SO gut, schwanger zu sein“. Das war irgendwie: „Aah, passt nicht, nein, will ich nicht!“ Ich will nicht, dass die Menschen erkennen, dass ich Gebärmutter hab', dass ich Brüste hab'. Ich will das

einfach nicht, ja. Also es war eine sehr unangenehme Zeit. Die erste Schwangerschaft ist mit einem Kaiserschnitt geendet. Da hab' ich überhaupt nicht einmal Wehen gehabt, also da hab' ich nicht wirklich die, mh, die Geburtssituation erlebt, wo ich dann irgendwie liege und presse und so, also das war nicht. Äh... Die zweite Schwangerschaft war... die Geburt war sehr traumatisch. Also ich bin eingeleitet worden, hab' 29 Stunden Wehen gehabt und hat dann erst wieder im Kaiserschnitt geendet. Und in diesen 29 Stunden Wehen, ich hab', ähm... an die... 30... verschiedenen Finger in mir gehabt, die alle den Muttermund abgetastet haben und, ähm... Ein Gynäkologe, der Chef-Gynäkologe, hat... war... hat grad, ich weiß nicht was in mir gemacht und dabei einen sexistischen Witz gerissen. Das... Also es war extrem gewaltvoll und unangenehm, diese Geburt. Und... ähm, ja, und halt auch wieder sehr, sehr deutlich, wie stark diese Diskriminierung da spürbar war. Also ich hab' das sehr stark gespürt, dass ich... – Ich weiß gar nicht, ob man wirklich von Diskriminierung reden kann, wenn die Leute nicht wissen, dass ich nicht-binär bin. Aber ich erlebe es trotzdem als Diskriminierung. Also einfach davon auszugehen, dass jeder Mensch, der Gebärmutter hat und schwanger ist, einfach grundsätzlich eine Frau ist, das ist Diskriminierung. Und ja, ich hab' das sehr stark gespürt bei der zweiten Geburt. War die Hölle für mich, wirklich wahr... Ja, und ich hab's auch tatsächlich nicht geschafft, meine Kinder durch den, äh, vaginal durchzudrücken und beide sind einfach mit Kaiserschnitt gekommen und ich glaube, dass das wohl auch einen Grund hat. Also, sicher auch einen körperlichen, also beim ersten habe ich überhaupt keine Wahl gehabt, das war irgendwie eine Notsituation. Bei der zweiten habe ich, hätte ich, die Chance gehabt. Also da hat die Hebamme gesagt: „Jetzt musst du pressen“. Und: „Du musst ,ja' sagen zur Geburt“. Und: „Jetzt liegt es an dir“. Und ich hab' nicht können. Ich hab' einfach nicht können. Und ich hab' immer irgendwie im Kopf gehabt: „Ich will nicht, dass das Kind da durchgeht!“ Kaiserschnitt wollte ich irgendwie auch nicht und ich, ja, es ist dann zum Kaiserschnitt gekommen, weil ich so erschöpft war, dass ich nicht mehr können hab'. Ja. Also die Entscheidung ist mir dann abgenommen worden.

- 43 J: Das tut mir leid. Entschuldige, dass ich nochmal darauf zu sprechen komme, aber hast du das Gefühl, dass ein Outing in manchen Bereichen möglich wäre?
- 44 N: Ähm... Aus jetziger Sicht werde ich es nicht machen, nein. Ich werde, ähm, ich bin jetzt noch immer in Karenz und habe vor, meine Homepage zu überarbeiten, wo ich die Physiotherapie und das Coaching anbiete und da überlege ich – Ich hab' so bisschen die Vision, genauso wie es Ärzte und Ärztinnen – oder Ärzt*innen, ich bin selber noch ein bisschen unsicher mit der Aussprache, weil ich das im Alltag nicht verwende, also Ärzt*innen ist eigentlich die Aussprache, oder? – oder Psycholog*innen, die... speziell eben für trans Personen sich zuständig fühlen oder sich anbieten. Ich hätte die Vision, dass ich das auch mache. Also, dass ich einfach auf die Homepage schreibe, dass ich für trans Personen sozusagen extra... zur Verfügung stehe. Das würde vielleicht ein Outing bei manchen Personen beinhalten, wenn sie fragen, warum. Aber das weiß ich noch nicht, wie ich das dann formuliere oder was das dann für Konsequenzen hätte. Aber das würde ich tatsächlich gerne machen. Weil ich glaub, von solchen Dienstleistern gibt es viel zu wenig – Dienstleister*innen, die für uns Dienstleistungen anbieten.
- 45 J: Ja, wo wir wieder bei der Repräsentation wären.
- 46 N: Mir fällt noch was zum Outing eiA: Ich weiß, dass das relativ egoistisch ist von mir, zu sagen, ich oute mich nicht und, also es beinhaltet ja auch, dass eine Person weniger, ähm... die Informationen in die Gesellschaft trägt. Und ich hab' irgendwie so bisschen das Gefühl, dass das, ja, egoistisch ist, dass ich es nicht mach' und ich hoffe, es machen halt andere, ausreichend andere, dass das Thema in die Gesellschaft kommt. Ähm, ja, mir ist das bewusst, dass das keine sehr soziale Entscheidung ist, aber... im Moment ist die Angst zu groß vor der Ablehnung. Ja.

- 47 J: Also ich würde das ehrlich gesagt überhaupt nicht so sehen. Ich finde, das ist nicht egoistisch. Das ist in so einer Gesellschaft einfach eine Frage von Selbstschutz und das ist total legitim.
- 48 N: Hm, ich denk, beides stimmt. Je mehr Menschen sich outen, desto selbstverständlicher wird es. Das ist wie bei der... bei den Homosexuellen, so. Da wird es auch immer selbstverständlicher, hab' ich das Gefühl. War in den 80ern noch nicht so. Also da ist jetzt eine Generation, würde ich sagen, vergangen, in der das an Selbstverständlichkeit sehr zugenommen hat. Ähm, ja, wenn das alle machen würden, wenn sich alle outen würden, dann wäre das wahrscheinlich, ja, in einer Generation, in dreißig Jahren, viel selbstverständlicher als jetzt. Je weniger sich outen, weil sie Angst haben, so wie ich, desto länger dauert es.
- 49 J: Ja, aber trotzdem ist es halt ein kollektives, gesellschaftliches Problem.
- 50 N: Auf jeden Fall, ja. Also es ist noch nicht... Es liegt ja auch nicht an uns, diese Diskriminierung aufzuheben oder zu beenden. Es ist ja die Gesellschaft, die das beenden müsste.
- 51 J: Hast du generell das Gefühl, dass in öffentlichen Diskursen und Institutionen Geschlecht sehr binär gedacht wird oder siehst du da irgendwo auch Veränderungen?
- 52 N: Nein. Keine Veränderungen. Also wirklich sehr binär, ja. Auch in... Also, ich hab' jetzt schon länger nicht irgendwie vom Amt irgendwas ausfüllen müssen oder so. Vom Kindergarten vielleicht, aber... Ja, oh ja, da muss man auch Geschlecht ankreuzen. Es gibt auch nur männlich und weiblich und das sind auch offizielle Dinge. Ich habe nicht das Gefühl, dass das irgendwie... ankommt, dass es da noch was anderes auch gibt.
- 53 J: Was wäre deine gesellschaftliche Utopie diesbezüglich? Hast du so etwas?
- 54 N: Ja. [seufzt] Das ist einfach, dass jeder einfach sein darf, was er will. Ohne abgelehnt zu werden und ohne verhöhnt zu werden und ohne sich der Gefahr auszusetzen, wenn er sich outet – er*sie – ähm... ja, dass irgendwas Schlimmes passiert. Einfach... auch, dass die ganzen TERFs verschwinden, diese – ja, ich spar es mir, was ich jetzt sagen wollte. Äh... ja, also die Utopie wäre, dass, ja, dass einfach alle akzeptieren, was andere sind und dass niemand mehr irgendwie die Berechtigung spürt, dass sie irgendwem vorschreiben können, wie er – er*sie – sich zu fühlen hat. Ja. – Wie spricht man denn ,er*sie' oder ,sie*er' aus, damit es nicht-binär bleibt? Ich schreib das, ich weiß, wie man das schreibt, also ich bin quasi nur im schriftlichen Diskurs darüber. Ich kann schriftlich sehr gut, aber sprachlich merk ich grad jetzt so im Interview, dass ich da sehr unsicher bin.
- 55 J: Ja, ich glaube, da gibt es verschiedene Varianten. Ich probiere es derzeit mit dem generischen geschlechtsneutralen Pronomen, also statt dem generischen Maskulinum mache ich alles geschlechtsneutral, was irgendwie geht. Aber ich verwende halt auch ,hen' für mich, da habe ich dann quasi einfach ein Pronomen, das ich immer überall statt ,er' oder ,sie' einsetzen kann. Aber ich glaube, eine einheitliche Lösung gibt es nicht.
- 56 N: Mhm. Ähm... Ja, ich verwende auch eher geschlechtsneutrale Begriffe im Schriftlichen. Also ich schreib immer nur über ,Personen' und die Tätigkeit beschreibend, zum Beispiel, oder so, aber ja. Im Sprachlichen bin ich da, also im Verbalen mein ich, bin ich da noch nicht sehr fit. Muss ich üben.
- 57 J: Ja, Sprache ist sowieso ein schwieriges Feld, oder? Weil die ist ja auch einfach super binär.
- 58 N: Es gibt Menschen, die – also in den Gruppen vor allem, in denen ich unterwegs bin – die sind der Meinung, dass alle Nicht-Binären einfach mit dem Sächlichen zu betiteln sind. Weil ja weder Frau noch Mann, deswegen halt sächlich, na. Gibt's auch.
- 59 J: Ja, schwierig. Ginge es dir in einer hypothetischen Welt ohne Geschlechter besser?

- 60 N: Oh, da hab' ich schon oft drüber nachgedacht und diskutiert auch. Ähm... Ja, grundsätzlich ja. Grundsätzlich ja, also wenn wir irgendwann einmal dort sind, ja, wo es für alle egal ist. Ähm... Ja, als Endergebnis ja. Das Problem ist aber, dass viele jetzt im Moment sageA: „Na, verzichten wir einfach auf die Geschlechterbenennung und -identitäten!“ Und das ist dann sowas wie im Rassismus, wie Color-Blindness, wo man sagt: „Na, es sind eh alle Menschen gleich!“ Und nein, es ist halt nicht so. Es ist in der Realität nicht so, dass alle Menschen gleichwertig behandelt werden. Und das ist auch bei den Geschlechtsidentitäten so. Solange wir... Also wenn jetzt von cis Personen der Wunsch kommt, ähm, dass... oder die Utopie kommt: „Na, lassen wir einfach, sind eh alle Menschen gleich. Wenn es keine Geschlechtsidentitäten mehr gibt, dann ist man halt einfach nur mehr Mensch.“ Ähm, ja. Als Endziel bin ich sofort dafür. Es jetzt einzufordern ist falsch in meinen Augen, weil das einfach ausblendet, dass wir jetzt in einer sehr diskriminierenden Lebensrealität uns zurechtfinden müssen. Und das würde, ja, das würde einfach... ausblenden sozusagen, das wird nicht mehr sichtbar. Ja, deswegen... Ich finde, das sollten, wenn dann, nur wir uns wünschen können. Aber wenn cis Personen diesen Wunsch äußern, ist das, wie wenn Weiße sageA: „Mir ist die Hautfarbe egal“, was halt einfach so nicht ist.
- 61 J: Ja, versteh ich gut. Vielleicht als letzten Punkt noch: Gibt es etwas, das dich in Bezug auf Geschlecht, nicht-binär etc. besonders beschäftigt hat?
- 62 N: Ja, also das Thema Diskriminierung ist sehr im Vordergrund, weil ich halt sehr viel Arbeit auch investiere in diesen Gruppen, um aufzuklären und um die ganzen TERFs zu beseitigen und... also, aus den Gruppen rauszumanövrieren, sagen wir mal so. Ähm... Ja, das ist wirklich sehr stark im Vordergrund. Ich hab' mich sehr viel mit der Diskriminierung beschäftigt und kann wahrscheinlich jedes Argument auseinandernehmen und halt trans-inklusiv begründen.
- 63 J: Hast du das Gefühl, das kommt dann auch an?
- 64 N: Bei den TERFs nicht. Aber es gibt immer Mitlesende, die sich was davon mitnehmen, denke ich. Also die – zum Beispiel so wie ich bis vor ein paar Jahren, bis vor zwei Jahren – keine Ahnung gehabt haben, werden sich vielleicht eben genau solche Leute auch was mitnehmen, wenn ich diese... diese Erklärungen poste. Aber... Ja, es gibt sehr hartnäckige Fälle, da kommt nichts an. Die werden dann selber immer so aggressiv und angriffig und dann geht es gleich immer ins Persönliche und: „Nein, wir diskriminieren nicht!“ Und: „Ihr diskriminiert uns, uns Frauen!“ Und: „Wir sind keine cis Frauen, wir sind einfach nur Frauen und ihr seid was anderes!“ Und aaah, ja, es ist sehr unbefriedigend.
- 65 J: Ja, es hat dann irgendwann auch keinen Sinn mehr, diese Diskussionen zu führen, oder?
- 66 N: Also es hat den Sinn, also mit den TERFs hat es keinen Sinn, aber, wie gesagt, ich mache das eigentlich hauptsächlich für die Mitlesenden, dass zumindest über die Ebene ein bisschen was in der Gesellschaft ankommt, ja.
- 67 J: Ja, cool.
- 68 N: Mhm. Anstrengend.
- 69 J: Ja, voll. Wo wir wieder bei Egoismus oder nicht sind. Das ist doch eh ein voll wichtiger Beitrag.
- 70 N: Mhm, also es ist ein kleiner, weil in den Gruppen sind vielleicht so 2.000 bis 5.000 Leute oder so, also es sind jetzt keine Riesengruppen. Die lesen sicher nicht alle aktiv mit, aber, ja.
- 71 J: Eh, aber ich denke mir immer: Selbst wenn es nur einer Person irgendwie hilft oder so, wie es dir gegangen ist, dann ist doch bitte alles gewonnen.
- 72 N: Mh. Ich weiß von mindestens zwei Personen, die durch mich oder durch meine Erklärungen auch zumindest angefangen haben, nachzudenken. Und eine identifiziert sich jetzt auch als nicht-binär.

Die ist jetzt auch in einer deutschen nicht-binär-Gruppe drinnen und engagiert sich da auch ein bisschen. Also ja, es hat sicher Wirkung, auf jeden Fall. Aber im kleinen Rahmen natürlich. Und in einer Gesellschaft, die, also in einem kleinen Teil-Ausschnitt einer Gesellschaft, die eh schon sehr weit links ist. Also die, sozusagen, eh sehr inklusiv insgesamt denkt.

73 J: Ja, gibt es noch irgendwas, das dir wichtig wäre, loszuwerden?

74 N: Nein, inhaltlich nicht. Sehr angenehmes Gesprächsklima. Sehr angenehme Atmosphäre mit dir.

75 J: Das freut mich. Danke dir für das Gespräch.

Interview 5

01.02.2021, 18:30 Uhr

Dauer: 58min

Person: Mae, 28 Jahre

Pronomen: hen/hens/hem/hen

- 1 J: Magst du vielleicht kurz etwas über dich erzählen, was du möchtest, dass die Lesenden meiner Arbeit und ich über dich wissen? So als grundsätzliche Verortung.
- 2 M: Okay. Ich bin ein Mensch, geboren in Österreich. Mir wurde bei der Geburt das Geschlecht ‚männlich‘ zugewiesen, das bis vor, nein, steht immer noch im Pass [lacht], aber den Namen hab‘ ich geändert, das ist das Wichtige. Aber ich hoffe, dass sich der Rest auch noch ändert. Voll, ich identifiziere mich als nicht-binäre Person, verwende die Pronomen ‚hen‘ im Deutschen nach dem NoNa-System, zu finden unter geschlechtsneutralesdeutsch.com, und im Englischen das Pronomen ‚they‘.
- 3 J: Danke. Ich würde gerne zuerst noch ein bisschen mehr auf deine Biografie eingehen. Vielleicht magst du etwas zu deiner Sozialisierung sagen, also generell zu deinem Aufwachsen, aber auch natürlich speziell in Bezug auf Geschlecht und Geschlechtsperformanz?
- 4 M: Sehr gerne, sehr gerne. Danke schön für den Impuls von deiner Seite. Ja, ähm, gute Frage. Also ich bin in einer Arbeiter*innenfamilie aufgewachsen in Simmering und habe erst vorgestern mit einer Freundin darüber gesprochen, wann wir das erste Mal Kontakt mit queeren Personen oder queeren Lebensentwürfen hatten und ich habe bis jetzt noch nicht herausgefunden, wann das war. Aber ich kann mir durchaus vorstellen, dass das erst nach der Volljährigkeit war. Also es gab bei mir an der Schule weder geoutete Personen in irgendeine Richtung, äh, in meinem Freund*innen-Umfeld und im familiären Umfeld und deren Umfeld, also von den Eltern die Freund*innen etc. gab es keine, äh, weder was Gender, noch was sexuelle Orientierung, noch was Beziehungsmodelle angeht irgendwelche alternativen Lebensformen. Also es war ein ziemlich weiß-patriarchales hetero-cis-Umfeld, in dem ich aufgewachsen bin.
- 5 J: Und Geschlecht, wie hast du das erlebt? War das irgendwie Thema, war das eine Selbstverständlichkeit, war das präsent?
- 6 M: Also das Geschlecht war eine Selbstverständlichkeit, aber halt eine binäre Selbstverständlichkeit. Also es gab ganz klare Rollen und es gab auch, also ich habe eine Schwester, die fünf Jahre jünger ist, und das Spielzeug war größtenteils binär gegendert, die Kleidung natürlich, dann die typischen Sätze, die mensch hört, wie: „Ein Junge kann mehr verkraften“ oder bei meiner Schwester eben halt auch so, dass sie eine Prinzessin ist, also auch so diverse Zuschreibungen, die halt sehr binär-klischeehaft sind und Rollenbilder produzieren. Jetzt nicht außerordentlich dominant, aber ich glaube, so im Gesellschaftsmittel. So wie es in der Gesellschaft vorherrschend ist, hat sich das einfach auch in der Familie eins zu eins niedergeschlagen. Wo es dann Ausbrüche gab – und was ich erst vor zwei Jahren oder so draufgekommen bin – ist, dass das Verkleiden eigentlich so eine Sache war. Und ich war ganz verwundert von meinem Vater. Bei der einen Performance, die ich gemacht habe, hab‘ ich so Kindheitsfotos dabeigehabt und da gab’s auch einige von meinem Vater, wo er eben Kleider anhatte. Und das waren halt oft irgendwelche Partys oder Faschingssachen, aber ich kann mich erinnern, dass er das eben öfters gemacht hat und dass ich dann da auch mitgemacht hab‘. Oder dass wir uns für irgendwelche Fußballspiele oder sonst irgendetwas geschminkt haben und dass das irgendwie so kleine Ausbrüche oder kleine Einschlüsse von, keine Ahnung, Queerness vielleicht, oder halt so kleine Ausflüge, die halt dann doch geframed waren im Sinne von: „Haha, das ist Spaß, lustig“, aber ja.

- 7 J: Und dein Vater würde das so nicht tragen?
- 8 M: Nein, nein. Also solange' das halt eben unter diesem Frame ,Spaß' läuft oder so ist quasi alles okay, ist es okay, aus so Gendernormen irgendwie auszubrechen, aber sobald es quasi ernst wäre, wäre es ein Problem.
- 9 J: Spannender Punkt. Und vor diesem Hintergrund, wie war dann dein inneres Coming-Out, also was hat es gebraucht, bis du dir irgendwie bewusst geworden bist, okay, du bist nicht-binär? Wenn du sagst, du hast in der Volljährigkeit das erste Mal mit Queerness zu tun gehabt, da wird ja dann ein Prozess passiert sein, oder?
- 10 M: Also mein inneres Coming-Out – Also, sofern ich mit meinen Persönlichkeiten innere Korrespondenz führe [lacht], ist es mir nicht erinnerlich, wann ich vor mir selbst das Coming-Out hatte [lacht] und ob das so ein, an einem singulären Punkt festzumachen ist. Spannenderweise, [lacht] und was aufschlussreich sein könnte in diesem Zusammenhang, ist [lacht] das Video beziehungsweise die Performance, die übermorgen, am Mittwoch, auf Youtube bei der Lesereise zu sehen sein wird, weil ich da, äh, Tagebuch- oder Gedankenstromeinträge bis zu 2017 rückwirkend, die damit in Zusammenhang stehen, einflechte. Und es geht natürlich noch mehr zurück. Und ich kann mich da zum Beispiel an eine Märchenparty erinnern, wo ich als Rotkäppchen verkleidet war, was auch schon so ein, also, wo es vielleicht das erste Mal so öffentliche Performanz war. Diese Rotkäppchenparty, also wo ich als Rotkäppchen verkleidet war, war halt auch so, dass ich am Weg in den öffentlichen Verkehrsmitteln halt nur so halb gedressed war und mich dann erst im Aufzug zur Party voll quasi hergerichtet hab'. Das war halt noch so eine Zwischenstufe. Und dann hat es sich halt nach und nach mehr eingestellt halt mit allen möglichen, ahm, Stereotypen, Erscheinungsformen zu brechen von halt Schminken im Alltag bis Egal-Sein, was eins trägt, irgendwelche Partys in Berlin gehen, wo es dann sowieso egal ist, wer mensch ist, weil es eh nur um Sex und Drogen geht [lacht]. So in der Richtung. Voll, also das ist da eigentlich schwer zu sagen, das müsste meine Therapeutin sagen, aber ich glaube, es gibt da schon so etwas wie eine tiefere Erkenntnis oder eine Körpererkenntnis, die mensch mit sich herumträgt, aber halt auch noch nicht die Begriffe hat. Weil, auch wieder bis ich 18 oder 19 war, habe ich mit ,schwul', mit dem Wort ,schwul' nichts anderes verbunden als ein Schimpfwort und dass ,schwul' für schwach oder irgendetwas anderes stand. Aber dass das, äh, erstens eine Selbstbezeichnung sein kann, dass das, äh, mit Liebe zu tun hat, dass das, äh, mit sexueller Orientierung zu tun hat, das war, das war gar nicht in meinem Kopf, weil ich das gar nicht verbunden hab'. Ich wusste nur, dass, wenn... Du willst nicht als ,schwul' bezeichnet werden und wenn du anderen wehtun möchtest, bezeichnest du die Person als ,schwul', was ja total absurd ist. Und das Wort ,queer' habe ich, bin ich ziemlich sicher, auch erst mit 19, 20 zum ersten Mal gehört. Dann dass es cis und trans gibt sowieso erst [lacht] nochmal ein Stück später, also, weil's... Ich hab' ein kleines Essay dazu geschrieben, dass durch die sozialen Medien, insbesondere halt Tumblr, Instagram, queere Personen im Jugendalter, 10-14 halt, viel früher und schneller Zugriff zu diesen Begrifflichkeiten haben, die ich ja nicht hatte, weil eben ich war zwar im Internet unterwegs, aber ich war nicht auf sozialen Medien unterwegs, die habe ich sehr lange boykottiert, hatte sehr lange kein Smartphone und hab' mich halt in einem sehr, äh, patriarchal dominierten Umfeld bewegt, wo es eben auch nicht den Zugang zu diesen Begrifflichkeiten gab. Darum hab' ich, und ich bin ziemlich sicher, dass es dieses Gefühl schon länger gab oder dieses... so eine innere Spannung zu einem Zugehörigkeitsgefühl zu einem binären Geschlecht gab, aber schlicht die Begriffe gefehlt haben, um es benennen zu können, was dann in Folge auch verhindert, da irgendetwas weiterhin zu tun. Weil, wenn du nicht weißt, was du bist oder was du nicht bist oder was du sein könntest, ist es schwer, das zu werden. Und umgekehrt: Es gibt halt schon sehr starke und definierte Begriffe, wie es gibt ,Geschlechter' und es gibt ,Mann' und ,Frau' und es gibt sehr starke Begriffe, mit was das alles verbunden ist, mit welchen Farben, mit welcher Kleidung etc. Und dann ist es viel schwerer quasi in etwas vollkommen Neues – an das zu geraten. Und natürlich

sind die Widerstände viel größer, sich dem anzunähern oder von dem wegzugehen, weil es ist natürlich sehr leicht, in diesen zwei Rollen sich zu identifizieren, ähm, vom System zu profitieren, von Privilegien, und halt auch als Selbstschutz, äh, halt sich eher den binären Kategorien unterzuordnen und sich da einzugliedern, als quasi das Risiko einzugehen, sich da zu öffnen. Also, ich glaub' auch, selbst in der jetzigen Zeit, wenn ich in dem Umfeld nochmal wär', wär's immer noch schwer, dass das früher passiert wäre, ja.

- 11 J: Wie verhält sich das dann heute so im Kontrast dazu? Wenn du sagst, du hast langsam so die Begriffe kennengelernt und so weiter, was waren dann so die Dinge, die sich dadurch verändert haben in deiner Geschlechtsperformanz oder in deinem Auftreten, Aussehen – keine Ahnung, was da alles für dich reinspielt.
- 12 M: Naja, es hat, was halt auch wieder lustig ist, weil der Weg zur Nichtbinarität hat dazu geführt, erst einmal die binäre Zuordnung von der Geburt dann möglichst vermeiden zu wollen und sich dann noch eher halt an dem anderen binären, äh, an den anderen binären Codes, also weiblich gelesener Kleidung, eben so Sachen wie Strumpfhosen tragen, sich zu schminken etc., dann eben anzunähern. Aber das war noch nicht was Eigenes. Und keine Ahnung, ob ich da jetzt bin, aber ich habe das Gefühl, dass ich eher dort jetzt bin. Weil davor war es halt quasi, um aus dem einen Extrem ausbrechen zu können, Mann zu sein, muss quasi die komplette Gegenbewegung eintreten, Frau zu sein, um dann irgendwo in der Mitte anzukommen. Und in der Mitte will ich ja nicht sein, eigentlich will ich ja außerhalb davon sein. Und das betrifft eben nicht nur quasi cis-dominierte Räume oder halt die Mehrheitsgesellschaft, sondern auch queere Spaces, weil dann auch so ein Prozess einsetzt von Überperformen oder quasi: „Wie schaut nicht-binär aus?“ Oder: „Wie werde ich möglichst nicht binär gelesen?“ – also im Sinne von nicht binär, also nicht zusammengeschrieben, sondern getrennt – „Wie vermeide ich es, binär gelesen zu werden?“ Und was dann auch wieder zur selben Reaktion führt, was ja dann auch wieder nur Codes etabliert, die dann irgendwann anstrengend und mühsam werden. Aber heute hatte ich einen spannenden Gedanken dazu, weil ich ein Theaterstück schreibe, wo es genau darum geht: nicht-binäre Personen. Und das ist ja, wenn ich das zur Aufführung bringen wollen würde – und ich habe ja zwei Protagonist*innen, wovon die eine Person einen weiblichen Namen, also einen weiblich gelesenen Namen, und die andere einen männlich gelesenen Namen. Also eindeutig in dem Sprachraum so zugeordnet und dass es dann auf der Bühne, wenn ich das quasi... dass es absurd wäre, wenn ich dann quasi mit der männlich... der Person mit dem männlich gelesenen Namen dann ein Kleid anziehen würde und umgekehrt der weiblich gelesenen Person einen Hosenanzug oder so, weil ich finde, es sollte auch möglich sein, einer weiblich gelesenen Person ein Kleid anzuziehen, was dann nicht automatisch zu der ultimativen Feststellung führt: „Das ist eine Frau“. Sondern, dass es eben, egal, was die Person trägt, und wenn das eben auch solche Dinge sind, die weiblich codiert sind und in der Gesellschaft eben ganz stark damit verbunden sind, dass das eben trotzdem nicht-binär sein kann. Und das ist ein ziemlicher Brainfuck [lacht], weil es irgendwie so eine paradoxe, fast ausweglose Situation ist, weil es einerseits ur einfach ist, diese Normen umzukehren – also du kannst sie entweder beibehalten oder umkehren, aber etwas, wo das komplett egal ist, also so eine post-gender-Perspektive, wo ich gerne hinwollen würde, scheint irgendwie unmöglich. Ist politisch auch noch nicht sinnvoll, wegen sozialen Realitäten, aber irgendwie habe ich das Gefühl, da braucht es noch etwas Neues. Also da reichen auch noch gar nicht die Begrifflichkeiten. Oder die Begrifflichkeiten, die es gibt, müssen irgendwann dann auch zurückgelassen werden. Also ich glaube zum Beispiel eben, wenn es ums Sprachliche geht, geschlechtsneutrales Deutsch wäre ein super Schritt auf dem Weg dorthin. Also Sprache schafft Realität und umgekehrt, ähm, dass wenn die Sprache geschlechtsneutral wäre, dass schon ein guter Schritt dorthin getan wäre. Natürlich nicht außer Acht gelassen, dass natürlich auch soziale Veränderungen passieren müssen, aber ich glaub', das wär'

etwas. Also, wenn wir zum Beispiel bei allem Gesprochenen eigentlich eine Person gar nicht verorten können, oder überhaupt Geschlecht raus aus allen Dokumenten, Reisepässen etc., ja.

- 13 J: Ich finde, du hast da etwas sehr Spannendes angesprochen mit der Tatsache, dass es ja absurd ist eigentlich dann quasi, dass das sogenannte binäre ‚Gegenteil‘ dann einnehmen zu müssen, wenn man anders gelesen wird. Ich finde, da sind wir schon bei einem sehr zentralen Punkt, weil jetzt ist es nun einmal so, dass wir uns in einer binär strukturierten Gesellschaft bewegen und wie gehst du dann damit um, dass du ja trotzdem ständig gelesen wirst als eine Person mit einem bestimmten Geschlecht und vermutlich in der Regel binär gelesen wirst, nehme ich an?
- 14 M: Ja, also das hat auch lange Zeit... das war ein Prozess, der mit viel Verletzung oder Rückschlägen verbunden war, aber mittlerweile denke ich mir, geht es zumindest mir so – weil ich lese Menschen ja auch dauernd, also ich bin ja auch total in diesem System verhaftet, ich meine, ich wurde 18, 19 Jahre hardcore damit sozialisiert ohne irgendwelche, äh, Erklärungsmodelle für die Welt und ein Konzept von Gender zu haben, das über ein Biologieschulbuch der dritten Klasse hinausgeht – ähm, dass ich auf der Straße natürlich zu allen Personen eine Assoziation habe, äh, wie ich sie einordne. Und das passiert auch zu 95 Prozent in einem binären Geschlechtssystem. Was auch total krass ist, weil es, weil ich, weil wir durch Blicke oder ich durch Blicke, allein dadurch, wie ich Leute anschau, schon Leuten abspreche, dass sie auch trans sein könnten. Einfach, weil im Kopf die binäre Zuordnung schneller passiert und quasi die: „Oh, die Person könnte nicht-binär sein“ so ein nachgereihter Schritt ist. Also, dass so der erste optische, also der erste Gehirnprozess ist so eine Einordnung und dann kommt eine Pause und nach dem Reflektieren manchmal, äh, dann die Erkenntnis: „Ah, warum passiert mir das? Die Person könnte auch einfach nicht-binär sein.“ Und es könnt’ auch, was ich irgendwie, ich weiß nicht, ob es gewinnbringend ist, aber dass ich einfach alle Personen als, äh, quasi als nicht-binär lese, wäre ja auch wieder anderen Personen, wenn sich Personen als cis Mann oder cis Frau definieren und ich tu einfach alle per se mal als nicht-binär, das wär dann so eine, äh, Umkehrung der Verhältnisse, die provokativ ist, aber, was ich früher immer gedacht hab, das ist mein Ding, aber irgendwie glaub ich nicht, dass es gewinnbringend ist. Das wär’ wie alle Personen, die ich klar als cis Mann lese mit weiblichen Pronomen anzusprechen, nur, um denen vorzuführen, wie es ist, wenn mensch mit dem falschen Pronomen... Kann natürlich eine Art sein und ist konfrontativ und kann zu Änderungen im Denken der Person führen, aber ich weiß nicht, ob das der Weg ist... Ich wollte aber eigentlich auch etwas ganz anderes hinaus...
- 15 J: Ja, wie du...
- 16 M: Ahja, genau, genau, dass es mir eigentlich recht egal ist, weil das war eben ein Prozess, der gedauert hat, dass, solange ich weiß, als was ich mich identifiziere oder als was ich mich nicht identifiziere – und insbesondere bei Personen, die mich nicht kennen, die mir neu sind, äh, ist es mir ziemlich wurscht, als was ich angesprochen werde. Wenn ich irgendwie Personen näher kennenlernen und denen meine Pronomen sage oder, dass ich nicht-binär bin und die tun weiterhin permanent falsche Pronomen verwenden oder auf mich als Mann referieren, dann... dann stört es mich schon ab einem gewissen Punkt. Und dann habe ich mehrere Möglichkeiten: Entweder eben die Konversation zu suchen oder ich hab’ mittlerweile auch kein Problem mehr, den Kontakt zu Leuten abubrechen, wenn es eben gerade neue Personen sind. Also natürlich gibt es die Leute, wie in der Familie, wo es schwerer ist, aber wo ich auch schon Kontakt stark reduziere oder abbreche oder zum Beispiel bei Eltern einem Elternteil bis heute nichts gesagt habe, äh, überhaupt von dem ganzen Thema. Und da, zum Beispiel, eben bei dem einen Elternteil, ist es mir komplett wurscht, weil eben das Elternteil kann ja nicht wissen, welche Pronomen ich hab, ergo tut’s mich nicht so sehr stressen, wenn ich dort falsch angesprochen werde. Natürlich auch nur bis zu einem gewissen Punkt. Also irgendwann haben wir uns dann vier Stunden gesehen und wenn das vier Stunden am Stück passiert, dann ist es... macht

das schon irgendetwas. Aber generell, ich freue mich natürlich, auch wieder im binären System, wenn ich in die andere Richtung gegendert werde. Äh, zum Beispiel auch am Samstag war ich beim Radio und, äh, beim Empfang, äh, wurden alle Fiebergemessen und, äh, der Rezeptionist hat dann zu mir gezeigt und hat gesagt: „Die Dame bitte auch noch“ und da... hätt ich mir auch denken könneA: „Aber ich bin doch keine Dame, ich bin nicht-binär, was fällt Ihnen eigentlich ein!“ und hätte da anfangen können, das irgendwie klarzustellen, aber es ist mir lieber, dann halt als ‚Dame‘, als als ‚Herr‘ bezeichnet zu werden, so. Und wenn es sich plus-minus die Waage hält... Also wenn ich jetzt zehn Tage in Folge immer nur männlich gelesen und angesprochen werde in der Öffentlichkeit, nervt es mich schon, aber es passiert mittlerweile zum Glück oft genug [lacht], dass alle paar Tage halt so ein Ausreißer ist. In meiner Arbeit und durch meine Namensänderung werde ich in Emails sowieso nur mehr als ‚Liebe Frau‘ angesprochen von Firmen, Unternehmen oder von Arbeitskolleg*innen, mit denen ich bisher noch nichts zu tun hatte und ich glaube, so entsteht so ein Karma-Gleichgewicht so von Misgenderings, die es halt irgendwie...

- 17 J: Aber es ist schon spannend, dass man dann lieber in ‚dem anderen‘ als dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht angesprochen werden mag. Machst du aktiv etwas dafür, möglichst geschlechtsneutral oder je nach Tagesverfassung möglichst männlich oder weiblich gelesen zu werden? Ist die dich umgebende Gesellschaft ein Faktor in deinen Entscheidungen, wie du dein Geschlecht performst?
- 18 M: Ja, das war auch eine Zeit lang, dass ich halt bewusst versucht habe, bei öffentlichen Auftritten, Lesungen, bei Familientreffen – halt immer, wenn es quasi so etwas war wie Öffentlichkeit – versucht habe, eben Kleider zu tragen, geschminkt zu sein, um das irgendwie aktiv nach außen zu tragen, damit die Leute checkeA: Da ist irgendwas. Selbst wenn sie nicht das Gespräch suchen, aber die wissen, da stimmt irgendetwas nicht, so in der Art, und sich dann entweder die Nase rümpfen oder die Augen verdrehen oder das Gespräch suchen oder bei anderen Leuten fragen und da vielleicht irgendwie irgendetwas erfahren. Also dass irgendein quasi... irgendeine Awareness geschaffen wird, welcher Art auch immer. Weil auch quasi passive Awareness: „Da findet eine Veränderung statt.“ Dass irgendetwas ist, merken ja alle Personen. Und das war sehr oft eine bewusste Entscheidung und eine sehr lange, fast tägliche Entscheidung: Was zieh‘ ich an, was zieh‘ ich nicht an? Und dann jedes Kleidungsstück war dann auch irgendwie mit einem Gefühl verbunden und an manchen Tagen ging es dann gut, Kleider zu tragen, zum Beispiel. Und an anderen Tagen ging es gut, äh, Anzughosen zu tragen und Hemd oder halt irgendetwas, das halt klassisch männlich gelesen wird – also womit ich mich selbst männlicher lesen würde oder männlicher fühle oder die Aspekte von Männlichkeit irgendwie für mich präsenter sind, wo es mir dann einfach bewusst ist. Aber auch da: Das hat sich geändert, weil im Moment ist es mir ziemlich egal. Also vielleicht hat das auch mit dem Lockdown, also mit Corona allgemein, zu tun, weil auch da hab‘ ich gemerkt: Die ersten Tage vom ersten Lockdown letztes Jahr im März, wo sich kaum ein Mensch auf die Straße getraut hat, die Straßen ziemlich leer waren, habe ich mich total frei gefühlt, was ich anziehe und hab‘ überhaupt irgendwie nicht, weil alle Leute irgendwie sowieso, wenn sie dir am Gehsteig begegnet sind, äh, die Straßenseite gewechselt haben, es hat dich niemand länger als fünf Sekunden angeschaut, weil sie Angst hatten, dass du sie anspuckst oder so, äh und umgekehrt hat dich keiner angespuckt, blöd angemacht. Und ich hatte daraus dann irgendwie so ein Selbstbewusstsein, dass ich mir gedacht hab‘: „Okay, es wird mich niemand blöd angehen oder zusammenschlagen oder was weiß ich“, weil, äh, sie dann nicht nur die Strafe bekommen, sondern auch so eine Corona-Strafe zusätzlich. Und darum war’s mir... und dieses Gefühl von „Mir ist alles komplett egal“ habe ich mir jetzt eigentlich seit dem letzten Jahr irgendwie konservieren können. Und hab‘ dann auch bei, wann war denn das, irgendeine, also wir haben in unserer Wohngemeinschaft immer so kleine Mottopartys veranstaltet und ich hab‘ da fast eigentlich immer nur Kleider getragen, weil das halt einfach eine großartige Möglichkeit war, sich da aufzuput-

zen und irgendwie halt diesen weiblichen Aspekt auszuleben – diesen weiblich gelesenen Aspekt, äh, auszuleben, als wär' das so ein Ball oder als wär' das irgendwie ein öffentlicher Event, was ja sehr lange nicht möglich war durch Corona und immer noch nicht möglich ist. Und dann gab's, ein Mal da war so das Thema, ich glaub, 'rosa' oder 'Glitzer' und das wär' halt so prädestiniert gewesen für ein Kleid, das ich sehr mag. Und an dem Tag hab' ich mir dann aber gedacht so: „Hm, heute wär's auch okay, Anzug zu tragen“ und dann war, diesen Anzug hab' ich überhaupt nicht irgendwie verbunden mit: „Ah, heute trete ich männlich auf“, sondern es war einfach so: „Oh, heute habe ich Lust auf den Anzug“. Im Endeffekt hab' ich dann eh das Kleid getragen, äh, aber es gab dann eben diesen Moment, wo ich mir gedacht hab': „Ah, heute wär's auch okay“ – obwohl ich zu sowas eigentlich quasi immer sonst Kleider trage – „heute den Anzug zu tragen“.

- 19 J: Du hast sehr viel über Kleidung und ein bisschen über Schminken geredet. Jetzt würde mich noch interessieren: Gibt es noch andere Arten oder relevante Felder, wie du dein Geschlecht auslebst oder zeigst oder wo es für dich miteinfließt?
- 20 M: Natürlich in meiner Kunst. [lacht] Also, ich hab' eh schon verwiesen auf die eine Performance, die übermorgen gestreamt wird auf Youtube, dass ich da eigentlich ständig diese Themen von, äh, Gender, äh, Identität, Körper etc. verhandle und diese, ähm, Wechselwirkungen davon und Zusammenhänge. Und dadurch, dass die Sachen zum Glück hin und wieder irgendwo publiziert werden oder ich eben Lesungen halte, Hörspiele produziere, ähm, ein Theaterstück zu genau dem Thema schreibe, ist das auch ein Weg, darauf Leute aufmerksam zu machen. Und... etwas anderes: Zum Beispiel, was in der Arbeit großartig funktioniert, ähm, ich hab' einfach in der Signatur die Pronomen drinnen stehen und äh, nochmal auf der Visitenkarte, äh, die ich auf der Universität hab, das ist so eine online-Visitenkarte, steht's auch nochmal und tatsächlich der Großteil der Leute, auch da, wo keine Signatur verschickt wird, tatsächlich 80 Prozent der Leute, ähm, schreiben mich, äh, mit der Anrede mit Stern an. Und erst letztens ist es mir passiert, eine Person, mit der ich noch gar keinen Kontakt hatte, hat, äh, etwas, das ich bis jetzt noch nicht hatte: „Liebe*r Herr*Frau“ angeschrieben, was ich so noch überhaupt noch nicht hatte, äh, und ich glaub, das war eher eine ältere Person, und hat dann gleich, äh, angehängt an diese kreative, mir neue Anredensart, ähm, was ich denn für eine Anrede in der Email haben möchte. Also ähm, dass da erstens Bereitschaft ist, also quer durch die Altersschichten, und dass das eben auch in solchen Dingen sehr gut angenommen wird. Und auch, wenn man, ich hab's auch im Instagram-Profil stehen, im Facebook-Profil, auf meiner Webseite, dass die Leute tendenziell das annehmen. Das ist eine Art und Weise, dass... Ansonsten, ich weiß nicht, was es sonst noch für Bereiche gibt als durch Sprache, Kleidung,... Fällt dir noch etwas ein?
- 21 J: Ich weiß nicht, ob Habitus, zum Beispiel, für dich eine Rolle spielt. Also Körperlichkeiten, wie man sich bewegt, wie man schaut, das ist ja auch alles sehr vergeschlechtlicht.
- 22 M: Also ich versuche natürlich, möglichst nicht-binär zu schauen [lacht], also ich versuche, zu schielen [lacht], also ich versuche, keinen sehr straighten Blick zu haben, sondern...
- 23 J: ...einen queeren Blick? [lacht]
- 24 M: Ja, genau. Ähm, Habitus, Habitus... Da habe ich das Glück, dass ich anscheinend immer schon einen queeren Habitus hatte [lacht]. Ich habe bestimmte Handbewegungen und bestimmte Bewegungen mache ich anscheinend, die von Leuten halt auch wieder binär anders gelesen werden oder halt dann innerhalb der Binarität als, äh, in schwulen Umfeldern oder so bekannte Gesten...
- 25 J: Aber das ist ja eigentlich schon spannend, oder? Entschuldige, wenn ich da einhake, aber dass wir immer dann uns letztendlich, obwohl wir nicht-binär sind, uns auf ein binäres System beziehen. Nicht nur in der Begrifflichkeit, sondern auch in eben zum Beispiel, Kleidung, Habitus und so. Das ist trotzdem immer das Bezugssystem.

- 26 M: Ja. Ist so.
- 27 J: Ist das irgendwie für dich schwierig manchmal oder passt das gut? Würdest du es dir anders wünschen?
- 28 M: Natürlich würde ich es mir anders wünschen. Ähm, aber es ist halt... Es ist ja genauso, wie ich einige nicht-binäre Personen kenne, die trotzdem, äh, die Kategorie ‚Frau‘ oder ‚Frau*‘, äh, erhalten und behalten und die vertreten auch wenn quasi die Personen mit dem Konzept gar nichts anfangen können, aber es halt politische Realitäten sind und damit soziale Kämpfe verbunden sind, um rechtliche Gleichstellungen in allerlei möglichen Aspekten... dass es, solange es diese Realitäten gibt, das Bezugssystem auch bleibt und dass..., ich glaube..., ein fließender Übergang möglich und wahrscheinlich auch erforderlich ist. Weil es einfach so festgefahren ist und so internalisiert von allen Personen, die leben. Und... so soziale Umwälzungen oder Neudefinitionen althergebrachter Logiken und Strukturen sind möglich, aber erfordern Zeit. Aber wenn ich mir jetzt ansehe, also ähnlich wie bei der Digitalisierung, dass die Schritte gefühlt schneller werdeA: Also wie viele Medien mittlerweile schon mit dem Stern gendern, ähm, meine Universität, an der ich arbeite und auch die Universität, an der ich studiere, tun gendern, durchgängig, und erlauben auch keine irgendwelche Klauseln mit „alle sind mitgemeint“ oder dergleichen. Und immer mehr Unternehmen nehmen es ernst. Und damit meine ich jetzt die Unternehmen, die das halt wirklich auch als Unternehmenskultur auch tragen und zum Beispiel Stellenausschreibungen nicht nur divers ausschreiben, weil sie es müssen, sondern weil sie es wollen, also und die in allen Richtungen, nicht nur bei Gender, inklusiv sind. Es gibt natürlich auch die Unternehmen, äh, wie Coca-Cola oder ähnliche, die halt versuchen, von, äh, Diversität in allen Formen, äh, zu profitieren und das zu vermarkten. Das gibt es natürlich auch. Aber selbst das hat – natürlich neben dem kapitalistischen Profit-Zweck – halt auch immer noch einen positiven Aspekt, der Sichtbarkeit bedeutet. Und wenn ich mir vorstelle, wie viele queere Geschichten und Narrative in den letzten Jahrtausenden nicht erzählt worden sind oder vergessen worden sind und wie viele literarische, künstlerische, mediale Verarbeitung – und es sind immer noch viel zu wenige, aber – es jetzt gibt und dass das ein exponentielles Wachstum ist, kann ich mir vorstellen, dass es eben immer schneller, und natürlich wird’s Backlashs geben und das sieht mensch ja ständig, dass es welche gibt, aber tendenziell sehe ich die Richtung da hingehend.
- 29 J: Du hast es eh gerade angesprochen, die Frage nach Sichtbarkeit und wie das Institutionen handhaben und so weiter, hat einen Einfluss auf den öffentlichen Diskurs. Wie siehst du das insgesamt, also den Stellenwert von Repräsentation, also sei es jetzt rechtlich, sei es eben durch Institutionalisierungen oder auch medial?
- 30 M: Also. [lacht] Das war eine sehr komplizierte Frage. Also der rechtliche Aspekt?
- 31 J: Generell Repräsentation. Ich habe dich so verstanden, dass du Repräsentation für einen relevanten Faktor in dem Zusammenhang hältst. Und mich würde interessieren, wie du das generell bewertest, was hat das für einen Einfluss, deiner Meinung nach?
- 32 M: Einen großen.
- 33 J: Magst du mehr dazu sagen?
- 34 M: Einen sehr großen. Also ich glaube, das ist eh in der vorigen Antwort schon angeklungen, dass das wesentlich ist, weil... eben je mehr Repräsentation es gibt, umso mehr Leute haben die Möglichkeit, aus den binären Strukturen auszubrechen oder ihr Denken auch – also selbst die, die sich selbst glücklich in der binären Logik verorten, haben die Möglichkeit, ihr Denken dahingehend zu erweitern, nicht-binäre Personen in ihr binäres Weltbild einzuschließen, wodurch nach und nach das binäre Weltbild halt aufbröckeln wird. Und das machen wir ja schon. Ich meine, mit dem wissenschaftlichen Diskurs wird die Mehrheitsgesellschaft wahrscheinlich nicht erreicht werden, aber auch das hat ja

wieder, ähm, weitere Effekte und inspiriert wieder Leute zu irgendwelchen, äh, Projekten und es ist so, wie so ein Kampf, der halt auf ganz vielen, ähm, Stationen ausgetragen wird und was alles zusammenwirkt. Eben einerseits wissenschaftliche Arbeiten, die neue Begrifflichkeiten etablieren, die... dann eben mediale Verarbeitungen, politische Organisationen, Vereine, Parteien, also das ist ja irgendwie so etwas, das überall passiert und alle Leute können ihren Beitrag dazu leisten. Und das können schon die kleinsten Sachen sein, wie dass Leute, wenn sie eben eine Firma haben und irgendwas verkaufen auf der Webseite entweder nicht nach dem Geschlecht fragen oder ein offenes Geschlechtsfeld oder so in ihr Bestellformular – für was auch immer sie anbieten – äh, machen. Und, keine Ahnung, dass auf allen möglichen Kund*innenkarten von, ich weiß nicht, Billa, was weiß ich, DM, äh, das Geschlecht nicht oben steht oder keine Anrede. Dass Newsletter prinzipiell nicht mit gegenderten Anreden versendet werden, das würde mir im Internet einfallen. Dass wir, wenn wir andere Personen kennenlernen, eben die Person, auch wenn wir sie ganz klar auf den ersten optischen Eindruck binär verorten würden, äh, trotzdem, äh, nach den Pronomen fragen.

- 35 J: Voll spannende Punkte. Das schließt eh schon an die Frage nach deinen persönlichen Strategien an: Du hast so ein bisschen anklingen lassen, was du dir wünschen würdest. Wie schauen deine Strategien dazu aus? Intervenierst du aktiv, also das kann individuell, aber auch kollektiv organisiert sein. Was dir dazu einfällt.
- 36 M: Zufällig befindet sich gerade ein Verein in Gründung zur Repräsentation nicht-binärer Personen in Österreich. Der Verein heißt Venib, Verein nicht-binärer Personen, der eben einerseits natürlich Gemeinschaft, also wie so ein andock-Hafen sein soll für nicht-binäre Personen, aber andererseits auch ganz konkret in die Öffentlichkeit treten möchte und quasi sowas wie politische Lobby-Arbeit für nicht-binäre Personen, weil es da ja auch diverse rechtliche Ungleichheiten gibt oder Dinge, die noch nicht achieved worden sind oder noch ausständig sind, wie Geschlechtseinträge, die ohne medizinisches Gutachten möglich sind. Ja, und andere Dinge.
- 37 J: Und individueller machst du das dann auch in deiner Kunst, oder?
- 38 M: Ja, also über meine Kunst kann ich stundenlang erzählen. [lacht]
- 39 J: Was mich noch interessieren würde, ist, wie oder wo oder wodurch fühlst du dich aktuell repräsentiert, wenn überhaupt?
- 40 M: Repräsentiert... hm... Dadurch, dass dieser Verein gerade erst gegründet worden ist und es den noch nicht gibt,... puh... Nein, eigentlich, also so wirklich repräsentiert... fühle ich mich durch nichts.
- 41 J: Du wirkst überrascht – oder täuscht das?
- 42 M: Ich weiß nur nicht, ob ich vor dem ganzen Prozess gesagt hätte, ich fühle mich durch irgendetwas repräsentiert. Weil bei Repräsentation denke ich in erster Linie mal an Parteien. Und eine Partei, die ernsthaft daran arbeiten würde, dass... nicht-binäre Personen nicht diskriminiert werden oder gesamtgesellschaftlich anerkannt werden... Okay, da fällt mir am ehesten noch LINKS ein,... die das quasi in großen Teilen leben, aber jetzt nicht aktive Forderungen in die Richtung machen. Ähm,... aber auch wieder, in einigen Teilaspekten habe ich mich durch das Frauen*Volksbegehren repräsentiert gefühlt, aber in der Hinsicht von Nicht-Binarität halt gar nicht. Und... ja, auch so Parteien, die es versuchen könnten, oder die eher in einem linken Spektrum, zumindest früher mal, verortet waren, so wie die Grünen, äh, die machen dann halt auch so Sachen wie, dass sie trans-feindliche Sprache verwenden, indem sie zum Beispiel, äh, gleichsetzten, dass nur Frauen schwanger sein können in bestimmten politischen Forderungen, was sie auch sprachlich besser machen könnten. Ganz abgesehen von allem anderen, was sie gerade, äh, zu einer Arsch-Partei macht. Äh, ja, also politisch fühle ich mich nicht repräsentiert, auf Vereinsebene noch nicht, aber das entsteht vielleicht gerade,... puh... Es gibt natürlich nicht-binäre Personen, die bekannter sind. Also halt irgendwelche Promis oder Au-

tor*innen, die offen nicht-binär sind und da schon halt eine größere Base haben, durch die fühle ich mich repräsentiert, ja, das könnte vielleicht sein.

- 43 J: Verstehe. Gesellschaft und Geschlecht ist ja sehr eng miteinander verwoben und man kommt nicht wirklich aus, aber gibt es Settings, wo du das Gefühl hast, du hast ein Passing als nicht-binär? Gibt es das? Weil in trans-Communities ist es ja oft das ultimative Goal, zu ‚passen‘, sozusagen. Aber ist das in nicht-binärem Setting möglich?
- 44 M: ... Nein. [lacht] Ich glaub, weil... eben nicht-binär kann alles sein. Ich mein, ich wüsste nicht, wie nicht-binär-Passing aussieht. Also, nicht-binär-Passing wäre, wenn ich, äh,... Das kann ich nicht einmal gut austesten, weil es gibt nicht überall, äh, unisex-Toiletten, wo mensch das, äh, testen könnte... Ich glaub, es gibt eben wieder nicht die Begrifflichkeiten oder die Orte, an denen mensch eben nicht-binär sein kann. Ergo ist es auch unmöglich, nicht-binär-passing zu sein. Und eben, im Idealfall, und Passing bezieht sich halt extrem erstmal auf das Aussehen, dann Habitus, dann Sprache, und eben angenommen, das Setting von einem Zoom, wenn ich Leute in einer Videokonferenz sehe, 30 Leute, die ich noch die zuvor gesehen habe, wie soll ich da nicht-binär-passing sein? Also, weil, nicht-binär kann ja alles sein. Also potenziell sind alle 30 Personen nicht-binär, potenziell bin ich die einzige nicht-binäre Person in diesem Meeting. Aber weder ich kann sagen, ob... also ich weiß nicht, wie nicht-binär-passing aussehen soll. Das ist für mich, glaube ich, keine Kategorie, die... Also erstens, da will ich nicht hin, weil's keine gewinnbringende Kategorie ist, glaube ich, für mich.
- 45 J: Weil Geschlecht generell keine gewinnbringende Kategorie ist, oder...?
- 46 M: Ja, also das wahrscheinlich auch, aber weil... angenommen ich bin nicht-binär-passing: Wie behalte ich das bei? Oder was darf ich dann nicht mehr tun? Oder....
- 47 J: Mhm, dann ist es letztendlich wieder limitierend.
- 48 M: Ja... Und das ist ja so etwas, also... Ich weiß nicht, wie das funktionieren kann.
- 49 J: Dann würde mich noch eine letzte Sache interessieren: Bei allem, was wir jetzt besprochen haben, gibt es etwas, das dich diesbezüglich in letzter Zeit irgendwie beschäftigt hat? Das kann ein Erlebnis sein, das kann ein bestimmter Aspekt des Themas sein... Es muss nicht sein, aber wenn du noch etwas loswerden willst, dann wäre jetzt der Raum dafür da.
- 50 M: Ich habe eh schon viel Aktuelles gesagt....
- 51 J: Es passt auch, wenn dem nicht so ist.
- 52 M: Ich schaff das! [lacht]... Eigentlich eh, das Aktuellste war heute das mit dem Theaterstück und dass eben... Mich würde eben interessieren, wie diese Utopie aussieht, wo es eben vollkommen egal ist, was die Leute anziehen, wie sie ihre Haare tragen, ob sie Körperbehaarung haben oder nicht, ob sie bestimmte Geschlechtsmerkmale haben oder nicht... all diese Sachen. Wie das Leben oder wie Gesellschaft dann funktioniert, wenn all das nicht mehr ist. Und wie jetzt schon, quasi aus... quasi schon Aspekte von dieser Utopie jetzt quasi performiert werden können oder eben dargestellt werden können. Weil eben, im Falle des Theaterstückes wüsste ich jetzt gar nicht, eben, wie ich nicht-binär-Passing darstelle, äh, was ich da dann quasi für Anweisungen für's Kostümbild gebe: „Bitte nicht-binäre Kostüme. Ich hätte gerne zehn nicht-binäre Kostüme.“ – Wie schaut das aus? Gibt es das nicht-binäre Kostüm, das jeder Person angezogen werden kann? Oder muss Personen, denen das Geschlecht ‚männlich‘ bei der Geburt zugewiesen wurde, bekommen die dann andere nicht-binäre Kleidung vom Kostümbild? Und würde das dann nicht wieder binäre Logiken einziehen? Also wie das quasi zu umgehen ist...

- 53 J: Ja, oder ist nicht vielmehr die Person, die das Kleidungsstück trägt, diejenige, die das Kleidungsstück nicht-binär macht? Aber hast du eine Teil-Antwort gefunden?
- 54 M: Ich habe erst heute angefangen, darüber nachzudenken. [lacht] Also, ich bin ja hochproduktiv und... äußerst, ähm... jetzt ist mir das Wort entfallen... Das erzähle ich dir dann in der Dissertation, wenn es so weit ist. Bis dahin habe ich einen Lösungsvorschlag: So fiktionale Utopien in der Literatur lassen sich ja leichter aufwerfen, wenn ich jetzt an Science-Fiction denke.
- 55 J: Magst du noch etwas loswerden?
- 56 M: Nein, ich glaube nicht.
- 57 J: Dann danke für das Gespräch!

Interview 6

15.04.2021, 14:00 Uhr

Dauer: 40min

Person: Alex, 28 Jahre

Pronomen: hen/hens/hem/hen

- 1 J: Zu Beginn würde ich gerne wissen, ob es etwas gibt, das du verortungsmäßig über dich erzählen magst. Also etwas, das du willst, dass man über dich weiß, wenn man dieses Interview liest?
- 2 A: ... Ist irgendetwas relevant, was du wissen musst, um es dann verwenden zu können? Also brauchst du sowas wie, keine Ahnung, Hobbies oder, äh... Beruf und solche Geschichten oder ist das eigentlich nicht wichtig für die ganze Thematik?
- 3 J: Nein, echt nur, was du sagen willst. Du kannst auch, keine Ahnung, was zu deiner Geschlechtsidentität sagen, wenn du magst, aber musst du auch nicht. As you like it.
- 4 A: Nein, ich glaub, die Frage ist mir bissi zu offen. Da kann ich nicht so viel damit anfangen.
- 5 J: Passt. Dann gehen wir doch mal zu deiner Sozialisierung und deinem AufwachsenA: War in deinem Aufwachsen Geschlecht ein Thema?
- 6 A: Ja, ich denk schon, dass mich das immer schon mehr oder minder... ähm... auffällig oder, oder klar und deutlich bemerkbar begleitet hat. Ähm... Es hat immer wieder so Phasen gegeben, wo das ein größeres Thema war. Und dann wieder Phasen, wo das weiter weg war. Aber es war auf jeden Fall in unregelmäßigen Abständen immer wieder da seit meiner Kindheit, würde ich jetzt mal sagen. Mh... Ich hab... immer wieder dann auch zum Beispiel über, über Kleidung oder über, ich weiß es nicht, Faschingskostüme oder irgendwelche, ähm, Theaterstücke oder so, wo man sich verkleiden hat müssen, da auch ganz gern herumexperimentiert oder halt auch dann gerne mal die..., unter Anführungszeichen, ‚männliche‘ Rolle übernommen und... ähm, auch als Kind immer wieder schon ganz gern, Gewand in der Burschenabteilung gekauft, also mir ausgesucht halt. Und dann wiederum auch in der Mädchenabteilung. Es war immer so ein Mischmasch, kann man sagen – und je nach Phase unterschiedlich. Und dann... mh... im Jugendalter ist das Thema dann mehr aufgekommen, also da war das halt dann eine größere Sache, so zwischen... – muss ich jetzt kurz überlegen – ... schätz mal 16 und, mh, 18. Oder vielleicht schon früher? Ja, eher so 15, 16 bis 18, 20, sowas in der Richtung, ähm, war das Thema dann ziemlich groß. Oder wo ich dann eigentlich hauptsächlich, was so Kleidung und, ähm, Auftreten generell betrifft und Aussehen, sehr, sehr männlich aufgetreten bin und dann mit dem, mit dem Gedanken dann auch gespielt hab, ob das, ob das in Richtung, äh, Transidentität gehen kann. – Also damals sehr binär gedacht. Also in meinem Fall, ob ich, ob ich halt ein trans Bursch sein könnte. Ob das irgendwie passt. Und es hat aber irgendwie so diese, diese letzte Überzeugung hat mir dann gefehlt um, äh, diesbezüglich das auch weiterzuverfolgen. Oder es hat sich dann wieder ein bisschen... weiß nicht, unter Anführungszeichen ‚zurückentwickelt‘ und dann wieder einige Zeit eher, eher weibliche Sachen getragen und bin dann schlussendlich irgendwo in der Androgynität angekommen, wo ich mich eigentlich mittlerweile am wohlsten fühl.
- 7 J: Wie hast du dein Umfeld in den verschiedenen Phasen erlebt?
- 8 A: ... Also da in der, in dieser Jugendphase, wo das sehr, sehr deutlich geworden ist, da habe ich schon mitbekommen, dass die Leute... sich Gedanken machen in meinem Umfeld oder... eben vielleicht Überlegungen hatten, die sie sich nicht aussprechen getraut haben. Ähm... In der Familie schon auch, also wurde das dann irgendwie auch mal konkret angesprochen... Grundsätzlich war aber immer eigentlich eine sehr, sehr große Unterstützung da, würd ich jetzt mal behaupten, so im Familien-

und Freundeskreis. Also da war ich halt immer so, wie ich, wie ich war und das war okay für alle. So jetzt in der, in der Schulumgebung – also einen riesigen Freundeskreis hatte ich nicht – und es war sicher auch, für viele Außenstehende war ich wahrscheinlich ein bisschen komisch, aber das sicher nicht nur aus [lacht] aus Gründen meines Auftretens oder meines Aussehens [lacht], da gäb' es sicher mehrere Gründe auch, aber, ähm, ja. Es wurde bestimmt hinterrücks über mich geredet. Ich hab' das auch mitbekommen. Es war nicht immer angenehm, aber jetzt auch nicht so, dass ich... dass es mich schwer bedrückt hätte, würd ich sagen. Ich glaube, mein größter Feind war stets ich selber. Also ich bin mir sehr lange sehr, sehr viel im Weg gestanden oder hab' auch einfach nicht die notwendigen Informationen gehabt oder die, ich weiß nicht, die Möglichkeiten, mich... mich irgendwie auszudrücken oder zu verbalisieren, weil es irgendwie kein, ich, ich hab' keine Worte gehabt für das, was ich gefühlt hab'. Also, ja. Ich glaub', das war das – Ich war selber sicher ein größeres Problem für mich, als es mein Umfeld war. Sagen wir mal so.

- 9 J: Und was hat es dann gebraucht oder wie ist das dann vonstatten gegangen, dass du dir selber weniger im Weg gestanden bist und die Worte gefunden hast, wie du sagst?
- 10 A: Ja, zuerst einmal massig viel Zeit. Also es hat einfach ewig gedauert und es... im Nachhinein betrachtet war es wirklich einfach, waren es viele Jahre, die sich das durchgezogen hat und wo, wo halt einfach sehr viel Gedankenarbeit und... ja... Überlegungen und so weiter eine große Rolle gespielt haben. Und... natürlich dann auch Recherche im Internet, immer mehr Möglichkeiten, ähm, immer mehr Ausdrücke, die dann eben so aufgekommen sind. Also ich hab' von dem Begriff ‚nicht-binär‘ in meinen Jugendjahren noch nie was gehört gehabt und das ist halt erst in den letzten Jahren für mich zugänglich geworden. Und da, ähm, das war durchaus hilfreich. Oder auch dann die Möglichkeit, sich zu vernetzen mit anderen Leuten oder halt irgendwelche Gruppen diesbezüglich, wo man sich dann hinwenden kann oder wo man halt dann Gleichgesinnte findet und mal drüber reden kann, was man selber eigentlich fühlt und wo man dann draufkommt, dass man ja doch gar nicht so allein ist mit diesem Gefühl auf dieser Welt.
- 11 J: Du hast relativ zu Beginn gesagt, dass du dich jetzt in der Androgynität wohlfühlst. Wie weit hängt Aussehen mit Geschlecht für dich zusammen?
- 12 A: Na, das ist ein bisschen ein zweischneidiges Schwert, weil... ähm, mir erleichtert die Androgynität es, in der Gesellschaft so wahrgenommen zu werden, wie ich mich fühle. Ich hätte ein großes Problem damit, mich weiblich zu geben oder mich... was halt als gesellschaftlich weiblich gesehen wird, anzuziehen. Weil dann in der Gesellschaft alle oder ein Großteil der Leute eben davon ausgehen würde, dass ich eine Frau bin und davon möchte ich mich halt unbedingt distanzieren. Ähm... Es ist ein bisschen, eben eine, eine schwierige Geschichte, aber... Ganz zum Anfang hin war es – oder so in diesem ersten Findungsprozess dann – war es für mich noch viel wichtiger, also, viel mehr männlich auszusehen als weiblich. Also halt möglichst weit weg zu kommen von diesem, ähm, zugeschriebenen Geschlecht bei der Geburt. Und das hat sich mittlerweile wieder ein bisschen relativiert. Also ich kann jetzt... durchaus auch mal wieder Hosen anziehen, die in der..., unter Anführungszeichen, ‚Damenabteilung‘ gekauft wurden, früher vielleicht mal. Und, ähm, ich fühl' mich dann nicht wie eine Frau oder ich kann dann auch rausgehen und hab' keine Angst davor, dass ich dann vielleicht misgendert werd', weil, ja, misgendert werd' ich sowieso, das... [lacht] hat meistens dann mit dem Gewand auch nicht immer was zu tun und... ja. Also, es ist auf jeden Fall ein sehr, sehr wichtiger Faktor, würde ich sagen, die Kleidung. Es kommt auch immer total auf die Tagesverfassung an, also es gibt Tage, wo ich auf keinen Fall eine weiblich konnotierte Hose anziehen könnte und es gibt welche, wo das kein Problem ist. Das hängt auch oft damit zusammen, was an diesem Tag ansteht oder, keine Ahnung, welche Leute ich treff' oder was ich eben vorhab'. Oder ob das eben ein... eine Umgebung ist, wo ich mich noch mehr beweisen muss oder so dann, wo ich mehr zeigen muss: „Ja, hey, ich bin

nicht-binär und nicht irgendwas anderes. Und nehmt mich bitte als so wahr.“ Und deswegen zieh ich mich halt androgyn an. Ja... Genau, und manchmal ist es auch so, selbst wenn ich ganz alleine bin, dass ich trotzdem, ähm, mich, mich sehr androgyn anziehen muss, damit ich mich wohl fühl‘. Und manchmal ist es egal. Also es ist wirklich sehr, sehr unterschiedlich, würd‘ ich mal sagen.

- 13 J: Die Wortwahl „androgyn anziehen müssen“ finde ich spannend. Lässt sich das hypothetisch vorstellen, wie du dich anziehen oder geben würdest, wenn dieser gesellschaftliche Druck oder diese Norm nicht da wäre?
- 14 A: Ja, das ist ein ziemliches Gedankenexperiment. Ich kann es mir halt total schwer vorstellen, wie es wäre, wenn diese gesellschaftlichen Vorstellungen nicht da wären. Ähm, ich fände es schön, wenn es halt... Geschäfte gäbe, wo, wo es einfach eine Abteilung gibt und alles in allen Größen verfügbar ist und man nicht darüber nachdenken muss, ob das jetzt für Männer oder Frauen oder nicht-binäre Menschen, wie auch immer – also eigentlich ist es eh nur für Männer oder Frauen eben im Geschäft – und das find ich, find ich total kontraproduktiv, weil das schränkt halt ab Baby eigentlich total ein, welche Dinge man kauft und... welche Dinge die Leute anziehen. Und ich finde es auch... für mich als sehr, sehr schlanke Person irrsinnig schwierig, in der, in der Männerabteilung was zu finden, was mir passt, weil die Größen halt einfach meistens zu groß sind und... sowas ist sehr, sehr frustrierend und kann... ähm, ja, für sehr negative Erlebnisse beim Einkaufen sorgen. Ja, ich kann, kann die Frage nicht so genau beantworten [lacht], es tut mir leid.
- 15 J: Ja, es ist ja auch eine schwierige Frage.
- 16 A: [lacht] Aber ja, weil mir fehlt da einfach das Vorstellungsvermögen diesbezüglich. Ich kann es wirklich nicht sagen, weil da spielen ja diese ganzen 28 Jahre, die ich auf dieser Welt bin, eine Rolle, und wie ich halt aufgewachsen bin und all das, was ich seither mitbekommen hab‘. Und das müsste ja eigentlich ausgelöscht werden, um... sich das vorstellen zu können, wie es wäre. Ja, und das schaffe ich nicht.
- 17 J: Weil du vorher gesagt hast, misgendert wirst du sowieso die ganze Zeit, egal was du anhast: Ist ein Passing als nicht-binär möglich oder überhaupt etwas, das du anstrebst?
- 18 A: Ja, es ist schon etwas, was ich anstrebe. Und ich glaube, auch etwas, was möglich ist. Ähm... Das schwierigste ist eigentlich – also misgendert werde ich am meisten von Menschen, die mich gut kennen oder von Menschen, die mich eben unter, unter dem alten Namen noch kennen und so weiter. Für die ist halt diese Umstellung am schwierigsten. Ähm... Und dann, die neuen, die dazukommen, da spielt es dann eben eine Rolle, was ich, was ich denen am Anfang alles erzähle oder ob ich denen was erzähle oder nicht und... ja, noch viele andere Dinge, wie eh Aussehen oder Stimme und so weiter. Jeder Mensch macht sich ja sofort ein Bild und eine Vorstellung von seinem Gegenüber und bildet sich eine Meinung und hat da festgelegte Pronomen, die werden dann verwendet und sowas aufzubrechen ist natürlich irrsinnig schwer. Ähm... Für mich ist es das Schönste, wenn mich fremde Menschen anschauen und nicht wissen, wie sie mich einordnen sollen. Also dann hab‘ ich für mich mein Ziel erreicht. Weil, wenn ich Verwirrung auslöse, dann ist das für mich eigentlich ein ganz angenehmes Gefühl. Oder wenn... wenn Kinder mich frageA: „Bist du ein Bub oder ein Mädchen?“ und sich eigentlich nicht auskennen und nicht genau wissen, wie sie jetzt mit – oder wie sie mich jetzt anreden sollen. Das finde ich ganz... ganz angenehm. Weil das ist für mich so das... diese... Jetzt stimmt’s. So passt das. Ihr könnt mich nicht einordnen, ihr wisst nicht genau. - Ihr habt eure zwei binären Enden und da pass ich nicht rein. Und genau so fühl ich mich auch. Und das find‘ ich dann ganz gut.
- 19 J: Schön. Und was machst du, wenn das nicht so funktioniert? Also wenn dich zum Beispiel Leute, die es eigentlich wissen sollten, misgendern?

- 20 A: Ja, ich unterscheide zwischen Misgendering und Deadnaming. Also es ist eben das eine für die Leute, dass sie sich angewöhnen, den neuen Namen zu verwenden. Und das andere eben, neue Pronomen zu verwenden. Wobei das mit dem Namen für die Leute schon auch schwierig ist, aber nochmal um ein Vielfaches einfacher, als das mit den Pronomen. [seufzt] Ähm, beim Namen bin ich in den allermeisten Fällen schon dahinter, dass ich sie auch darauf aufmerksam mach', wenn das jetzt zu oft passiert. Oder ich hab' dann auch teilweise Unterstützung von mir nahestehenden Leuten, die halt dann andere darauf aufmerksam machen, wenn sie... wenn sie das oft tun. Ähm... Genau, also... Es hat für mich auch der Name sicher Priorität, muss ich sagen, weil das nochmal ein, ein größeres Ding ist. Bei Pronomen ertappe ich mich dann selber, wie ich manchmal ein schlechtes Gewissen hab, wenn ich Leute – wenn ich Leuten sozusagen diese Anstrengung aufbürde, dass sie sich jetzt ein neues Pronomen merken müssen und dieses dann auch noch in die verschiedenen Fälle setzen müssen. Und es ist ja [lacht] ja, ach so schwierig, wenn man das dann durchdeklinieren muss und sich da was anderes merken muss und... äh, ja, es kommen dann ganz oft Ausreden wie, ja: „Das merk ich mir nicht mehr!“ Oder: „Ja, mit Grammatik kann ich gar nix anfangen!“ und so was. Und das... [seufzt] Ich weiß nicht, ich bin dann immer ein bisschen zwiegespalten. Es ist bei mir so: Ja, ich hab' einerseits Verständnis dafür, es gibt auch Dinge, die ich nicht gut kann und die ich nicht, die ich schwierig finde und ja. Aber andererseits ist es halt auch eine Sache des Respekts und, ähm, eigentlich wird man jedes Mal ein bisschen devalidiert, wenn man nicht... mit dem richtigen Pronomen angesprochen oder nicht mit dem richtigen Pronomen auf einen Bezug genommen wird,... weil, es bedeutet ja eigentlich, dass die Leute nicht anerkennen, wie du dich fühlst. Und du hast ihnen ja vorher mitgeteilt, dass das deine Pronomen sind und dass das die sind, mit denen du, ähm, angesprochen werden möchtest oder die für dich verwendet werden sollen. Und wenn Leute es nicht tun,... dann ist es nicht immer nur „Ja, ich kann das nicht“ oder „Es ist so schwierig“ oder „Ich muss mich noch dran gewöhnen“, sondern es ist, glaub ich, oft auch Ignoranz oder Faulheit.
- 21 J: Und das sind dann auch vermutlich die Umfeldler, wo du dich nochmal bewusst männlicher konnotiert gibst?
- 22 A: Ähm, nicht immer. Also ich werd' zum Beispiel in der Familie auch sehr viel misgendered und da hab' ich jetzt nicht mehr diese... ähm... diesen Anspruch an mich selber, mich bewusst männlich zu geben. Ähm, aber da hab' ich dafür dann auch mehr Mut, dass ich die Leute ausbessere. Also das vielleicht noch zur Frage davor, das mit den Pronomen, da besser ich die Leute sehr selten aus, weil... ja, weil mir das einfach sehr schwerfällt oder weil ich dann immer das Gefühl hab, ich... halse ihnen zu viel Arbeit oder Mühe auf. Ähm, aber durchaus, ja, in anderen Bereichen dann schon auch. Also... ich bin am Arbeitsplatz zum Beispiel nur, nur teilweise geoutet. Ähm, da fühle ich mich dann nicht so sonderlich wohl, wenn ich irgendetwas anzieh', was, was eher weiblich konnotiert ist. Weil da werd' ich halt von den meisten Leuten mit dem alten Namen angesprochen und sowieso mit den falschen Pronomen, weil sie es ja auch nicht besser wissen. Also denen kann ich ja keinen Vorwurf machen, weil denen hab' ich ja nichts erzählt. Aber da ist es schon auch, dass ich da ein bissl so dieses Gefühl hab', ich muss mich beweisen oder... Irgendwann wird halt dort auch die Zeit kommen, wo ich, wo ich mich outen muss. Und... ja, vielleicht ist da so dieser Hintergedanke: „Ja, muss ich jetzt schon dementsprechend auftreten, damit das nachher möglichst realistisch rüberkommt“ oder so. Ja, es ist dumm, ich weiß, aber, ja. [lacht]
- 23 J: Warum hast du das Gefühl, du musst dich dort outen?
- 24 A: Äh, weil für mich irgendwann der Leidensdruck zu groß werden wird, mit altem Namen angesprochen zu werden. Vor allem das. Und dieses, ja, das falsche Pronomen ist natürlich auch supernervig. Allerdings mache ich mir da sowieso in nächster Zeit keine so großen Hoffnungen, dass sich das [lacht] so schnell ändern wird. Aber vor allem das mit dem Namen ist wahnsinnig mühsam. Also ich

merk' das auch, wenn ich längere Zeit nicht in der Arbeit war und ich, es ist dann wieder zum Arbeiten – also, weiß ich nicht, nach Urlaub oder so – dann ist das schon sehr, sehr hart, da wieder reingestoßen zu werden und halt wieder dieses, dieses arge Doppelleben halt wieder ganz, ganz stark wieder zu führen. Es ist sehr mühsam und sehr anstrengend. Und ich hab' dann manchmal auch das Gefühl, mir selber wieder ein bissl was... beweisen zu müssen, so wie in den Anfängen, als ich halt doch noch viele Zweifel hatte und so. Man lässt sich dann recht leicht wieder verunsichern durch solche Dinge. Aber das ist mittlerweile viel, viel besser als früher. Aber trotzdem anstrengend halt.

- 25 J: Ja, also wenn du es schon ‚Doppelleben‘ nennst, also das klingt schon sehr anstrengend.
- 26 A: Ja, aber es ist halt schon auch ein bisschen Realität, weil, also die Arbeit ist ein wichtiger Part meines Lebens und... das ist natürlich dann super zack. Und ich bin bei, ich glaub', drei Kolleginnen geoutet von mir. Und beim Rest halt nicht. Das heißt, die müssen dann auch gleichzeitig aufpassen: Vor wem nennen sie mich wie und so weiter. Also es zieht halt alles so einen Rattenschwanz nach sich und das [lacht] ist halt eigentlich sehr, sehr mühsam.
- 27 J: Gibt es was außer Kleidung, das für dich im Geschlechtsausdruck eine Rolle spielt?
- 28 A: Ja, auf jeden Fall auch Frisur, würd' ich sagen... Äh, das ist ziemlich ein, ein wichtiger Part auch. Es war für mich voll der schöne Moment, als ich mir zum ersten Mal die Haare abrasieren hab' lassen. [lacht] Und eine, im Nachhinein betrachtet eine sehr, sehr gute Entscheidung gewesen. Und es hilft mir halt auch mit der Androgynität, würd' ich sagen. Kurze Haare sind halt doch ein... ziemlich androgynes Zeichen und das klappt ganz gut und ich fühl mich sehr wohl damit – also abgesehen davon, dass es halt super praktisch ist. [lacht] Genau. Und ich hab' auch einige Zeit gehabt, wo ich mir tatsächlich beim Kaufen von, ich weiß nicht, Bettwäsche oder damals beim Umziehen Möbel oder so was, darüber Gedanken gemacht hab, ob das jetzt eh nicht..., unter Führungszeichen, ‚zu weiblich‘ ist oder so. Oder ob das Muster nicht irgendwie dann komisch rüberkommt. Genau. Das hab' ich eigentlich mittlerweile nicht mehr. Also da würd' ich sagen, bin ich durchaus jetzt gefestigt genug in meiner Identität als dass ich mir über sowas Gedanken machen müsste.
- 29 J: Und Habitus, Körpersprache, Stimme, sind das auch relevante Faktoren für dich?
- 30 A: Ja, durchaus. Also es gab und gibt auch immer wieder Zeiten, wenn ich, zum Beispiel wenn andere Leute dabei sind, nicht mit überkreuzten Beinen dasitzen kann – heißt das überkreuzt?
- 31 J: Mhm.
- 32 A: Ja, okay. [lacht] Äh, das, weil ich das total weiblich konnotiert finde und ja, da fühl' ich mich dann oft unwohl. Also ich würd' dann wahrscheinlich eher sowas wie Manspreading praktizieren. [lacht] Oder halt irgendeine Art von, unter Führungszeichen, ‚neutraler‘ Sitzposition. Genau. Ähm, ja, Körpersprache... Ich glaub', je nachdem, wie... wie viel Kraft man grad hat oder wie viel Kraft ich grad hab', geb' ich mir da schon auch Mühe, dass nicht – oder hab' ich mir früher sicher noch viel mehr Mühe gegeben, jetzt ist es auch mehr so „ja, passt schon“ –, dass ich das halt halbwegs neutral zumindest halte oder keine... weiß nicht, halt so weiblichen Handbewegungen mach' oder sowas. Oder auch beim Gehen oder so, dass man halt schaut, dass das irgendwie halbwegs selbstsicher ausschaut und das Auftreten passt, wobei das ja eigentlich genderunabhängig ist. Ähm, genau. Also das... hat durchaus eine Rolle gespielt. Meine Oma hat mich da mal drauf aufmerksam gemacht, ich soll nicht immer so daherschleifen. [lacht] Das war so zu der Zeit, wo ich, glaub ich, mir Mühe gegeben hab', eher männlich zu gehen. [lacht] Das hat ihr nicht so gut gefallen. Ja. Ich überleg' grad, ob noch irgendwas ist... [lange Pause] ... Die Stimme, ja... Also ich merk schon, dass ich mich in bestimmten Situationen ärger', wenn ich dann zu hoch spreche. Also mir fällt das auf, wenn ich beispielsweise Leute grüß' in der Lifthalle oder so, dass das, dass mir das manchmal selber zu hoch ist, wie ich das dann mach'. Ich glaub', ich grüß' auch Leute, die ich gut kenn, ganz anders oder sprech' mit denen

tiefer als mit Leuten, die ich nicht kenn'. Vielleicht hat das auch öfters was mit deutlich sprechen zu tun, dass ich dann versuch', also dass die Stimme halt auch automatisch dann höher wird, wenn ich... mit, mit Fremden sprech', um deutlicher zu sprechen – jetzt mit Maske überhaupt ist das halt nochmal [lacht] extra kompliziert. Genau. Und ich... ertapp' mich da schon auch immer wieder dabei, dass ich mir dann denk': „He, voll blöd grad, dass ich so hoch geredet hab'“, obwohl ich normalerweise in meinem... ähm, normalen Umfeld und Sprechen... weiß ich nicht, halbwegs mittel oder tiefer sprech'. Ja.

33 J: Und das stört dich dann?

34 A: Ja, das stört mich dann.

35 J: Ich würde gerne nochmal zur Identitätsfindung zurückkommen, weil du angedeutet hast, dass es immer wieder Dinge gibt, die von außen kommen, die das Potenzial dazu haben, dich zu verunsichern. Wäre da zum Beispiel irgendeine Form von Repräsentation ein relevanter Faktor – einerseits bezüglich der Sicherheit über die eigene Identität und andererseits auch in der Findung?

36 A: Ja, ich glaub' schon, dass sowas enorm helfen würde. Also wenn nicht-binäre Personen sichtbarer wären oder länger auch schon wären – es ist ja jetzt auch noch nicht sonderlich so, aber ein bisschen besser wird's natürlich – dann hilft das anderen, die noch auf der Suche sind, sicher enorm. Und vor allem, was für mich so, so relevant wäre, dass nicht-binäre Personen halt auch wirklich gesehen werden und ernst genommen werden in... [seufzt] so... ganz, weiß ich nicht, unter Anführungszeichen, so ‚typischen‘ Berufen aus dem Alltag, ja. Also nicht nur alle, die irgendwo aus der, ähm, aus der künstlerischen Welt kommen oder viele im schauspielerischen Bereich auch, weil das ist zum Beispiel, weiß ich nicht, für meine Oma irrsinnig weit weg, ja. Damit kann sie nichts anfangen, wenn sich jemand in Amerika als nicht-binär outet und das halt dann vielleicht auch irgendwo in der Zeitung bei ihnen steht. Ähm, aber wenn jetzt irgendjemand wo anders, aus demselben Ort oder was weiß ich, nicht-binär ist, oder dort in der Schule arbeitet oder, ich weiß es nicht, oder am Gemeindeamt. Solche Dinge wären total hilfreich. Und ich glaub', da liegt halt echt noch viel Arbeit vor uns, weil das... generell die Begriffe sind den Leuten überhaupt nicht klar. Die meisten kannten das nicht einmal, als ich ihnen davon erzählt hab'. Es braucht noch total viel Bildung diesbezüglich. Es braucht wirklich viel Aufklärung und... ja, es muss, muss dafür gesorgt werden, dass wir auch ernst genommen werden in unserer Identität, weil das seh' ich ganz oft eben nicht. Ich hab' da jetzt in meinem privaten Umfeld sicher sehr viel Glück, also das hat eigentlich alles ganz gut gepasst. Aber allein die Tatsache, dass Menschen nicht bereit sind, äh, andere Pronomen für mich zu verwenden, zeigt halt schon auch, dass sie das Ganze... bis zu einem gewissen Grad nicht so ernst nehmen, offenbar. Weil, wenn sie es ganz ernst nehmen würden, dann würden sie ohne Probleme sich bemühen zumindest, andere Pronomen zu verwenden und nicht weitermachen wie bisher oder aufgrund meines Aussehens oder meiner Stimme oder was auch immer auf ein bestimmtes Pronomen schließen und das dann verwenden. Ich fände es auch schön, wenn, wenn sich das noch mehr durchsetzen würde, also viel mehr durchsetzen würde, dass, dass nach Pronomen gefragt wird, damit man nicht immer selber die nervige Person sein muss, die das meldet. [lacht] Ähm, also Pronomenrunden halte ich für... für eine sehr gute Sache..., weil dann halt alle ihre Pronomen sagen, und dann kommt das nicht so, als würde man selber schon wieder irgendwelche... Extrawürsteln verlangen und, ja, ich, ich mag das nicht, dass dann vielleicht auch geglaubt wird, dass man sich selber in den Mittelpunkt stellen möchte, weil das wollen wir in den seltensten Fällen, würde ich jetzt mal behaupten. Das Einzige, was wir wollen, ist halt Respekt und dass man unsere Pronomen respektiert und unsere Namen. Da wäre schon sehr viel, sehr viel getan, wenn wir so angenommen würden, wie wir sind, und nicht ständig infrage gestellt würden. Und ja, dabei kann Repräsentation sicher sehr viel helfen und da... sehen wir uns wahrscheinlich auch, auch selber ein bisschen gezwungen, dass wir was dazu beitragen, um für die, die nächsten

Generationen... da auch ein, einen Schritt zu tun und vielleicht irgendwie als Vorbilder agieren zu können, damit es für die dann leichter ist. Also ich seh' das schon auch ein bisschen als Auftrag, würd' ich sagen.

37 J: Du hast jetzt einerseits das direkte, alltägliche Umfeld angesprochen und andererseits mediale Repräsentation, wenn ich das richtig verstanden habe.

38 A: Mhm.

39 J: Ist rechtlich und sprachlich zum Beispiel auch irgendwie ein Thema für dich?

40 A: Ja, absolut. Also... Die Tatsache, dass es auch keinen... oder nicht die Möglichkeit gibt, zum Beispiel den Geschlechtseintrag streichen zu lassen oder irgendeine andere Art von Geschlechtseintrag zu bekommen, ist natürlich... ziemlich zack. Ähm... und auch, dass die deutsche Sprache, jetzt in unserem Fall, keine Möglichkeit hat oder keine Möglichkeit bietet, etwas... ähm... Geschlechtsneutrales zu verwenden, erschwert das ganze natürlich ja auch noch. Weil so haben dann halt alle anderen immer die Argumentation: „Also rein rechtlich existierst du ja nicht. Und sprachlich ja eigentlich auch nicht“. Das heißt, es liegt dann an uns, dafür zu sorgen, dass wir uns darum kümmern, dass sich das ändert. Also, dass wir halt schauen, dass wir uns vernetzen und, ähm, vielleicht irgendwann in Zukunft einen solchen Eintrag erwirken können und eben auch, dass wir... äh, unser Bestes tun, da in der deutschen Sprache etwas zu verändern zum Positiven für uns. Also dass es da auch neutrale Formen gibt, die dann nicht nur für nicht-binäre Menschen verwendet werden können, sondern eben auch für alle anderen, die, ähm, eine verkürzte Sprache beispielsweise bevorzugen. Also, momentan ist es ja so, dass beispielsweise dann immer geschaut wird, dass, äh, Männer und Frauen angesprochen werden. Also man hört es ja im Supermarkt ganz oft: „Liebe Kundinnen und Kunden“. Man könnte das Ganze so wunderbar verkürzen, wenn man einfach das Sternchen verwendet und sagt: „Liebe Kund*innen“. Dann wären alle Geschlechter vereint und es wär' sogar kürzer. Also ich versteh' da gar nicht, wo das Problem sein soll. Genau. Und das wär' sehr, sehr gut, wenn es da auch eine Vorgabe gäbe in der deutschen Sprache, wo die Leute sich dann auch dran halten können und auch sageA: „Okay, so steht das jetzt im Wörterbuch und so steht das jetzt im Duden“ oder wie auch immer. Und das Wort existiert und deswegen fällt es dann anderen vielleicht auch leichter, unsere Existenz anzuerkennen, wenn solche Dinge auch offiziell sind.

41 J: Damit wir keine Fantasiewesen mit Fantasiewörtern und Fantasiepronomen sind.

42 A: Richtig, ja. [lacht] Weil so fühlt sich das manchmal an.

43 J: Ja. Versteh ich gut. Dann sind wir eigentlich eh schon ein bisschen bei den Zielen, Utopien, WünscheA: Hast du welche in Bezug auf Gesellschaft und Geschlecht?

44 A: Ja, schon. [lacht] Also ich fänd's, fänd's super, wenn... wenn wir eh gleich bei der Sprache anfangen, wenn das, wenn sich da etwas etablieren würde, was eben neutral ist und offiziell anerkannt. Und dasselbe gilt dann auch für die rechtliche Stellung oder halt den Geschlechtseintrag. Also das ist... ist etwas, finde ich, was absolut angestrebt werden muss und was auch, äh, in Zukunft erreichbar scheint – also zumindest das mit dem Geschlechtseintrag. Das mit der Sprache wird noch, wird noch sehr viel mühsamer, fürchte ich. Ähm, dennoch erachte ich das als sehr wichtig und werd' mich da auch selber weiterhin engagieren. Weil es halt so ein, so ein großer Part ist unseres Lebens. Wir alle verwenden Sprache täglich und es macht so viel aus und... Ja, Sprache soll ja eigentlich Wirklichkeiten abbilden und unsere Wirklichkeit ist oft nicht in der Sprache vertreten. Und gerade deswegen müssen wir halt schauen, dass sich das ändert. Ähm, dann ist auch ein ganz großer Wunsch von mir, dass, ähm... diese Geschlechtertrennung, die man so oft hat, dass das wegfällt. Also auch, das fängt ja schon im Kindesalter an, in der Schule und so weiter: „Jetzt machen die Mädchen das und die Bur-schen machen das“ und solche Dinge. Also das ist halt... Ja, ich finde das total kontraproduktiv und...

ich find' grad auch bei Kindern kann man da gut ansetzen und da schon sehr viel, sehr viel Bildung und Vorarbeit leisten, was, was Geschlecht bedeutet und Geschlechtsidentität und so weiter. Und die sind da sehr – die meisten Kinder sind da sehr entspannt bei diesen Themen. Viel entspannter als Erwachsene, hab' ich die Erfahrung gemacht. Und grad deswegen find' ich es da wichtig, bereits in jungen Jahren anzusetzen. Und eben auch, dass es, dass es nicht-binäre Personen gibt, die in... Rollen sind, wo sie Vorbilder sein können für Kinder und Jugendliche, damit die später sich leichter tun, wenn sie herausfinden sollten, dass sie vielleicht auch nicht-binär sind oder irgendeine andere Geschlechtsidentität haben. Ähm... Und dass das dann kein großes Problem und kein großes Drama ist, wenn dem eben so ist. [seufzt] Ja, ich würd' mir auch wünschen, dass viele bürokratische Dinge einfach leichter werden für nicht-binäre Menschen, wie beispielsweise die Namensänderung, die momentan noch sehr, sehr mühsam und sehr, langsam vonstatten geht. Ähm... Ja. Ich glaub, das wären jetzt mal so die wichtigsten Sachen, die mir ad hoc einfallen. [lacht]

- 45 J: Mich würde abschließend noch interessieren, ob es irgendetwas gibt, was dich in letzter Zeit in Bezug auf diesen ganzen Themenkomplex besonders beschäftigt hat oder gerade irgendwie Thema war bei dir.
- 46 A: ... [lange Pause] ... Mh, ich hab' mich die längste Zeit natürlich immer wieder auch mit, mit meinem Körper auseinandergesetzt und – ähm, manchmal mehr manchmal weniger – und ich glaub', das Thema, mit dem ich mich in letzter Zeit mehr beschäftigt hab', wäre diese Oberkörperthematik gewesen. Genau, also das... generell mein, meine Beziehung zu meinem Oberkörper und... die Beziehung der Gesellschaft zu meinem Oberkörper oder dieses Dreieck, genau, dieses ganze Komplizierte, das ist so, glaub ich, grad ein, ein Thema, das recht präsent ist bei mir und immer wieder, immer wieder aufkommt. Und natürlich sowieso anstehende Outings und so weiter, weil gefühlt ist man ja nie fertig geoutet als nicht-binäre Person. Ich glaub', das wär' auch noch, wenn ich noch einen Wunsch äußern dürfte, eine, eine schöne Sache, wenn man sich nicht mehr outen müsste in Zukunft. Also wenn... das einfach egal wäre. Wenn man einfach nur sagt: „Okay, ich heiß so und so und meine Pronomen sind so und so“ und... es ist wurscht. Und dann kann man sich ja immer noch gerne näher drüber unterhalten, wenn man sich mit der Person gut versteht, aber es ist nicht... [seufzt] muss nicht immer das, das Wichtigste sein, das... Outings sind einfach furchtbar anstrengend und es wäre schön, wenn den zukünftigen Generationen das vielleicht erspart bliebe. Das würd' ich sehr gut finden.
- 47 J: Voll. Magst du vielleicht noch kurz erklären, was es mit diesem Dreieck Oberkörper, Du und Gesellschaft auf sich hat oder wo da für dich das Problem liegt?
- 48 A: Nein, ich fürchte, dazu fehlen mir momentan noch die Möglichkeiten, mich auszudrücken. Und ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich das jetzt so verständlich rüberbringen könnte, dass das dann sinnvoll ist. [lacht]
- 49 J: Okay. Gibt es noch etwas, das du sagen magst?
- 50 A: Nein, ich glaube nicht. Außer, du brauchst noch was von mir.
- 51 J: Nein, ich habe alles gefragt, was ich wissen will.
- 52 A: Gut, dann passt's. [lacht]
- 53 J: Dann danke für das Gespräch!

Codesystem

1 Verortung
2 Geschlechtsidentität und Outings
3 Meta-Ebene
4 Schnittstellen Körper, Gesellschaft, Geschlecht
4.1 Geschlechtszuschreibungen von außen
4.2 Performanz
4.3 Passing
5 Sozialisierung
5.1 Sozialisierung allgemein
5.2 Geschlechterbinarität
5.3 Inner Coming Out
5.4 Biologismen
5.5 Geschlecht als Selbstverständlichkeit
6 Gesellschaftlicher Wandel
6.1 Veränderung allgemein
6.2 Wünsche
6.3 Strategien
6.4 Aktivismus
7 Rechtslage
8 Repräsentation
8.1 Repräsentation allgemein
8.2 Sprache
8.3 Medien
8.4 Politik und Öffentlichkeit
9 Körper
9.1 Körperwahrnehmung allgemein
9.2 Aussehen und Kleidung
9.3 Körpersprache, Stimme, Habitus
9.4 permanente Veränderungen
9.5 Schwangerschaft
10 Negative Erfahrungen, Hürden, Kämpfe
10.1 Direkte Interaktion
10.2 Strukturelle Diskriminierung
10.3 Sonstige negative Erfahrungen, Hürden, Kämpfe

1 Verortung

Umfasst kurze Beschreibungen der eigenen Situiertheit und andere persönliche Informationen, die zu Beginn des Interviews von den Interviewten angegeben wurden.

2 Geschlechtsidentität und Outings

Umfasst Beschreibungen der eigenen Geschlechtsidentität sowie getätigte, anstehende oder imaginierte Outing-Situationen gegenüber Dritten und deren mögliche Folgen.

3 Meta-Ebene

Umfasst theoretische, abstrakte Überlegungen zu Geschlecht(sidentität) und Definitionen.

4 Schnittstellen Körper, Gesellschaft, Geschlecht

Bezeichnet verschiedene Interaktionsräume, in denen Menschen, deren Körper(bilder) und vergeschlechtlichte soziale Konventionen einander teils opponierend aufeinandertreffen.

4.1 Geschlechtszuschreibungen von außen

Beschreibt antizipierte oder erlebte, meist aufgrund körperlicher oder optischer Gegebenheiten getätigte Geschlechtszuschreibungen durch Dritte und eventuelle daraus resultierende Konsequenzen.

4.2 Performanz

Umfasst allgemeine Ausdrucksformen der eigenen oder einer anderen Geschlechtsidentität sowie die entsprechende Resonanz des jeweiligen Umfeldes und daraus resultierende Konsequenzen.

4.3 Passing

Umfasst die Möglichkeiten, Strategien und (antizipierten) Konsequenzen eines Passings als nicht-binäre (trans) Person.

5 Sozialisierung

Umfasst Prägungen in Zusammenhang mit Geschlecht und das zugrundeliegende Bild der Gesellschaft auf Geschlecht(er).

5.1 Sozialisierung allgemein

Umfasst allgemeine Erzählungen über das Aufwachsen, Prägungen in der Kindheit/Jugend in Bezug auf Geschlecht und das zugrundeliegende Bild der Gesellschaft auf Geschlecht(er).

5.2 Geschlechterbinarität

Umfasst Anzeichen und Auswirkungen des binär strukturierten Geschlechtersystems sowie (antizipierte) Folgen einer geschlechtlichen Nonkonformität.

5.3 Inner Coming Out

Umfasst den Weg oder Zeitpunkt der Findung der Geschlechtsidentität sowie die Umstände, die zur Klarwerdung über die eigene Geschlechtsidentität beigetragen haben.

5.4 Biologismen

Umfasst biologisch argumentierte – also auf scheinbar biologischen Argumenten aufgebaute – Geschlechtslogiken.

5.5 Geschlecht als Selbstverständlichkeit

Umfasst Beschreibungen der Selbstverständlichkeit und Allgegenwart oder Absenz von Geschlecht als Thema, insbesondere im Aufwachsen.

6 Gesellschaftlicher Wandel

Umfasst existente oder subjektiv wünschenswerte gesellschaftliche Veränderungsprozesse im Zusammenhang mit Geschlecht sowie Faktoren, die zu Veränderung beitragen (können).

6.1 Veränderung allgemein

Umfasst allgemeine Äußerungen zu gesellschaftlichen Veränderungsprozessen im Zusammenhang mit Geschlecht als Konzept, Norm oder Herrschaftssystem sowie mit Geschlechtern außerhalb der Binarität.

6.2 Wünsche

Umfasst Zukunftswünsche, Utopien oder gesellschaftliche Ziele im Zusammenhang mit Geschlecht(sidentität).

6.3 Strategien

Beschreibt individuelle Strategien, mit Schwierigkeiten oder Differenzen in gesellschaftlichen Kontexten umzugehen.

6.4 Aktivismus

Umfasst eigene, fremde oder imaginierte aktivistische Tätigkeiten oder mögliche Interventionen in Bezug auf Geschlecht(sidentitäten).

7 Rechtslage

Umfasst Äußerungen, die die rechtliche Situiertheit nicht-binärer Menschen und offizielle Dokumente in Zusammenhang mit Geschlecht betreffen.

8 Repräsentation

Umfasst alle Arten der Repräsentation nicht-binärer Personen sowie der Realitäten außerhalb der Zweigeschlechtlichkeit.

8.1 Repräsentation allgemein

Umfasst allgemeine Erzählungen über (öffentliche) Sichtbarkeit oder das Vorkommen nicht-binärer Menschen in gesellschaftlichen Kontexten.

8.2 Sprache

Umfasst sprachliche Repräsentation nicht-binärer Personen in Form von Anreden und Pronomen, aber auch Begriffe und Bezeichnungen, die in Verbindung mit Geschlechtern außerhalb der Binarität stehen.

8.3 Medien

Beschreibt die mediale Repräsentation nicht-binärer Menschen, etwa in Filmen oder auf Social Media.

8.4 Politik und Öffentlichkeit

Umfasst Sichtbarkeit und Wertigkeiten der Anliegen und Rechte nicht-binärer Personen in der Öffentlichkeit, in Diskursen sowie in politischen Debatten, Institutionen und Realitäten.

9 Körper

Umfasst das Verhältnis zum eigenen Körper und dessen Verbindung zur eigenen Geschlechtsidentität.

9.1 Körperwahrnehmung allgemein

Umfasst das Verhältnis zum eigenen Körper sowie Beschreibungen des Wohlbefindens im eigenen Körper und Faktoren, die dieses beeinflussen können.

9.2 Aussehen und Kleidung

Umfasst das Verhältnis von Geschlecht(sidentitäten) zu Kleidungsstil, Frisur, Schminke und sonstigen Äußerlichkeiten sowie Faktoren, die dies beeinflussen können.

9.3 Körpersprache, Stimme, Habitus

Umfasst Veränderungen von Körpersprache, Habitus oder Stimme im Zusammenhang mit Geschlecht sowie Faktoren, die diese Veränderungen beeinflussen können.

9.4 permanente Veränderungen

Umfasst das Anstreben oder Vornehmen bleibender körperlicher Veränderungen, wie etwa die Einnahme von Hormonen oder die Durchführung von Operationen, sowie Faktoren, die diese Entscheidungen beeinflussen können.

9.5 Schwangerschaft

Umfasst Vorstellungen und/oder Erlebnisse eigener Schwangerschaft und/oder Elternschaft.

10 Negative Erfahrungen, Hürden, Kämpfe

Beschreibt negative Erfahrungen, gesellschaftliche/individuelle Kämpfe sowie Hürden und Probleme verschiedenster Art, die auf Geschlecht(sidentität) zurückzuführen sind oder damit in Verbindung stehen.

10.1 Direkte Interaktion

Beschreibt negative Erfahrungen, Probleme und/oder Schwierigkeiten bezüglich der eigenen Geschlechtsidentität bei direkter Interaktion mit anderen Menschen.

10.2 Strukturelle Diskriminierung

Umfasst negative Erfahrungen, die strukturellen Ursprungs sind und auf gesamtgesellschaftliche Probleme verweisen.

10.3 Sonstige negative Erfahrungen, Hürden, Kämpfe

Umfasst negative Erfahrungen, Kämpfe oder Hürden, die nicht, nicht direkt oder nicht ausschließlich mit direkter Interaktion oder struktureller Diskriminierung in Verbindung stehen.

Codierbeispiele

Dokument-Browser: Chrisu (93 Absätze)

1 J: Magst du vielleicht zum Einstieg ein bisschen etwas über dich erzählen, was du möchtest, dass ich bzw. die Leser*innen der Arbeit von dir wissen?

2 C: Puh, schwierig. Ähm, am ehesten interessant ist wahrscheinlich gerade in diesem Zusammenhang einmal: In welcher Art und Weise non-binary? Ich würde sagen, ich identifiziere mich am ehesten als agenderflux. Also ich merke, dass meine Gefühle von Gender sehr stark fluktuieren. Momentan bin ich gerade in einer relativ femininen Phase, was irgendwie schräg ist. Ähm, jo. Und ansonsten... Ich fühle mich auch sehr hingezogen zu dem wunderschönen Begriff ‚autigender‘ – also die Variante, mein Autismus beeinflusst meine Wahrnehmung von Gender so stark, dass es eigentlich nicht davon zu trennen ist.

3 J: In welcher Weise hast du das Gefühl, dass dein Autismus darauf Einfluss hat?

4 C: Also, ich bin mir nicht einmal hundertprozentig sicher, ob es der Autismus ist, der da mitspielt, aber es ist einfach, ich versteh das grundsätzliche Konstrukt ‚Gender‘ nicht. Es kann mir irgendwie keiner erklären, wozu das notwendig sein soll und warum das so verknüpft ist mit welche Körperteile Menschen haben. Das... Ich verstehe grundsätzlich, wenn es sowas gibt wie Stereotype und wenn sehr viele Stereotype... wenn es irgendwie zwei Kategorien von „Okay, das ist typisch“ gibt, dann verstehe ich auch, dass es zwei Begriffe für diese zwei Stereotype gibt, aber es ist halt einfach nicht so. Es gibt halt mehr als zwei Stereotype, so. Also ungefähr unendlich viele – eins pro Mensch. (lacht) Und irgendwie... dieses ganze... auch der ganze Zusammenhang von staatlich anerkannten Geschlechtern: Geht es jetzt um das Biologische? Geht es jetzt darum, welche Körperteile bringe ich mit? Weil dann ist es komplett sinnlos, trans Menschen zuzusagen, dass sie ihren Marker im Pass ändern dürfen, weil wenn es darum geht, welche Genitalien ich hab', dann wird das geändert in dem Moment, wo irgendwelche OPs vorgenommen werden. Und nicht einmal da bin ich mir sicher, weil... Geht's um Fortpflanzungsfähigkeit? Wollen sie dafür die Sachen in die Pässe reinschreiben? Und wenn es nicht um Biologisches geht, sondern um Soziales: Warum kann man dann nicht einfach sagen: „Pff, such's dir aus!“? Weil, das ist ja eh vollkommen sinnlos.

54 C: Ja, genau.

55 J: Glaubst du, würde es für Menschen, die sich weniger drunter vorstellen können, einen Unterschied machen, wenn die rechtliche Situation eine andere wäre?

56 C: Auf Dauer wahrscheinlich, ja. Ich meine, spontan gäb's, glaube ich, einfach nur einen Aufschrei auf... „Special snowflakes brauchen irgendwie extra Gesetze“ und... Ich krieg da jede Menge Beschwerden mit über „Unsere Sprache wird kaputt gemacht!“ und ja... (sarkastisch) Tut immer wieder gut, zu hören. Ja. Aber ich glaube, auf Dauer braucht es politisch-rechtliche Grundlagen. Und sprachliche Grundlagen. Wir brauchen Wörter! Wörter, die einfach im allgemeinen Wortschatz normal sind. Weil: Nur wenn wir angesprochen werden können, ausgesprochen werden können, können wir existieren.

57 J: Ja, das ist auf jeden Fall ein wichtiger Punkt. Gehe ich recht in der Annahme, dass du dir rechtliche Anerkennung wünschst würdest?

58 C: Ja. Also, es ist... Der Eintrag im Pass ist mir jetzt ehrlich gesagt tatsächlich relativ egal, weil ich einfach sehr selten Ausweise herzeigen muss. Und gerade so für diese halb-offiziellen Anlässe habe ich meinen dgti-Ausweis.

59 J: Magst du kurz sagen, was das ist?

60 C: Das ist ein Ausweis von der deutschen Gesellschaft für trans und inter Menschen.

61 J: Der Ergänzungsausweis?

62 C: Ja, genau der. Und da steht halt offiziell mein Name als Chrisu drinnen und mein Geschlecht als nicht-binär eingetragen und es ist drunter noch ein kleines Feld mit meinen Pronomen auf Deutsch, Englisch und Französisch und... das ist schon irgendwie recht nice da bei... Keine Ahnung, wenn man sich jetzt bei irgendeinem Verein anmelden will und die fragen halt nach einem Ausweis, das Ding vorzeigen können und einfach sämtliche Fragen auf: „Na, aber was soll ich da jetzt bei Geschlecht ankreuzen?“ einfach wegzulassen, weil: „Ausweis. Abschreiben.“ (lacht)